This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

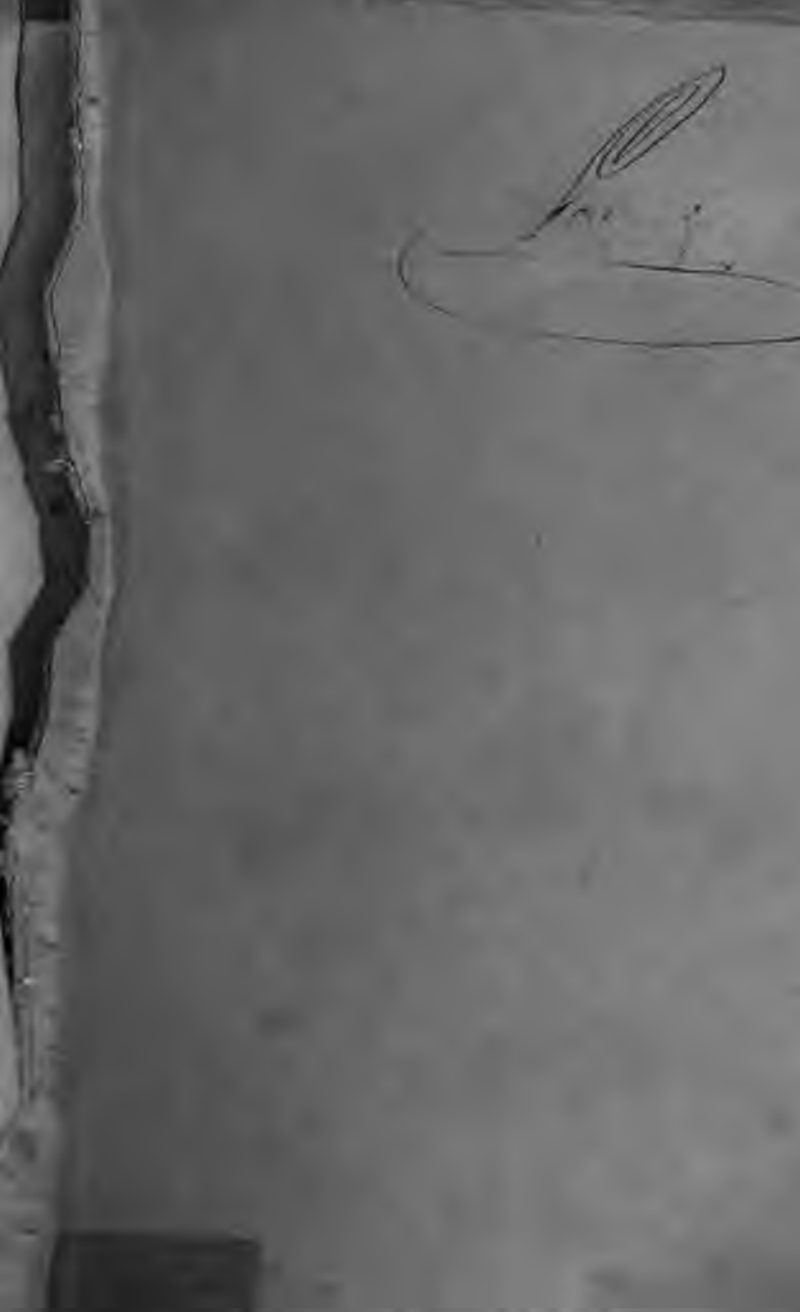
50 514.58.2

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG



August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1845.

Ein Menschenleben.

Von

August Lewald.

Neunter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

50 5 14.58.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY
BEXTER FUND
Dec 13, 1930

Inhalt.

Seite

Paris. (Schluß.) 1

Die Verbrecher-Colonie 3

Hans Holbein 57

Der alte Mellinger und seine Söhne 131

Carlino 183

Der Wehrwolf 217

Der Bandit 267

Der Sohn der Nacht 297

Paris.

(Schluß.)

Die Verbrecher-Colonie.

„Was sind Verbrecher-Colonien? —
„Kerker — Galeeren — Cloake des menschlichen Geschlechts — Nothställe des Handels. — Soll man das schöne Verdienst, ein Land anzubauen, dem Abschaum des Volks überlassen? Soll der schöpferische Beruf, die Natur zu erwecken, Taugenichtsen anheimfallen? —"

1.

Ungefähr vierzig kleine Häuschen von ärmlich eingehegten Gärtchen umgeben, die wir nach unsern Begriffen nicht füglich ein Dorf nennen können, liegen dort unfern des gelben Strandes, die unbedeutende grüne Höhe hinan, welche rings umher die Fernsicht begrenzt. Sie sehen ihrer Bauart nach den Holzhütten einer Quarantaineanstalt nicht unähnlich, oder den Baraken, welche in dem innern Hafen zum Aufbewahren von Tauen, Ankern und kleinen Böten gebraucht werden. Hin und wieder ziert ein hoher Baum, wie er nicht in Europa gesehen wird, das bleiche Gefild, ein Fahrzeug liegt zum Kalfatern bereit auf dem Sande, in der Entfernung erblickt man einen Rothrock mit blitzendem Gewehr als Schildwache auf eine Erdspitze ausgestellt und daneben flattert auf hohem Maste die Flagge von Großbritannien. Weiterhin irrt das Auge auf dem grauen, unendlichen Meere umher, ohne ein Segel zu erblicken, oder

es verliert sich in den weiten Luftraum, der beide Hemisphären umwallt.

Wir sind auf Neuholland, und dies ist eine jener Niederlassungen an seiner südöstlichen Küste, welche die englische Regierung zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit Verbrechern zu bevölkern anfing.

Von Lastern aller Art zu Verbrechen getrieben, mit Herzen voll Begierden, mit tief eingewurzeltem Hasse in der Brust gegen jene bevorrechtete Gesellschaft, die sie ausstieß aus dem Lande der freundlichen Heimat, betreten die Verbannten dieses ferne Ufer, und die Seereise, wenn gleich lang und beschwerlich, war dennoch nicht im Stande, ihrem Gemüthe eine sanftere Stimmung, ihren Sitten und Gewohnheiten eine mildere Verfassung zu geben.

Sie sind, nach dem Glauben der Kirche, ohne Absolution Gestorbene, die zu den ewigen Qualen drüben erwachen. Ihr Leben unter bekannten Bedingungen und Formen ist geendet und sie landen hier an einem unbekannten Strand, neuen Leiden, neuen Klagen, die sie nie noch empfunden, von denen sie nie gehört, entgegengehend. Alle alten Verhältnisse sind für sie zerrissen; waren sie verheirathet, hatten sie Kinder? sie wissen es nicht mehr.

Hier sollen sie Beides suchen, so will es die Regierung, um aus der Verbrecherſaat sich in hundert Jahren eine reiche, betriebsame Colonie zu ziehen.

Da die kriegerischen, mistrauischen Eingebornen zu Verbindungen dieser Art nur selten die Hand bieten, so weiß man in Europa diesem Mangel abzuhelfen. Lose Dirnen, von Lastern und Schändlichkeiten genährt, werden hierher geschickt, um mit den Verbannten Ehen zu schließen und die Colonie zu bevölkern.

Dies nannten die europäiſchen Regierungen ein Land der Wilden civiliſiren.

Die Niederlaſſung, von welcher hier geſprochen wird, beſtand bereits ſeit zehn Jahren. Sie zählte achtzig bis hundert Seelen. Ein alter Falſchmünzer hatte ſich das Vertrauen des Gouverneurs in Sidney in ſo hohem Grade erworben, daß ihm verwilligt worden war, hier eine Coloniſation zu beginnen, und wirklich trieb der Alte, der in Europa längſt das Leben verwirkt hatte, das Amt eines Richters und Vorſtehers der Colonie mit ſolcher Umſicht und äußern Würde, daß Obriſt Jameſon, der Gouverneur, oft im Scherze zu ſagen pflegte: es wäre doch recht Schade geweſen, wenn ein Ende zuſammengedrellten Hanfes dem alten Morris die Kehle zugeſchnürt hätte.

Morris war in Europa bereits verheirathet geweſen, ſeine Verbannung hatte aber ſeinen bürgerlichen Tod herbeigeführt. Sowie er in Fort Sidney ans Land ſtieg, war er zu einem neuen Leben erwacht, deſſen offene Wege vor ihm lagen, die er nach freier Wahl betreten durfte. Seine Geſchmeidigkeit und verſchiedenen Kenntniſſe brachten ihn bald in Gunſt, eine Verbindung mit einer Europäerin, die noch Spuren von Schönheit beſaß, machte ihn zum Vater, und der ſchnelle Tod dieſer Gattin zum Witwer. Eine Tochter blieb ihm aus dieſer kurzen Ehe, die ſich in London dreiſt neben den Schönſten hätte ſehen laſſen dürfen. Alle Vorzüge der Engländerinnen waren in ihr in hohem Grade vereinigt. Die durchſichtige Haut, das große Auge, das goldene Haar, der ſchlanke Wuchs; Morris trauerte, da er die Knospe ſo himmliſch ſich entfalten ſah, daß ſie hier in dieſem Winkel ſich entblättern würde, und dann leuchtete es wol zwiſchendurch in ſeinem Innern mit freudiger Glut: ſie bringt dich noch einmal an Bord der

Rettung zu den Ufern des Savern, wo aus der väterlichen Esse der Rauch steigt, wo die unglücklichen Tiegel und Stempel und Prägstöcke standen, die dich verlockten zum verderblichen Gewerbe, und wo du nun zufrieden wärest mit trockenem Brote und einem Kruge Bier und einem Stein zum Lager in der Straßenecke und dem harten Dienste eines Schiffziehers. Ja, ja, Ebbi bringt dich noch einmal heim zu den Fleischtöpfen Alt-Englands — das Mädchen hat der Himmel für Sidney-Cowe nicht so schön werden lassen.

2.

Ebbi's Anlagen entfalteten sich eben so wunderbar als ihre Schönheit. Ein wüster Mensch, der zu seinem Unglücke ein geschickter Kalligraph geworden war und sich von frühester Jugend darin übte, Handschriften, Namenszüge und ähnliche Federkunststückchen auszuführen, war zu jener Zeit auch in der Colonie. Seine Geschicklichkeit hatte ihn zu einer Gesellschaft von Verfälschern von Banknoten gebracht und mit dieser nach Neuholland. Er war noch jung und hieß Pinkson, er besorgte die Rechnungen der Colonie und versah das Amt einer Art von Staatssecretär des Innern, dabei hatte er sich anheischig gemacht, die schöne Ebbi zu unterrichten.

Es war um die Zeit, wo man in Europa das Wiegenfest des Weltheilandes mit freundlichen Kinderbescherungen und andern lieblichen Gebräuchen zu begehen pflegte, als der alte Morris auf der Steinbank vor seiner kleinen Hütte in tiefen Gedanken dasaß und dem Winde zu hor-

chen ſchien, der auf dem ungeheuern Wellenſpiegel einherzog und wie ein Ungeheuer der Wüſte heulte. In der That aber hörte und ſah der alte Morris nichts von Allem, was um ihn vorging. Er wußte trotz der grünen Bäume und der milden Luft, die ihn umgab, doch recht gut, in welchem Jahresabſchnitte er lebte, und ſah vor ſich das vaterländiſche Eiland mit den entblätterten Bäumen, eingehüllt in ſeine Nebel, und den erwärmenden Steinkohlendampf, der darauf lagert, wie ein ſchirmendes Dach gegen die böſen Eindrücke der Luft. Es war eine ſonderbare Wehmuth über ihn gekommen. Er dachte ſeiner Judith, die nun — wenn ſie noch lebte — auch alt geworden war — runzlich und grau — wie er, und ſeiner Kinder Jonathan und Eliſa. Er dachte daran, daß er drüben todt ſei, daß ihn die Seinigen längſt beweint hatten und nun ſeiner gedachten, wie man eines Dahingeſchiedenen gedenkt. Aber er dachte auch daran, daß ſeine Kinder aller bürgerlichen Rechte verluſtig gegangen, daß ſie in England keine Engländer mehr waren, kein Gut beſitzen durften, keinen Namen hatten, daß der Junge glücklich genug wäre, wenn ihn ein mitleidiger Indienfahrer zum niedrigſten Schiffsdienſte angenommen hätte und ſeinem Mädchen ein noch ſchlechteres Loos gefallen ſein würde. Er konnte nicht weinen, ſeine Zähne knirſchten und das Auge bohrte wild in den Sand. Da trat Pinkſon aus dem Hauſe und ſetzte ſich zu ihm. Er hatte eine ſchöne hellrothe Blume im Knopfloche, nach europäiſcher Weiſe, und war in der freundlichſten Stimmung der Welt. Das trübe Weſen des Alten mußte ihm daher auffallen. Er fragte nach der Urſache, die jener ihm willig offenbarte.

„Seid Ihr nicht ein Thor?“ ſagte Pinkſon, „kennt Ihr denn noch immer den alten Francis Morris, den Gold-

ſchmied aus Dundee, der vor zehn Jahren in England geſtorben iſt und begraben und Keine ſeines Namens hinterlaſſen hat? Habt Ihr den noch nicht vergeſſen? Ei, Ihr ſolltet froh ſein, daß Euch das Nebelbild mit Allem, was dran hängt, auf ewig aus Euern Blicken entſchwunden iſt. Hätten ſie den alten Kerl gehenkt, ſo könntet Ihr nicht hier ſitzen und hättet keinen Engel, keine Ebbi, die Euch das Leben verſüßt und tauſendfältige Freude bereitet."

Der Alte athmete auf, mit dem Gedanken an Ebbi zog die Hoffnung wieder ein in ſein verkohltes Herz. Es war ihm wie dem Geliebten, der im herbſtlichen Laubgange ſeiner Erſehnten entgegenharrt und endlich ihr ſanftes Nahen im Raſcheln der gefallenen Blätter zu vernehmen glaubt. Er drückte die Augen feſt zu und dachte ſich alle Möglichkeiten, die er ſich ſchon hundertmal gedacht hatte, und ſah ſich ſchon mit ihr auf dem Schiffe, deſſen Segel der Wind heimwärts ſchwellte.

„Nun, warum macht Ihr die Augen zu?" fuhr Pinkſon fort, „ſeid Ihr grämlich darüber, daß ich Eurer Ebbi erwähne? Hatte der alte, todte und verſchollene Francis Morris etwa ſchönere und beſſere Kinder? Iſt Euch die Ebbi zur Laſt? Dürft's nur ſagen, ich nehme ſie Euch ab. Heirathen muß ſie ja doch in der Colonie, ſo will es das Geſetz, und Einem von uns fällt ſie heim, und da denk' ich, daß ich dann doch einige Rückſicht verdiene."

Dieſe Worte begleitete er mit einem böſen Lächeln.

„Pinkſon," ſagte Morris ernſt, „das geht nun und nimmermehr. Ich bitt' Euch, denkt nicht daran."

„Und warum ſollt' ich nicht?" fragte der Andere frech, „ſie iſt mir ja wol nicht zu vornehm? Ihr ſeid Richter, ich bin Secretär der Colonie, dem Stand nach iſt Schwiegervater und Schwiegerſohn nie im richtigern Verhältniß zu ein-

ander gewesen. An Glücksgütern sind wir uns ja wol auch gleich und an Adel, je nun! unser Stammbaum ist gleich alt und hoch. Ganz London kennt ihn auf dem Dache des Gefängnisses."

„Ihr scherzt darüber noch, Pinkson!" sagte Morris, tief erschüttert.

„Und sollt' ich darüber weinen?" entgegnete dieser. „Gebt mir Eure Ebbi, eine bessere Partie könnt Ihr für sie nicht finden. Fragt sie nur einmal, ob sie mich will, und hört, was sie antworten wird."

„Habt Ihr irgend eine solche Macht über sie zu erlangen gestrebt, so seid verflucht!" rief Morris vor Zorn bebend und aufstehend.

„Nun, nun, Ihr wollt ja gar einen europäischen Hausvater spielen, Sir — wie heißt Ihr doch? Ihr seht einem Alten ähnlich, den ich einmal in London von den Gerichten als Falschmünzer zum Galgen verurtheilen sah —" schrie ihm Pinkson höhnisch nach. Da wandte sich Morris mit seinem bleichen Gesichte und sah Pinkson durchdringend an. Nicht beleidigt hatte ihn der Hohn des Elenden, Beleidigungen kannte man hier nicht mehr; aber eine Angst hatte sich seiner bemächtigt, die Bosheit Pinkson's könne ihm seine schönsten Hoffnungen zerstören, die an Ebbi geknüpft waren, und er wählte nicht lange, sondern ergriff schnell, was ihn von dem frechen Bewerber, nach seiner Meinung, mit einem Male befreien konnte.

„Man sagt, daß Ihr ein Jude seid, Pinkson!" sprach Moris fest, „und meine Ebbi kann Euer Weib nicht sein."

„Unsere Religion ist hier in Ulimaroa dieselbe," schrillte es zwischen Pinkson's bleichen Lippen hervor, während die gewandten Finger der rechten Hand im krausen Haare wühlten und die linke ans vorstehende Kinn griff. Ich

meinte es gut mit Euch, alter Morris, und Ihr werdet es ſchwer büßen, daß Ihr mich verſchmähtet, das glaubt mir, ſo wahr Euch einſt am heutigen Tage Euer Gott, der ein beſchnittener Jude war, aus David's, des Königs, Stamme geboren wurde."

In dieſem Augenblicke ward dies Geſpräch durch ein Geſchrei unterbrochen, das aus dem nahen Hohlwege zu kommen ſchien. Bald erblickte man eine junge Wilde, die mit blutendem Kopfe ſich Morris' Wohnung nahete. Es war Banalok, eine Geſpielin' Ebbi's, die mit einem Indianer bereits mehre Monate lebte und von ihm ſchon oft mit Ermordung bedroht worden war. Die Eingeborenen mishandelten ihre Weiber bei jeder Gelegenheit und die ſchlanke Banalok, die ſich jetzt nach der Niederlaſſung der Europäer geflüchtet hatte, ſtürzte zu Morris' Füßen nieder, vom Blutverluſte erſchöpft. Ihr Auge ſchoß einen Blick nach Pinkſon, worin ſich Schmerz und Wildheit paarten, ihr Geſchrei war verſtummt, und ſie ließ es geduldig zu, als Morris ihr die klaffende Wunde am Kopfe unterſuchte, die ihr das Streitbeil ihres Liebhabers geſchlagen hatte. Pinkſon war ruhig den Hügel hinab zum Strande gegangen, wo ihn das hereinbrechende Dunkel den Blicken bald entzog.

3.

Alles ruhete in dem Weiler der Verbannten; Aller Augen waren geſchloſſen und die glühenden Hirne, die raſtlos bemüht waren, eine Flucht aus den Niederlaſſungen zu erſinnen, genoſſen einer kurzen Ruhe, um ſich bald wieder von Neuem in dieſer fruchtloſen Qual zu erſchöpfen.

Nur zwei Augen waren offen, nur ein Hirn brütete furchtbare Plane: es waren Pinkson's Augen, Pinkson's Hirn, der da saß auf dem Stein, den Kopf in die Hand gestützt und hinstarrte nach des Richters Haus.

Unten in der Vorhalle erblickte er den schwachen Schein einer kleinen Hauslampe. „Dort liegt Banalok," sagte er zu sich, „und sie muß ich sprechen!" Die Landessprache war ihm geläufig und er machte sich auf den Weg.

In einem Winkel der Vorhalle lag auf einem Lager von Moos und Blättern das wilde Mädchen, den verbundenen Kopf tief in diese vergraben und von dem starken Blutverluste in einen betäubenden Schlummer gewiegt. Ihre schlanken Glieder, hier und da von Moos und Blättern gedeckt, sahen einer bunten Schlange nicht unähnlich.

Pinkson schlich leise herbei und weckte sie mit einem Kusse. Raschelnd fuhr Banalok in die Höhe und auf den Fersen gekauert, mit vorgerecktem Kopfe, starrte sie ihn an. Das blutige Tuch hatte sich verschoben und einige dicke Tropfen geronnenen Blutes klebten auf der Stirne.

„Was will Pinkson?" fragte sie entsetzt, nachdem sie ihn erkannt hatte.

„Ich komme, Dich zu herzen und zu lieben, schlanke Banalok," sprach jener. „Ich habe vor Trauer nicht schlafen können, daß Dein Blut geflossen ist, geflossen ist für mich — weil ich Dich lieb habe und Du mich wieder liebst."

Banalok zeigte die Zähne wie ein gereizter Affe, dann ballte sie die Fäuste gegen Pinkson und warf ihm eine Hand voll feuchten Mooses an den Kopf.

Pinkson fragte nach der Ursache ihres Zornes. Sie aber warf sich ungeberdig hin und wimmerte leise.

„Schmerzt Dich Deine Wunde, Banalok?" fragte er mit verstellter Theilnahme.

Sie ſprang ſtatt aller Antwort in die Höhe, riß das Tuch herunter und lachte, den Kopf ſchüttelnd, daß die vom Blute getränkten ſtarren Haarre ihr das Geſicht bedeckten.

„So ſprich, meine Banalok," fragte Jener weiter. „Soll ich Rache nehmen an Deinem Gatten? ſoll ich ihn tödten, weil er Dich mishandelt hat?"

„Tödten?" rief ſie mit unterdrücktem Grimme; „tödte Dich und Ebbi und dann will ich meinen Bruder bitten, daß er mich umbringe."

Es ward Pinkſon klar, daß hier Eiferſucht im Spiele ſei.

„Was haſt Du, Banalok, fragte er weiter, „das Dich ſo aufregt? Theile mir Deinen Schmerz mit, damit ich ihn lindere."

„Während Canjaruht, mein Herr, mich tödten will, weil ich Dich lieb habe, biſt Du im Hauſe des Richters und liebſt Ebbi," ſprach die Wilde. „Geh zu Deiner weißen Schönen, Du kannſt ja doch nur Deinesgleichen lieben, ihr ſeid näher dem großen Weſen als wir, dafür ſchützt es euch und freut ſich an euch; ich aber will als Magd hier im Hauſe bleiben und ſehen, wie es euch gut geht —"

„Thörin," ſagte Pinkſon. „Ich kann nie Ebbi umarmen, wie ich Dich umarmt hielt, als das große Weſen ſichtbar um uns blitzte und flammte. Gedenkſt Du noch des Donners, den wir vernahmen, da wir aneinander geſchmiegt lagen, in der Höhle des Panthers, auf ſeinem Mooslager, das noch warm war von dem ſcheckigen Vlies des wilden Jägers, der hinausgezogen war zur Morgenjagd? Und wie wir uns ſtreckten und uns nicht fürchteten und uns Beiden Alles verging, was in der weiten Schöpfung uns umgab, und die flammenden Blitze unſern halbgeöffne-

ten Augen erſchienen, wie tanzende Funken, wie ein goldener Regen?"

Banalok ſchauerte vor ſeliger Erinnerung zuſammen und ſank dann in die raſchelnden Blätter.

„Ich liebe Ebbi nicht, Banalok, das kannſt Du mir glauben," ſprach Pinkſon weiter, „ich will nur frei ſein, frei ſein um jeden Preis. Dann nehm' ich Dich mit mir nach Europa, dort ſollſt Du wie mein Weib leben und ganz glücklich ſein. Aber bevor ich dahin gelange, mußt Du mir ganz zu eigen ſein und thun, was ich Dir befehle."

Banalok horchte hoch auf und ſtarrte ihn an.

„Ebbi's Vater hat mich beleidigt, mich aufs Tiefſte gekränkt, ich will mich an ihm und ihr rächen. Ich will mich an den Europäern rächen, denen ich mein Unglück zu verdanken habe. Und dann, Banalok, werden wir Beide frei und glücklich ſein. — Du kennſt die Kräuter, woraus der giftige Saft gepreßt wird, womit ihr eure Pfeile vergiftet."

„Seit meinen erſten Jahren, ſeidem ich Zähne habe, die Kräuter zu kauen, und ſo viel Einſicht, den giftigen Saft nicht hinunterzuſchlucken, mußte ich das Gift für die Brüder ſtets bereiten," erwiderte Banalok ſchnell.

„Eile, Banalok," ſagte Pinkſon, „ſchaffe mir ſo viel von dem Safte, als Du kannſt. Laſſe vom Morgen bis zum Abende dies Deine einzige Sorge ſein. Ich werde Dich ſehen jeden Abend bei Sonnenuntergang in dem Thal der Pantherhöhle und dort wirſt Du mir Das, was Du am Tage bereitet haſt, ſtets übergeben, und ich will Dich herzen und deine Lippen küſſen, ſelbſt wenn ſie noch gefärbt wären von dem Gifte, das Dein Mund bereitete."

Banalok's Auge leuchtete.

„Und Ebbi?" fragte ſie zögernd, „und ihr Vater?" ſetzte ſie ſchnell hinzu. „Willſt Du Krieg führen mit Dei-

nen Landsleuten? Und ich soll Dir beistehen?" Sie lachte. „Vier Pfeile schießen wir ab, auch sechs, und dann ergreifen sie uns und essen uns auf."

„Wir tödten sie, ohne daß sie es merken, Alle vergiften wir," sprach sehr leise der Europäer, der wohl merkte, daß Banalok nicht zu fassen im Stande war, welchen andern Gebrauch man von dem Safte machen konnte, als Pfeile zu vergiften.

„Banalok ist Dein, weißer Mann," rief die Wilde und warf sich an seinen Hals und schlang die Arme um ihn. „Nun geht sie wieder mit Canjaruht und seinen Brüdern, die sie morgen holen werden; sie will ihr Blut gern vergießen, wenn Du sie liebst und Ebbi hasseſt."

Pinkson ließ sich ihre ungestümen Liebkosungen gefallen und nach einigen Stunden verließ er sie und die Halle, um über seinen teuflischen Plan reiflicher nachzudenken. „Morgen im Pantherthale und halte Wort!" rief er ihr beim Weggehen zu.

Sie aber warf sich in die welken und zerwühlten Blätter des Lagers, ihr erhitztes Blut, das den Körper durchtobte, drang in spärlichen Tropfen aus der Wunde und die gedungene Giftmischerin achtete jeden Schmerz gering und überließ sich sorgenlosen Träumen.

4.

Als am frühen Morgen Canjaruht's und der Andern rauhe Stimmen in des Richters Hofe erschallten, fuhr Banalok aus ihrem Schlummer empor.

Sie hörte, daß Morris Canjaruht über seinen Jäh-

zorn Vorwürfe machte und ihm sagte, daß er das junge Weib nicht mehr vom Hofe lassen wolle, um sie vor ähnlichen Mishandlungen zu schützen.

Aber Banalok sprang herbei, wie die Gazelle des Gebirgs, streckte sich und sagte fröhlich, daß sie mitgehen wolle.

Canjaruht lachte ihr freundlich zu.

„Du wirst todtgeschlagen, wenn Du ihm folgst" sprach der Richter, und auch Ebbi, die in den Hof gekommen war, näherte sich der Wilden, um sie zu warnen und zu bitten, daß sie bei ihr bleiben möchte. Aber Banalok sah sie nicht an, ergriff Canjaruht's Arm und lief mit ihm und seinen Begleitern mit Sturmwindschnelle davon.

Morris und seine Tochter sahen ihnen nach und konnten sich das Betragen dieser wunderlich eigensinnigen Wilden nicht erklären. Vater und Tochter gingen an die Gartenarbeit, ohne mit einander zu sprechen, und erst nach einigen Stunden ruhete der Alte unter einem Baume aus, während Ebbi ein grobes, nach europäischer Weise gebackenes Brot und einige in Asche gebratene Kartoffeln, ihr Frühstück, aus dem Hause holte.

„Ebbi," fing der alte mit bekümmerter Miene an, „ich will wissen, was Du mit Pinkson seit längerer Zeit gesprochen hast; sei aufrichtig gegen Deinen Vater und verhülle ihm kein Fältchen Deines Herzens."

Ebbi wurde bleich wie der Mond, der aus dem dunkelblauen Himmel auf Ulimaroa herabstrahlt. Ihre Augen senkten sich und ihr Busen wogte. Sie war nicht vermögend zu antworten.

„Mein Kind", schrie Morris außer sich, „was für schreckliche Dinge soll ich hören? Foltre mich nicht länger, entdecke mir Alles."

„Vater!" sagte das Mädchen, nachdem sie sich gesam-

melt hatte. „Du befiehlst und ich muß gehorchen. Du weißt, wie ich einsam lebe und wie Niemand von der Niederlassung in unser Haus kommt und wie ich zu Niemand gehe als zu dem Gouverneur, wenn ich Dich dahin begleite. Ich weiß recht gut, daß alle Europäer, die hier leben, Verbrecher sind, ich wußte längst, daß auch Pinkson ein großes Verbrechen begangen hat, und daß er es hier abbüßt und von Dir und dem Gouverneur ausgezeichnet wird, weil er sich gebessert hat. Aber ich weiß auch, daß Du, mein Vater, kein Verbrecher bist, sondern ein tugendhafter Mann, den, gleich dem Gouverneur, der König von England hierhergeschickt hat, um die bösen Menschen zur Ordnung zurückzuführen, und daß es nur von Dir abhängt, zurückzukehren in Dein Vaterland, und daß wir einst Beide dorthin reisen werden, wo Du den Lohn empfangen wirst für Deine Treue."

Morris zuckte zusammen und bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Weißt Du jetzt schon, was der Schändliche Dir nachgesagt hat?" fragte Ebbi, „o so erlasse mir, Dir's zu wiederholen."

„Nein, nein, erzähle!" stammelte Morris. „Schon seit lange ist Pinkson bemüht," sprach Ebbi, „mir diese Meinung von unserm Glücke zu rauben, und neulich ging er so weit zu behaupten, Du seist ein noch schändlicherer Verbrecher als er, und hättest in Deinem Vaterlande den Tod erleiden sollen, nur des Königs Gnade hätte Dich hierher geschickt; aber obgleich Du hier lebtest, seiest Du doch im Vaterlande todt, und zwar ehrlos todt, Deinen Namen nenne keine Zunge mehr, Dein Eigenthum sei dem Könige zugefallen, Deine Kinder seien dem Elende preisgegeben, Du dürftest nie mehr Dich dort blicken lassen und ich —

ich ſelbſt wäre ein ganz verworfenes Geſchöpf, die Tochter eines Todten, ich wäre verdammt, mein ganzes Leben hier zu bleiben, und müſſe einſt das Weib des erſten beſten Pflanzers werden, und wenn der verruchteſte Mörder meine Hand begehre, ſo müſſe ich ſie ihm reichen."

Ebbi hielt ihre Thränen nicht mehr zurück, ſie ſank an die Bruſt des Alten und benetzte ſie. Morris war ſo ſtark ergriffen, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Aber wenn ich mich ihm anvertrauen wollte," fuhr Ebbi nach einer langen Pauſe fort, „wenn ich ihm meine Hand gäbe, ſo würde ſich mein trauriges Loos zum freudigſten umgeſtalten. Er habe zwar gefehlt, aber ſein Fehltritt ſei nur zu hart beſtraft worden, es ſei ein jugendlicher Leichtſinn geweſen, den er nun längſt abgebüßt und abgelegt habe. Bald würde er nach England zurückberufen werden und als ſeine Frau könnte ich ihm dahin folgen und in Ehren alsdann wieder einer Familie angehören, die mich liebend aufnehmen würde. Er wollte mich alsdann für eine Eingeborene dieſes Landes ausgeben, damit nicht der Schimpf Deiner Erniedrigung an ſeiner Gattin hafte."

Morris ſtarrte ſtumm vor ſich hin. Das Geheimniß ſeines ſchrecklichen Looſes vor Ebbi's reinem Herzen bis jetzt bewahrt zu haben, war das einzige Glück, deſſen er in ruhigen Stunden froh werden konnte. Seine Lage war ſchrecklich. Ebbi ſaß vor ihm mit den fragenden Augen, ſie glaubte kein Wort von Dem, was Pinkſon ihr geſagt hatte, und erwartete jetzt, daß der ganze Unwille ihres Vaters gegen den ſchnöden Lügner losbrechen würde; aber Morris hatte nicht Kraft dazu und kämpfte mit ſich ſelbſt, über Das, was er ihr ſagen ſollte.

Mit einem Male den ſchönen Wahn des Mädchens zu zerſtören und ihr die ganze Tiefe ihres Elends zu entdecken,

war er nicht im Stande, und ihr ein Geheimniß noch verbergen, das ihr jetzt der Zufall bei der ersten Gelegenheit enthüllen mußte, schien ihm ganz unmöglich.

Ebbi hatte die Hand ihres Vaters ergriffen. „Werden wir nach England zurückkehren, Vater? werden wir nicht länger mehr unter den bösen Leuten hier weilen?" fragte sie mit dem Tone der kindlichen Bitte.

„Wir werden zurückkehren," sprach Morris gepreßt, und — „Pinkson ist ein Lügner," war er im Begriffe hinzuzufügen, als Kanonenschüsse seewärts ertönten, die von dem Fort beantwortet wurden. Alles lief auf die nahe Höhe und auch Morris und Ebbi erklommen, von den Andern abgesondert, eine hohe Spitze und genossen das majestätische Schauspiel, eine herrlich ausgeflaggte Kriegsbrigg, mit vollen Segeln, unter Schießen und Vivatrufen in die Bucht einlaufen zu sehen.

5.

Obrist Jameson, der Gouverneur der Colonie, wurde abberufen und Sir Thomas Lawrence, der einen neuen Verbrechertransport nach Sidney-Cowe geleitet hatte, war dazu bestimmt, seine Stelle zu ersetzen.

Der Zuwachs bestand in sechzig Seelen und da keine Hütten leer waren, so wurden die neuen Sträflinge bei den alten einquartirt, bis daß sie Land und Material erhalten haben würden, sich Hütten zu bauen.

Auch Morris mußte die eine Hälfte seiner Wohnung diesen ungebetenen Gästen einräumen, und Ebbi, schüchtern wie sie war und gewarnt von ihrem Vater, zog sich in ein

kleines Kämmerchen zurück, wo sie von Niemand gesehen wurde, während die Neuangekommenen mit großem Lärm im Hause schalteten, gleich als wären sie Herren der Insel. Die Sonne säumte bereits den Rand der Fluthen, als der neue Gouverneur von Fort Sidney herabkam, um die Niederlassung zu besuchen und sich von dem Zustande der Verbannten zu überzeugen.

Morris, dessen Hütte die erste war auf seinem Wege, besuchte er zuerst.

In dem Hofe lagen die neuangekommenen Verbrecher fluchend und knirschend, daß sie nur die gewöhnliche Schiffsration erhalten hatten, und forderten schreiend von dem Gouverneur Land, um Hütten zu bauen und Gärten anlegen zu können.

In der Mitte des Hofes hatten sie ein großes Feuer gemacht und sich darum gelagert, während Einer unter ihnen, ein französischer Koch, der seinem Herrn, einem edeln Lord, einst in London ein diplomatisches Diner verdorben hatte und, als er dafür bestraft wurde, ihm eine ganz kostbare Orangerie aus Rache zerstörte, seinen würdigen Collegen eine Mahlzeit bereitete. Sie hatten einige Hunde eingefangen und er war bemüht, dieselben auf verschiedene Weise zuzurichten.

Eingeborene hatten sich dazugefunden und einige Landesfrüchte mitgebracht; Morris' Vorräthe mußten Kartoffeln, Salz und Butter liefern, und von der Regierung war ihnen gesalzenes Fleisch, Reis und Rum gegeben worden. Mit diesen Ingredienzien handtierte nun der Franzose so wichtig, als stände er am Herde einer herrschaftlichen Küche, und die Verbrecher sahen zu mit wässerigen Mäulern.

Das lustige Feuer und der Lärm in dem Hofe des Richters hatten die andern Neuangekommenen von nah und

fern herbeigezogen, und sie brachten ihre Vorräthe und verlangten, daß der Franzose sie ihnen bereite, um Theil an der Mahlzeit zu nehmen. Nur wenige von den jüngern Verbannten, die erst kurze Zeit auf der Insel waren, gesellten sich dazu, um Nachrichten aus der Heimat zu hören; die ältern aber blieben daheim, im Kreise der Ihrigen. Für sie war England nicht mehr auf der Welt, sie wollten durch nichts mehr daran erinnert werden, sie haßten die neuen Brüder, welche ihre Niederlassung mit frischen Lastern und Begierden bereicherten und für sie selbst in ihrer strengen Zurückgezogenheit nur alte Wunden wieder aufrissen.

Der Richter trat unter die Thür, um seinen hohen Gast zu empfangen.

Der Gouverneur war ein junger Mann, welchem die Lust nach einer abenteuerlichen Thätigkeit diesen Posten wünschenswerth gemacht hatte. Er kam an diese Küste im Gefühl eines unumschränkten Herrschers, sein Herz war nicht von dem Wunsche erfüllt, tiefes Elend zu lindern, es hegte den Abscheu vor Verbrechern, wenngleich der Keim zu Verbrechen in ihm schlummerte. Es war das Herz eines jener Bevorrechteten, dessen Macht und Willkür unerlaubte Gelüste schnell zu befriedigen vermag und sie daher nie zu Verbrechen reifen läßt. Er hatte den Willen, die Verbannten in strenge Zucht zu nehmen, und hoffte so sich seiner Regierung im besten Lichte zu zeigen. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Insel würden ihn seine hohen Gönner, das wußte er, zu einem andern Posten abberufen, und der Gouverneur der Verbrechercolonie konnte in einigen Jahren darauf rechnen, Gouverneur vom Cap oder von Ostindien zu sein.

Auf seinen Befehl wurden die ältern Verbannten alle in des Richters Hof berufen.

Von nah und fern kamen sie herbei. Die trotzigen Gesichter der Einen, die der Andern, worauf sich ein Strahl der Hoffnung spiegelte, hier die gebräunten, tief gefurchten Züge eines Verbrechers, der seit langen Jahren diesem Klima, diesem Boden schon angehörte, dort die bleiche Farbe des kränkelnden Europäers, der im Kampfe mit diesem Elende noch ein ungewisses Loos erwartete.

Der Gouverneur ließ sie in Reihen treten, um sie zu mustern, und es Denjenigen zu verkünden, welche, nur auf eine bestimmte Zeit verbannt, mit der rückkehrenden Fortuna, die ihn auf das Eiland gebracht, nach England abgehen konnten.

Die auf diese Weise Begnadigten hatten sich auf einen Haufen seitwärts gestellt und dem Könige von England ein donnerndes Hurrah gebracht. Nur ein einziger alter Mann mit weißen Haaren schlug die ihm zugedachte Gnade aus.

„Die Thoren," sagte er, „sie freuen sich, wieder in das Land zurückzukehren, wo zwar Blumen duften, aber hinter einer jeden eine giftige Schlange lauert. Wo der Hunger regiert und der Mangel, wo die Verworfenheit herrscht und die Verführung, wo Goldhaufen dem armen Entbehrenden winken, und der Galgen ihm lohnt, wenn er zugreift. Wo sich üppige Prasser von dem Schweiße der Armuth nähren, wo arme Landbewohner, die bei schwerer Arbeit halb hungrig zu Bette gehen, dafür sorgen müssen, daß dem Reichen, der Alles im Ueberflusse besitzt, nichts abgehe. Wo die übermüthigen Ungeheuer schreien, die gesellschaftliche Ordnung sei verletzt, wenn ein armer, verhungernder Teufel ein Huhn stiehlt, oder ein Schaf, seinen Hunger zu stillen. Wo ein gemeiner Knecht des Reichen ihn niederschießen darf, für ein Häschen, das er sich zur Mahlzeit erkor. Nein, nein, ich will nicht mehr zurück in das Land der Lockun-

gen und der Galgen. Ich war dort ein Mörder um der Tugend willen, und ich würd' es jetzt aus Hunger werden, denn dem Elenden, von Sidney-Cowe Heimgekehrten, wird kein Menſch mehr Vertrauen und Milde beweiſen, als dem damals freigebornen Sohn von Alt-England. Ich war ein Mörder, weil ich mich nicht aus Verzweiflung, wie Tauſende meiner unglücklichen Landsleute, in die Themſe ſtürzen wollte, und der Gnade des Königs verdanke ich's, daß ich noch lebe. Fragt Alle, die hier ſtehen, wie ich mich betragen habe, ob ich ein mordluſtiges Ungeheuer bin, vor dem ſich die menſchliche Geſellſchaft zu fürchten habe. Daß dies auch Altenglands weiſe Gerichte eingeſehen haben, bewies mir einmal die Milderung der Todesſtrafe in Deportation, und jetzt die Erlaubniß nach Europa zurückkehren zu dürfen. Nein, nein, laßt mich hier, ich nütze hier durch mein Beiſpiel, und wenn Alle einſt ſo denken wie ich, ſo ſchickt Eure ſogenannten guten Bürger her, damit ſie von ausgeſtoßenen Verbrechern für eine kränkelnde Tugend eine geſunde eintauſchen."

Während der alte Mörder ſo ſprach, deſſen Hände einſt von dem Blute eines reichen Bürgers der City gefärbt waren, der ihn — den Armen — zu ſchändlichen Lüſten zwingen wollte, war auch Ebbi hinausgetreten in den Hof, und da ſie von Begnadigungen hörte, hatte ſie erwartungsvoll der Vorleſung der Namen zugehorcht. Der Gouverneur betrachtete ſie mit Wohlgefallen und erkundigte ſich bei ihrem Vater nach dem ſchönen Mädchen. Die meiſten Namen waren nun verleſen worden, nur einige Wenige wurden nicht genannt, und ihre Träger ſchlichen ſich in ſtillem Grame von des Richters Hofe. Auch Morris' Name ſtand nicht auf der Liſte. Ebbi fiel es nicht auf. „Er iſt ja kein Verbrecher," dachte ſie ſich, wie käme ſein reiner,

unbefleckter Name unter die Zahl der Verdammten oder Begnadigten. Wir können nach England reisen, wenn wir wollen, und der Gouverneur, der junge, schöne Herr, der mich so leutselig betrachtet, soll in den ersten Tagen, ohne daß es der Vater weiß, meine Bitte hören. Das erste rücksegelnde Schiff nimmt uns dann auf."

Diese Gedanken beschäftigten Ebbi, aber finstrer durchkreuzten sie sich in Morris' altem Kopfe. Alle waren genannt worden, die Zurückgerufenen, wie die auf längere Zeit Verurtheilten, aber die Wenigen, die sich nicht auf der Liste befanden, waren auch in England nicht mehr dem Namen nach gekannt, sie waren getilgt von den Geschlechtsregistern der Nation, ihre Verwandten hatten andere Namen annehmen müssen, um der Schande zu entgehen — es waren die bürgerlich Todten.

Der Gouverneur verließ den Hof unter dem wiederholten Hurrahgeschrei der Begnadigten, von denen Einige, im frohen Rausche ihrer bevorstehenden Abreise, langgesparte Vorräthe freudig herbeischleppten, um den Neuangekommenen ein Fest des Empfanges zu bereiten.

Der Lärm zog sich bis gegen Morgen. Die anfänglich scheuen Eingeborenen mischten sich unter die Fröhlichen und keine Macht ließ sich's einfallen, dieser Freude Einhalt zu thun.

6.

Pinkson war nicht auf des Richters Hofe erschienen. Er wußte, daß ihn Niemand vermissen würde, denn sein Name wurde in England nicht mehr genannt.

Er hatte unterdeß eine für ihn sehr interessante Bekanntschaft gemacht. Der Zufall wollte, daß bei der Ver-

theilung der Ankömmlinge ein Weib von dreißig Jahren ungefähr seiner Hütte zugewiesen wurde. Sie hatte eine nicht unangenehme Gesichtsbildung und einen Anstrich des Benehmens, der von der gewöhnlichen Rohheit dieser Ansiedler sehr abstach. Da es die Höflichkeit unter diesen Leuten erheischte, nie nach dem Verbrechen zu fragen, welches die Ursache der neuen Bekanntschaft unter dem fremden Himmelsstriche geworden war, und Pinkson, um einen günstigen Eindruck auf seinen Gast zu machen, nicht dagegen fehlen wollte, so suchte er bei den Andern einige Auskunft zu erhalten. Man wußte ihm zu sagen, daß es eine berüchtigte Giftmischerin sei, die London durch mehre Jahre in Angst und Schrecken versetzt hatte. Pinkson pries sein Geschick. Während Alles im Hofe des Richters versammelt war, saß er bei dem Weibe. Speis' und Trank, so gut sie auf Ulimaroa anzutreffen waren, sogar saftiges Schweinefleisch, ein in damaliger Zeit kostbarer Leckerbissen, hatte er sich zu verschaffen gewußt, und eine Flasche alten Portweines, den ihm ein befreundeter Capitän zurückgelassen hatte, und den er immer zu einer festlichen Gelegenheit aufgespart, mußte herbei, um, mit einem berauschenden Indianer-Tranke vermischt, die Stimmung von Wirth und Gast zu steigern.

Das Weib war gesprächig und ließ sich nicht lange um die Mittheilung ihrer Schicksale bitten. Sie hatte einen berüchtigten Kerl zum Manne gehabt, der bei der Matrosenpresse gebraucht worden war und in einem blutigen Handel sein Ende gefunden hatte. Sie trieb zuerst Geldgier zu einer Vergiftung und da sie dabei so leicht keine Gefahr für sich sah, so mordete sie fort, so wie sich Gelegenheit dazu darbot. Zu einem Morde mit dem Stahl würde sie sich nie verstehen können, sagte sie, sie

habe einen Abſcheu vor Blut. Kein Huhn könne ſie ſchlachten. Jetzt da ihr das Handwerk wol für immer gelegt ſei, wolle ſie auch nicht leben. Es wäre ihr recht geweſen, wenn man ihr das Leben genommen hätte, aber die Richter erkennen keinem Weibe die Todesſtrafe zu, um die Colonie zu bevölkern. „Nun," ſetzte ſie lachend hinzu, „will ich einmal ſehen, wer ſich um mich bewirbt. In England war ich namenlos, hier aber gelte ich vielleicht etwas, denn ich bin die Tochter eines angeſehenen Bürgers, der ſeit Jahren ſchon hier iſt und dem ich ganz mein jetziges Loos zu verdanken habe. Während er mich im Wohlſtande und Ueberfluſſe ins Leben rief, zur Faulheit und zum Schlemmen erzog, überhäufte er mich in meiner erſten Jugend mit einem ſolchen Maße von Schande, daß mich die Menſchen aus ihrer Mitte verſtießen und mir die einzige Wohlthat, die gerechte Strafe wurde, nicht mehr den Namen meines Vaters tragen zu dürfen."

„Die Tochter eines auf Lebenszeit Verbannten alſo?" fiel ihr Pinkſon heftig in die Rede.

„Die Tochter des Goldſchmiedes Morris, des Falſchmünzers —" ſagte das Weib. „Meine Mutter ſtarb im Elende, mein Bruder lief davon, Niemand weiß wohin. Ich war allein, der Himmel hatte mir nur Schönheit und Schande zu Theil werden laſſen, und Jeder gbraucht ſeine Mittel; von Beiden nährte ich mich."

„Ihr ſeid Eliſa Morris?" rief Pinkſon von freudiger Rachſucht gehoben. „Eliſa Morris, die Tochter meines Todfeindes, die Giftmiſcherin, die Schweſter meiner Geliebten, o köſtlicher Schatz! Gütiger Himmel, welch köſtlicher Schatz! Du bleibſt bei mir. Hier wohnen Rache, Gift, verzweifelte Plane, Hoffnung, Glück und eine goldene Zukunft. Wie es auch komme, nun iſt der Ausgang gut,

denn er bringt ihm seine Vernichtung, und schritte sie auch mit der meinigen — verschwistert einher!"

Der Abend war tief hereingebrochen, er gedachte der harrenden Banalok und, schnelle Rückkehr verheißend, eilte er fort zum Thale der Pantherhöhle, die überraschte Elisa seltsamen Gedanken überlassend, in deren Herzen jedoch keine Regung laut wurde, den langentbehrten, alten, unglücklichen Vater wiederzusehen.

Ueber die den Weiler umgebenden Hügel weit weg trugen Pinkson die schnellen Füße, bis zu dem bekannten Thale, welches ringsum von kahlen Sandhöhen eingeschlossen war, und an dessen südlichem Ende im lockern Gestein sich eine Höhle gebildet hatte, die der fleckigen Zierde der Wüste, dem goldenen Panther mit hellrother Zunge und Feueraugen zur Wohnung diente. Banalok lag auf der einen Seite im Gebüsche und blickte wie ein Raubthier den Weg hinan, der zu den Niederlassungen der Europäer führte, während auf der andern der Panther, gesättigt von einem aus dem Fort gelaufenen und hier erwürgten Pferde, dessen Hälfte noch vor der Höhle lag, ruhig sich auf dem Mooslager dehnte und sich um die Menschen, die nicht seine nächste Umgebung entweiheten, wenig zu kümmern schien.

Jetzt sprang Banalok in die Höhe, denn Pinkson war es, der sich dem Gebüsche nahete. Sie hatte das Blut von der Stirne gewaschen und die gesäuberten Haare, wie sie es von Ebbi gesehen, in einen großen Knoten auf dem Wirbel geschlungen. Ihre Augen funkelten und die dunkle Farbe ihrer Haut erhöhte den seltsamen Eindruck, den ihre übergroße, schlanke Gestalt machte. Hoch in der Hand hielt sie einen ausgehöhlten kleinen Kürbis, der die gräßliche Mischung enthielt, die sie nach Landessitte bereitet hatte, und mit denselben Lippen, denen das Gift entflossen war,

küßte ſie den Verräther Pinkſon, der nach kurzem Verweilen ſie auf den morgenden Tag beſchied und mit dem Werkzeuge ſeiner teufliſchen Rache von dannen floh.

Der Mond ſtrahlte in Majeſtät hernieder, die herrlichſten Sternbilder traten aus dem Dunkelblau des Himmels hervor, der in ſeiner unermeßlichen Pracht ſich wölbte über dieſem Europäer, dieſer Wilden und dem Panther der Wüſte!

7.

Ebbi hatte den ganzen Tag über daran gedacht, wie ſie dem neuen Gouverneur ihre Bitte vorbringen ſollte. Er würde ihren Vater, der ſich um die Colonie ſo große Verdienſte erworben hatte, und der darum für ſie ſo nöthig zu erhalten war, nicht in ſein Vaterland zurückkehren laſſen; ſo dachte ſie. Wie traurig iſt es, in einem Lande geboren zu werden, das man nicht lieben kann. Es iſt kaum zu glauben, daß ein Weſen auf der Welt lebt, bei welchem es der Fall iſt. Der ärmſte Winkel hat Reize für Den, der dort das Licht zuerſt erblickte. Aber Ebbi kannte dies Gefühl nicht.

Ihr Heimatland war das ſchöne Europa, von dem ſie träumte wie Kinder von einer Feenwelt. Stand gleich hier ihre Wiege, ſo wurzelte ihr Stamm dort, dem ſie als lieblichſte Blüthe entkeimt war. Dort hatte ſie ihre Verwandten, die ſie, die Unbekannte, unter fremdem Himmel ihnen Geſchenkte, mit offenen Armen empfangen werden, dort wird ſie Gleichgeſinnte finden, die den engen Kreis ihrer Kenntniſſe zu erweitern im Stande ſind, und ein

Glück des Daſeins empfinden, von dem ſie hier nur ein ſchwaches Vorgefühl hegen konnte.

Sie wollte die Gewißheit ihres Glücks nicht länger verſchieben und andern Tages den Vater nach Fort Sidney begleiten, der dort Geſchäfte hatte.

Bei frühem Morgen erhob ſich Morris von ſeinem Lager, ordnete einige Papiere und griff nach ſeinem Hute von Baſt und ſeinem knotigen Stabe, während Ebbi eine Art von Sandalen um die Knöchel befeſtigte, wie ſie auf Neuholland getragen wurden.

„Du willſt mit mir gehen," fragte Morris, „und das Haus allein den wilden Gäſten überlaſſen, die wir noch immer gezwungen beherbergen müſſen?"

„Ach, Vater, ich fürchte ſie," erwiderte Ebbi, „laßt mich immerhin Euch begleiten. Wir legen das große engliſche Schloß vor unſere Thür und da können ſie uns von den Vorräthen nichts ſtehlen — im Hofe mögen ſie treiben, was ſie wollen. Sie haben Holz, um ein Feuer zu machen, wenn ſie kochen wollen, und wie mir's ſcheint, ſo hat ſich ihr Muthwille ſchon gelegt, ſeitdem ſie hier ſind. Einige unter ihnen werden die Uebrigen wol in Zucht halten können. Sie werden ſich damit begnügen, klares Waſſer aus unſerm Brunnen zu ſchöpfen, um ſich zu laben, denn mit dem Rum iſt es ohnedies vorbei, der floß nur am erſten Abende."

„Und wenn uns die Böſewichte den Brunnen verſchütten, der ſie tränkte?" ſagte der Vater beſorgt. „Doch komme nur, mein Kind, ich will Dich auch lieber mitnehmen, denn ich habe viel im Fort zu ſchaffen und kann erſt ſpät wieder heimkehren."

Damit machte er ſich daran, das Vorlegeſchloß anzule-

gen, und Ebbi ging voraus, dem Fort zu, von geflügelter Hoffnung getragen.

Während Morris dort bei den verschiedenen Beamten seine Geschäfte besorgte, hatte sich Ebbi, der Wohnung des Gouverneurs gegenüber, auf einen Stein gesetzt und in einem fort nach seinem Fenster gesehen, ob sie ihn nicht darin erblicken würde. Sir Thomas Lawrence ward bald, seine Cigarre im Munde, sichtbar, ein Fernglas in der Hand, und hatte kaum das Mädchen auf dem Steine bemerkt, als er im feinen, unmilitärischen Morgenanzuge herabkam, um eine, im Fluge, bei der ersten Visitation der Colonie, gemachte Bekanntschaft zu seiner Unterhaltung weiter auszuspinnen.

Ebbi sprang schnell auf, wie sie den Gouverneur auf sich zukommen sah, und stand ihm verlegen gegenüber. Nie hatte ein Mann diesen Eindruck auf sie gemacht. Er war schön gewachsen und die feine, wenngleich nachlässige Kleidung, sowie die feste militärische Haltung erhöhten diesen Reiz.

Das arme Mädchen stand vor ihm, in seiner wunderbaren Schönheit strahlend, wodurch sie eine Herrschaft über jedes Männerherz unbewußt ausübte, und würde es kaum gewagt haben, den Europäer anzureden, wenn sie nicht ein inneres Gefühl dazu gestärkt hätte, das ihr sagte: „Du bist ja unschuldig und frei, und Dein Vater ist es auch. Es ist nicht das Verhältniß der Andern, worin Du zum Gouverneur stehst, Dein Vater ist königlicher Beamter, wie er, nur ihm untergeordnet.“

Sir Thomas aber sah dies Alles nicht aus ihrem Gesichtspunkte an.

„Du erwartest Deinen Vater hier?“ rief er ihr entgegen, als er noch mehre Schritte von ihr entfernt war.

„Ach ja, ich habe ihn hierher begleitet," antwortete die schüchterne Ebbi, „weil ich mich zu Hause mit den rohen Europäern allein zu sein fürchte."

„Ja wol sind es böse Leute," sagte der Gouverneur. „Du bist hier geboren?" fügte er freundlich hinzu.

Ebbi bejahete es.

„Und wolltest Du nicht einmal England sehen?" fragte er weiter.

Mit dieser Frage war der armen Ebbi die Schleuse der Rede aufgezogen worden, die sich nun mit holder Geläufigkeit über ihre Lippen ergoß. Sie theilte dem Gouverneur Alles mit, was sie in dieser Hinsicht auf dem Herzen trug. Dieser vertiefte sich immer mehr in das Anschauen ihrer gefälligen Züge, ihrer ungeschmückten Grazie, ihrer unbefangenen Unschuld, der lieblichen Mischung der wilden Natürlichkeit der Eingebornen mit der angeborenen Sanftheit der Europäerinnen.

Er hatte noch keine Antwort für sie, als sie schon lange geendet hatte.

„Du willst also nach Europa —" sagte er endlich nach einer Weile. „Ja, mein Kind, dazu kann Rath werden. Doch mußt Du Dich vorerst mit unsern Sitten und Gebräuchen vertrauter machen, um Dein Geburtsland unter uns nicht zu sehr zu verrathen, was Dir nicht zur Empfehlung gereichen würde."

Gekränkt fiel ihm Ebbi in die Rede:

„Wir sind ja unschuldig hier und mein Vater —"

„Lasse das gut sein, Kleine," nahm der Gouverneur schnell das Wort. Die „Fortuna geht morgen unter Segel, und das würde selbst für Deine heißeste Sehnsucht, diesem Lande zu entfliehen, zu schnell kommen. Doch ein Wort von mir und der Capitän muß seine Abreise noch

aufſchieben. Es kann lange währen, bis hier wieder ein Schiff aus Europa landet, und die Mittheilungen, die ich über die Colonie zu machen habe, ſind zu wichtig, als daß der Capitän der Fortuna ohne ſie abſegeln könnte. Ich verzögere ſie um ein paar Tage und dann kann er Dich nach England mitnehmen. Du ſiehſt, daß ich Alles für Dich thun will, und ich rechne auf Deine Dankbarkeit. Morgen erwarte ich Dich allein im Fort, um das Uebrige mit Dir zu verabreden."

„Und mein Vater?" fragte Ebbi befremdet, „wird es nicht beſſer ſein, wenn er ſelbſt über Alles Rückſprache nimmt?"

„Deinem Vater ſprich noch nicht davon," ſagte der Gouverneur, „es würde ihn zu ſehr erſchüttern. Morgen erwarte ich Dich allein im Fort, um dort ohne Zeugen mit Dir zu ſprechen."

Bei dieſen Worten nickte er ihr freundlich zu und verließ ſie.

„Erſchüttern? den Vater erſchüttern?" ſagte Ebbi zu ſich ſelbſt, „er kennt den Vater nicht und glaubt, daß er ungern die Colonie verlaſſe. Aber ſagen will ich ihm noch nichts davon, um ihn mit der Kunde deſto mehr zu überraſchen, wenn alle Hinderniſſe beſeitigt ſein werden.

Nur in der ſchnellen Abreiſe der Fortuna glaubte ſie ein Hinderniß zu ſehen, und ſie freute ſich mit der ſichern Ausſicht, nach England zu kommen, pries ſich glücklich, in dem jetzigen Gouverneur einen ſo gefälligen Freund gefunden zu haben, und wollte gern die Ankunft eines Transportſchiffes auf der Inſel abwarten.

Nachdem Morris ſeine Geſchäfte abgemacht hatte und nach Hauſe ſeine Schritte lenkte, lief Ebbi munterer, als am Morgen, neben ihm her und ſchaute nach dem finſtern Vater, lächelnd und mit leuchtenden Augen.

8.

Welche Veränderung bringt das wunderbare Klima der Tropenländer auf alle Wesen des Erdballs, selbst auf die Elemente, hervor; das Aeußere nimmt andere Gestalten und Formen an, und auch das Innere, die Seele, verändert die Art und wird der Spiegel, der Nachklang der sie umgebenden neuen Welt.

Das Meer, das mit seinen grünen Wellen die grauen Fische deckt, leuchtet hier in gluthiger Pracht über zahllosen Mollusken, die, selbst kalt und trüb, dennoch dem Meere jenen Glanz verleihen; von unterirdischem Feuer gehoben, steigt die Erde empor auf die Oberfläche des Meeres und sie belebt und pulsirt diese Welt im Entstehen. Bewohner sendet ihr das übervölkerte Asien, das südliche Afrika, Menschen und Thiere, und sie zerstreuen sich in diese öden Eilande und pflanzen sich fort und werden wunderbar wie sie.

Der treue Hund, der bellende Wächter des Hauses, schweift hier wild und tonlos, ein unheimliches Thier, in den Felsen umher; das fleckige Opossum, der fabelhafte Hirscheber und der Meerelephant, seltsame Vermischungen der Gattungen, bevölkern diese Wildnisse der Erde und der Gewässer. Und dazwischen lebt der Mensch, arme Sprachen lallend, ähnlich dem ersten Sprechen der Kinder. Aber roh und wild in seinen Begierden und reich an allen Mitteln, sie zu befriedigen, wenn ihm gleich Worte fehlen, sie zu bezeichnen.

So wird der phlegmatische Engländer zum Wütherich unter dem Einflusse dieses Himmelsstrichs und in dem Gefühle seiner Macht, der zu Hause ein ungefährlicher Dandy, den Schönen seiner Heimat die Köpfe verdreht und höchstens einen Renner zu Tode gejagt hätte. Aber hier prä-

gen ſich die Triebe der Mordluſt und der eiſernen Beharrlichkeit, welche in dem Gemüthe der kalten Nordſeeinſulaner ſchlummern, mit ganzer Macht aus. Der ſtarre Egoismus, die Luſt an Parforcehetzen und Hahnenkämpfen, der räthſelhafte Spleen, alle dieſe Eigenſchaften eines engliſchen Gemüthes werden furchtbar unter dem Stich der Tropenſonne, wenn ſie ausgerüſtet ſind mit der Macht eines Nabobs, oder der willkürlichen Gewalt eines Colonial-Gouverneurs. Der natürlich mäßige Orientale, der träge Chineſe, der wollüſtige Malaye, was ſind ſie in ihrer Grauſamkeit, ihrer rohen Sinnlichkeit, ihrem despotiſchen Muthwillen gegen den verfeinerten, unnatürlichen Europäer, der ſich in ihre Umgebungen verſetzt ſieht!

Ebbi ſchützte andern Tages ein Geſchäft außer dem Hauſe vor und ging ſorglos und heiter auf das Fort zu. Ein alter Matroſe, des Gouverneurs treuer Diener, führte ſie ins Haus, das etwas beſſer gezimmert war als das ihrige und nur wenig von den Bequemlichkeiten eines europäiſchen enthielt. In einem Zimmer des Erdgeſchoſſes empfing ſie der junge Machthaber auf einem Ruhebette liegend, das mit einem Teppich bedeckt war und über welchem ein paar herrliche Sackpiſtolen hingen. Ebbi blieb in einiger Entfernung, ſtumm und verlegen, ſtehen und wartete ab, was ihr der Beſchützer zu ſagen haben würde. Dieſer blieb ihr aber ebenfalls ſtumm gegenüber und begnügte ſich damit, ihr anmuthiges Bild mit feurigen Blicken zu betrachten.

„Du haſt wahrlich Unrecht," fing er nach einer langen Pauſe an, während welcher die Verlegenheit des ſchönen Mädchens den höchſten Grad erreicht hatte, „Fort Sidney verlaſſen zu wollen, um Dich allein in Europa in unbekannte Gefahren zu ſtürzen. Iſt Dir's unlieb, in dem

Hause Deines Vaters zu verweilen, so komme in mein Haus, wo Dich nichts daran erinnern soll, daß Du die Tochter eines Verbannten bist. Und ist es nach einem Jahre noch Dein Wunsch, dies Land zu verlassen, so kannst Du mir folgen, und ich werde nie vergessen, daß Du mir die Langeweile hier versüßt hast."

Bei diesen Worten stand er auf, umfaßte ihren Leib und zog mit sanfter Gewalt die sich Sträubende auf sein Ruhebett.

„Nun Ebbi?" fuhr er fort. „Kannst Du Dir ein herrlicheres Loos denken, als das, welches ich Dir anbiete? Ich bin hier Herr, die Macht des Königs von England ist groß, und er hat mich damit ausgerüstet, um sie in einem Welttheil zu üben, wohin sein Arm nicht reichen kann. Bist Du mir gefällig, so sollst Du glücklich sein, wie keine Deiner Schwestern in Europa, und an meiner Seite sollst Du dort einst erscheinen und für eine Lady gelten; lädest Du aber meinen Zorn auf Dein Haupt, so kann ich Dich hier verderben und nie sollst Du das prächtige London sehen und das herrliche Eiland, wo die Herren der Welt wohnen."

Ebbi blickte ihn fragend an, sie verstand nur halb den Sinn seiner Worte. Sie vernahm wol die Verheißung, in Jahresfrist dem Gouverneur nach England folgen zu dürfen, aber sie hörte zugleich, daß sie ihm gefällig sein solle, dienstbar als Magd, würde sie sich's erklärt haben, wenn nicht die ganze Art des Empfangs, das Nebeneinandersitzen, Hand in Hand, und die aufmerksamen Blicke des Gouverneurs ihr jenen Wahn wieder geraubt hätten. Und dann glaubte er doch auch, daß Vater Morris ein Verbannter sei und ihnen nicht nach England folgen dürfe, dies mußte sie ihrem neuen Freunde gleich benehmen.

„Mein edler Herr," sprach sie bescheiden, „ich fühle wohl, wie gütig Ihr gegen mich seid, und will gern Euch in Allem gefällig sein —"

Da ließ sie der junge Brite nicht aussprechen, und in glühendster Liebeswuth warf er sich auf sie und bedeckte ihren Mund, Hals und Busen mit brennenden Küssen.

Das nach Landessitte halbnackte Mädchen wand sich schreiend in seinen starken Armen, und er rief immer dazwischen: „ich nehme Dich mit nach England — nicht leben kann ich ohne Dich — Du sollst die stolzeste Lady beschämen!"

Mit der jenen Naturmenschen eigenen Gelenkigkeit und Kraft gelang es endlich der geängstigten Ebbi, die eines solchen Ausbruchs sich nicht versehen hatte, ihm zu entkommen und die Thür des Zimmers zu erreichen, und schon wollte sie die Klinke ergreifen, als sie aufgerissen wurde und ein junger Mensch, schön wie der pythische Sieger, herein und auf den Gouverneur zutrat.

„Ich könnte mich damit begnügen," sagte er kalt, „diese Scene gestört zu haben, wenn wir im Vaterlande wären. Aber hier muß ich weiter gehen, um dies unschuldige Mädchen Deinen Klauen zu entziehen."

In dem bleichen Gesichte und der lächelnden Miene des Gouverneurs malte sich eine Verlegenheit, die vergebens sich hinter Hohn zu verbergen strebte.

„Dies Mädchen, mein Herr!" fuhr Jener fort, „glaubten Sie ganz schutzlos, und sich wähnten Sie allmächtig, darum wagten Sie diesen schändlichen Angriff. Aber der Himmel gibt oftmals der verfolgten Unschuld einen Schutzengel, der sie umgibt. Wenn Sie in Ihrem modernen Unglauben diese Meinung auch lächerlich finden, so mögen Sie mindestens mich für einen Vertreter derselben halten,

den ein Zufall hierher führte. Forſchen Sie nach meinem Rechte — ſo diene Ihnen zur Antwort — daß Das, was ich ſah und hörte, mir ein vollkommenes dazu gibt — erzeigen Sie mir daher die Ehre, ſich mit mir zu ſchießen!"

Mit dem Stolze eines britiſchen Ariſtokraten und der verächtlichen Miene eines geſchliffenen Weltmannes nahm der Gouverneur dieſe Herausforderung auf.

„Die Geſetze der Ehre ſind hier nicht verletzt," ſprach er kalt. „Die Tochter von Sidney-Cowe, und ihr feuriger Vertreter oder Schutzengel, wie Sie wollen, werden mir nicht dergleichen vorſchreiben können."

„Und doch — weil ich's will!" rief der Jüngling in geſteigertem Zorne.

„Wir ſind hier nicht in Europa, wo Edelleute um einer Tänzerin willen ſich das Lebenslicht ausblaſen. Hier an der Botany-Bay läßt der Gouverneur der königlich großbritanniſchen Colonie ſich von keinem Studenten von Oxford in ſeinen Unterhaltungen ſtören, und wenn ihn ſelbſt der erſte Herzog des Reichs als ein verlorenes Kind auf der Landſtraße gefunden hätte."

Dabei wandte er ſich ſtolz von ſeinem Gegner und ging dem Hintergrunde des Zimmers zu, indem er der zitternden Ebbi zurief: „ſie möge andern Tages wiederkommen."

Aber im Nu war der junge Unbekannte zu dem Ruhebette hingeſprungen und hatte mit ſicherm Griffe beide Piſtolen vom Nagel genommen, von denen er muthmaßen konnte, daß ſie geladen waren. Mit wunderbarer Schnelle war alles Blut, das ſoeben noch ſeine Wangen glühend färbte, aus ſeinem Geſichte verſchwunden und hatte eine Todesbläſſe ſich darüber verbreiten laſſen. Der Gedanke, daß er einen Augenblick nachher ein Mörder ſein könne, brachte dieſe gewaltige Verwandlung in ihm hervor.

„Nun denn," ſprach er dumpf und bebend, „da Du denn ſelbſt mich ein verlornes Kind nennſt, ſo magſt Du wiſſen, daß ich in dieſem Augenblicke meinen Vater wiedergefunden habe. Dieſem Momente, dem ich alle Freuden meines Lebens bis jetzt geopfert habe, dankeſt Du, daß ich Dich nicht todt niederſtrecke. Aber eben deshalb hoffe ich, daß Du nichts gegen mich unternehmen werdeſt. Du wirſt meinen Edelmuth zu vergelten wiſſen. Erfahre denn, Ebbi iſt meine Schweſter und ich eile mit ihr in die Arme des lange beweinten Vaters."

Der Gouverneur hatte ſchnell das Zimmer verlaſſen; Ebbi ſtand da wie im Traume und wußte ſelbſt nicht, wie ſie hinabgekommen war aus dem Fort und nun an der Seite eines ſchönen, fremden Mannes der väterlichen Wohnung zueilte.

Der alte Morris ſah beſorgt hinaus auf den Weg und war nicht wenig überraſcht, ſeine Tochter in der befremdenden Geſellſchaft, wie vom Winde getragen, auf ſich zueilen zu ſehen. Bald ſtanden Beide vor ihm. Lange betrachteten ſich der alte Verbannte und der fremde Jüngling. Die Stimme der Natur ſpricht immer zum Gemüthe des Menſchen, doch unverſtanden im Gewühle und in den Zerſtreuungen des uns täglich umgebenden Lebens; in der Einſamkeit und auf der Höhe des Unglücks, wo der Menſch horcht auf jeden leiſen Ton der Hoffnung, wird ſie ihm verſtändlich und heilt das zerriſſene Herz.

„Dies iſt kein Fremder!" tönte es in Morris', des Falſchmünzers, Innerm, „der Beſuch bringt Dir Glück," bebte es wie Glockenklang durch die zitternde Bruſt. Kein gewöhnliches Wort des Willkomm's kam aus ſeinem Munde, er harrte aufmerkſam, wie ſich ſeine Ahnung aufklären würde. Der Jüngling ſtand mit wonniger Rührung in

den Zügen dem Alten gegenüber. Endlich stürzte er lautschluchzend zu seinen Füßen, ergriff seine Hand und rief: „und ich kann nichts thun, mit allen Gütern der Erde, ihn zum Leben und zum Glücke zu führen!"

„Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!" schrie der Alte in verzweiflungsvoller Ohnmacht und sank entseelt auf die harte Erde, an die ihn eine unsichtbare Fessel geschmiedet hatte.

Nach einer Pause erholte er sich wieder und erblickte sich an seinem Herde zwischen dem Sohne des Vaterlandes und der Tochter der Verbannung.

Nach des Vaters Einschiffung irrten die Mutter und beide Kinder im Elende umher. Bald trennte sie Noth und Kummer. Die Mutter starb; die Kinder bettelten im Lande. Wo die Schwester geblieben war, konnte Jonathan nicht berichten. Alle Versuche, eine Spur von ihr zu entdecken, waren fruchtlos geblieben, weil sie keinen Familiennamen mehr hatten und die namenlose Bettlerin lange unter fremden Leuten verschollen war. Dem schönen Knaben ward ein seltenes Glück zu Theil. Der Viscount von Dunbal, von altem Geschlechte und kinderlos, traf ihn zufällig, nahm sich seiner an und sorgte für ihn. Er ließ ihn in Oxford seine Studien machen und gab ihm seinen Namen und sein Vermögen, als er sich von den glücklichen Anlagen des jungen Menschen überzeugt hatte. Die einzige Bedingung, die er ihm machte, war die, bei seinen Lebenszeiten nie seines Vaters Erwähnung zu thun und nur ihn ganz als solchen zu betrachten. Es war in der That nicht zu viel verlangt und das dankbare Gemüth des Adoptivsohnes übertrug ihm alle Liebe, dessen sein Herz fähig war. Aber gleich einem finstern Schatten verfolgte ihn die Nebelgestalt seines rechten Vaters. Wachend und

träumend ſah er ihn vor ſich in undeutlichen Umriſſen, von Gram abgezehrt und erliegend unter der Laſt ſchwerer Arbeit in dem fremden Lande. Er — der Sohn eines zum Tode verurtheilten Verbrechers — in Glanz und Ehren gewiegt, er konnte nicht froh werden ſeines Lebens und fluchte ſeinem Daſein. Er zürnte dem Himmel, der an ihm das Unrecht gut machen wollte, das er und die Menſchen an ſeinem armen Vater verübt hatten. Er hatte die Geſetze ſeines Landes ſtudirt und ſein Herz empörte ſich bei ihrer kalten Grauſamkeit. Das Geſetz ſoll keiner Deutung unterliegen und mit der größten Beſtimmtheit ſprechen, darum ſollten aber auch die Geſetzgeber vor Allem Menſchen ſein, die ſich ſelbſt kennen und mild denken von Irrthümern und Vergehungen. So verging ihm ſchnell die erſte Jugend in freudloſem Glanze, die Kindheit hatte ihm nur Elend geſpendet, doch war er bewußtlos und roh, gleich einem jungen Thier, darüber hinweggekommen. Endlich ſtarb ſein Wohlthäter. Mit dem Antritte des Erbes befriedigte er den lang gehegten Wunſch, nach dem fernen Auſtralien zu ſchiffen. Mit dem neuen Gouverneur, der in ihm nur den britiſchen Sonderling ſah, war er durch Magelhans-Straße gezogen und an der Südſtküſte von Neuholland ans Land geſtiegen. Hier fand er ſeinen Vater und für die verlorne, unbetrauerte, eine ihm fremde, in dieſer Zone geborne Schweſter. Sein Vater hatte keinen Namen mehr in England, er wollte ihm jetzt den ſeinigen geben. Der Viscount von Dunbal wog den Namen Morris wol hinlänglich auf. Er wollte ihn nur erſt wieder ſehen und in England ſeine Befreiung erwirken, es koſte, was es wolle. Dann aber nicht mehr mit ihm zurückkehren in das Land ſchmerzlicher Erinnerungen, ſondern unter einem milden Himmelsſtriche ſeinen Wohnſitz aufſchlagen.

Alles Dies theilte er dem entzückten Greise mit, der nur bänglich sein Herz der Freude öffnete und immer nicht glauben konnte, daß er denn wirklich am Ende seiner Tage noch glücklich werden sollte.

Ebbi weinte still und hörte zu. Mit der Kenntniß ihres ganzen Unglücks kam ihr auch der Trost einer glücklichen Zukunft. Sie sah sich gerettet und reich mit einem Male. Nur vom Gouverneur besorgte sie eine Zerstörung all ihrer Hoffnungen, aber ihr Bruder drückte ihr fest die Hand und vor seinem Ernste und seiner Ruhe schwanden die trüben Vorstellungen, und sie überließ sich dem Glauben, daß der Himmel, der sie durch Noth und Elend zu zu diesem Glücke geführt hatte, nicht sein schönes Werk durch Menschenbosheit werde zertrümmern lassen.

9.

Während der Abendhimmel wieder einmal sich mit allen seinen Kronjuwelen geschmückt hatte und wie ein Fürst der Ruhe und des Friedens auf einem Throne goldener Wolken einherschwamm, keimte die schwarze Nacht des Verbrechens auf einer andern Seite schauerlich still hervor, um sich bald im wilden Orcane verderblich zu entladen.

Es war am späten Abend. Pinkson saß neben seinem Gast in seiner Hütte und horchte seiner Worte. Eine dunkelrothe Gluth zehrte an dem Holzklotze, der unter dem Rauchfange glimmte, und der Ueberrest der Abendmahlzeit schmorte auf dem Feuer, unbeachtet von den Sprechenden. Pinkson genoß die Freude eines Indianers, der eine Schlange durch Bisse, die er sie in irgend einen Gegenstand thun

läßt, ihres Giftes beraubt hat, und nun mit ihr sorglos spielen kann. Da liegt das herrliche, bunte Ungeheuer, sich ergötzend in üppigschönen Windungen, bald zum Knäuel geballt, dann emporgeschnellt mit Riesenkraft, den Rachen aufsperrend und die tödtlichen Waffen zeigend — und der Indianer zieht der Schlange die giftlosen Zähne aus, um sie sich als Spielzeug zu kirren, und die Ohnmächtige zischt vergebens, das Gift, das sie so furchtbar machte, kann sie nicht mehr in das Blut des Verwundeten gießen.

Elisa vertraute ihm Alles. Sie hatte mehr als den Tod verdient, so viele Gräuel waren durch sie verübt worden. Aber der Geschicklichkeit ihres Vertheidigers, sowie der Unbekanntschaft der Richter mit allen ihren Verbrechen, dankte sie die Milderung der Todesstrafe.

Pinkson erhitzte diese Unterhaltung und steigerte den Wahnsinn, der sich schon längst in dem Hirne dieses Verbrechers gebildet hatte.

„Ich wollte," sagte er, „daß Dein Vater, der alte Morris, klüger gewesen wäre, ich wollte es zu seinem Heile, denn ich meinte es gut mit ihm. Hätte er mich nicht so schnöde abgewiesen, so könnte er leben bleiben, nun muß er mit Allen hinunter."

„Hinunter?" schrie Elisa. „Mit Allen hinunter? Was hast Du ersonnen? Halte damit nicht zurück!"

„Es ist kein Mittel, diesem Eilande zu entkommen," sprach Pinkson, „wenn man nicht zu einem gewaltigen zu greifen den Muth besitzt. Alle Versuche, dem schändlichen Drucke, womit unsere Verfolger uns hier noch plagen, sich zu entziehen, scheiterten. Einige von uns, die sich in das Innere wagten und so zu entkommen trachteten, wurden entweder von den wilden Thieren oder den Einwohnern gefressen. Die See bildet ein nicht zu überschreitendes Boll-

werk, und es ist mir ein unerträglicher Gedanke, unter diesem Gesindel hier im Elend zu verschmachten, von der heulenden See und den Bewohnern der Wildniß rings eingeschlossen. Glaube mir, es gibt keine schrecklichere Sklaverei als diese. Ein Todesstreich ist Glück, ein Kerker in Europa, und wär' es der ödeste, ist Wonne. Jener hebt uns weg in einem Nu aus dem Thal des Elends. Es muß ein Schmerz sein, nicht so stark wie das Ausreißen eines Zahnes. Der ödeste Kerker in Europa hat eine Pforte, und sei sie auch noch so klein, durch welche die Hoffnung blickt, wenn der Kerkermeister sie öffnet, um das Hungermahl hineinzuschieben. Durch diese Pforte kann dereinst die Befreiung hereinschreiten, und der Gefangene nährt diesen Glauben und hält fest daran. Aber hier ist alle Hoffnung gestorben. Von hier aus ruft uns kein englischer Steuermann an Bord mehr, nur der finstre Schiffer erscheint dem Hoffnungslosen und führt ihn hinüber — zu welchen neuen Qualen?"

Pinkson verstummte; Elisa blickte ihn groß an. Sie hatte eine ganz andere Mittheilung erwartet. Das gewaltige Mittel wollte sie kennen, das man ergreifen müßte, um diesem Elende zu entfliehen, statt dessen wurden ihr leere Betrachtungen aufgetischt, die ihr nicht zusagten.

„Und wie willst Du denn diesem Looſe entrinnen? Was kann Dir frommen und allen Andern Verderben bringen?" fragte sie gespannt.

„Dir's jetzt zu sagen, wäre unklug!" erwiderte Pinkson. „Ein furchtbarer Plan ist mir gereift in schlaflosen Nächten, der bald ausgeführt werden muß. Die Abreise der Fortuna ist nicht mehr fern, dann mache ich mich zum Herrn der Insel und jedes Boot bringt mich zur Freiheit! Deine Nähe stärkt mich wunderbar in meinem Vorhaben,

Dich hat mir die Hölle geſendet. Dafür ſollſt Du aber auch mit mir fliehen — ſetzte er ſchaudernd hinzu — wenn Du mir ſchwören willſt, nach dieſem großen Werke, woran Du Theil haben ſollſt, keine Ratte mehr zu vergiften."

„Ha!" rief Eliſa, von einer Ahnung durchzuckt — und ihre Hände ballten ſich krampfhaft.

„Sie ſollen ſterben durch Gift — Alle auf dieſer Inſel — Du willſt die Brunnen vergiften?"

Pinkſon ſprach nichts.

„Und wo haſt Du ſo viel, um dies Werk zu vollbringen?" ſchrie ſie mit leuchtenden Augen.

Pinkſon ſchwieg, er getraute ſich nicht, ihr mehr zu verrathen. Die Abreiſe der Fortuna war auf den morgenden Tag beſtimmt, und ſein Vorhaben konnte morgen ausgeführt werden. Die in das Geheimniß eingeweihete Eliſa mahnte ihn, ſchnell zu ſein. Sein Vorrath an ſchnelltödtendem Gifte, den er Banalok zu danken hatte, ſchien ihm hinreichend. Er hatte es an dieſem Abende verſäumt, ſie im Thale aufzuſuchen, dies fiel ihm jetzt erſt ein. Plötzlich ſchallte ein eilender Schritt durch die Nacht; die Hüttenbewohner horchten hoch auf und herein ſtürzte Banalok, ihren gefüllten Kürbis in der Hand und mit wüthender Geberde vor Pinkſon tretend.

„Iſt das Deine Liebe?" ſchrie die Wilde. „Läſſeſt mich allein mit dem Gifte, das ich Dir doch bereitet habe, wie Du befahlſt, und kommſt nicht es Dir zu holen? Ich war nahe daran, es auszuleeren, aber Du biſt nicht werth, daß Banalok um Dich ſtirbt. Eher ſtirbt dieſe, welche Du mehr liebſt als mich!"

Bei dieſen Worten wollte ſie ſich auf Eliſa werfen, die nur mit Mühe ihren nach ihr ausgeſtreckten, nervigen Ar-

men entkam. Pinkſon rang mit der Wilden und entriß ihr den Kürbis mit dem Gifte, den er ſeitwärts ſtellte.

„Aber verderben will ich Dich, Du Treuloſer!“ ſchrie Banalok, „ich laufe in dieſem Augenblicke zum Gouverneur, er ſoll es wiſſen, daß Du Gift geſammelt haſt, womit Du alle Einwohner der Inſel zu tödten vermagſt!“

Bei dieſen Worten war ſie aufgeſprungen und hatte mit ſchnellem Satze die Thür erreicht, aber Pinkſon eilte ihr nach, umfaßte ſie und ſprach ihr milde zu, um ſie zu beſänftigen. Er zog ſie ſich nach auf die Matte und verſchwendete Liebkoſungen an ihr und erklärte ihr den Zuſammenhang der Geſchichte, wie Eliſa zu ihm gekommen ſei, daß neue Ankömmlinge gelandet wären, und daß er in ihr eine Landsmännin entdeckt habe, die ihm nun vom Vaterlande viel zu erzählen wiſſe. Banalok wurde ſtill. Eliſa wollte wiſſen, was es gäbe, da dieſe Unterhaltung in der Landesſprache geführt worden war.

„Sie will mich verrathen — ich laſſe ſie nicht mehr aus dieſer Hütte —“ erwiderte Pinkſon ſchnell auf Engliſch.

Eliſa holte die Ueberbleibſel ihres Mahles vom Feuer und brachte Brot und einige Früchte herbei. Banalok, welche nun in ihr nur eine Verbannnte erblickte und keine Eiferſucht mehr hegte, ſah ſie mitleidvoll an und, hungrig wie ſie war, griff ſie nach den Nahrungsmitteln, welche ihr Eliſa reichte.

Aber als wenn der Tod an den Fingern des Ungeheuers klebte, ſo verderblich wurde der Genuß derſelben der unglücklichen Wilden. Unter fürchterlichen Schmerzen hauchte Banalok in wenig Minuten den Geiſt aus. Pinkſon ſtand bleich daneben, keines Wortes mächtig. Die Vergifterin ſchaute ihr Opfer aufmerkſam an, verfolgte mit den Blicken eine jede der Krümmungen und Verzerrungen, bis die ſtarre

Leiche vor ihr lag. Ein Tuch feſt um den Mund des Opfers geſchnürt, verhinderte den lauten Ausbruch des Schmerzes, der die That verrathen haben könnte.

„Hätte ich die Wirkung gekannt, ſo wäre die Hälfte hinreichend geweſen," ſprach Eliſa mit gräßlicher Ruhe, indem ſie den Kürbis verſtopfte und ſich darauf die Hände wuſch. „Jetzt, Freund," fuhr ſie fort, „müſſen wir die Leiche aus dem Hauſe ſchaffen, ſie wird nichts mehr verrathen, doch hier dürfen wir ſie nicht behalten. Wohin Du ſie bringſt, um unſere erſte That in Nacht zu begraben, überlaſſe ich Deiner Klugheit und Landeskenntniß."

Pinkſon ging ſtillſchweigend in die Schlafkammer und holte einen alten dunkeln Mantel, worin er Banalok's kalte Glieder einwickelte. Dann warf er ſie über die Schulter und ſtieg mit ihr hinan den Weg, den ſie kurz vorher lebensfriſch und glühend gekommen war, zur Höhle der Wildniß: dort enthüllte er ſie und legte ſie nieder zur Aetzung des Panthers, der auf ſeiner allnächtlichen Jagd begriffen, im nahen Forſte heulte.

10.

Auf dem Rückwege nach der Hütte beſchäftigte Pinkſon der Gedanke ſeines Vorhabens. Er ſah ſein Geheimniß durch Zufall an ſeinen fürchterlichen Gaſt verrathen, und es ſchien ihm nicht klug, länger mit der Ausführung zu ſäumen. Noch in dieſer Nacht ſollte das Werk vollendet werden, hierzu wollte er ſich der Mitgenoſſenſchaft Eliſa's bedienen, durch ihre Erzählungen angefeuert, durch ihre Ge-

genwart ermuthigt; aber dann mußte er sich auch ihrer entledigen, um nicht selbst in ihrer Nähe einer ewigen Todesfurcht preisgegeben zu sein.

Zwei Brunen gab es auf der Küste. Der eine in des Richters Hofe, der andere im Fort.

Bis Mittag, so dachte er, ist die Wirkung des Giftes allgemein. Die Fortuna geht mit frühem Morgen unter Segel. Man wird glauben, irgend eine Epidemie fange zu herrschen an, Schrecken wird sich aller Gemüther bemächtigen und Niemand wird der Sache auf den Grund kommen. In der Verwirrung wird, was nicht sogleich stirbt, daran denken, dem verpesteten Eilande zu entfliehen, ein solch grenzenloses Unglück wird Alles gleich machen, und Verbannte und Wächter, wer noch den Lebensfunken stark genug in sich fühlt, wird sich den Wellen anvertrauen und die Insel, den Pfuhl voll Leichen und Gift verlassen.

Noch ruhete Alles im Weiler der Verbannten, als Pinkson seine Hütte erreichte. Leise schlich er zur angelehnten Thür herein, um Elisa zu belauschen. Sie lag auf dem Thierfelle, das unweit des Heerdes ausgebreitet zur Nachtruhe diente, der obere Theil ihres Körpers war aufgerichtet, die Hände zupften krampfhaft an dem Felle, der Mund war verzogen, und das Lächeln des Wahnsinns spielte um ihn, die Augen starrten aus weit aufgerissenen Kreisen. Sie schien abwesend im Geiste, und bemerkte den Eintretenden nicht.

Pinkson schritt zum wohlverschlossenen Wandschranke, wo sein Giftvorrath aufgehäuft stand; auch den letzten Kürbis, den die unglückliche Banalok ihm gebracht hatte und der ihr selbst zur Todesquelle geworden war, hatte er dort verwahrt, bevor er die Hütte verließ.

Er trat zu Elisa hin und rüttelte sie.

„Auf, auf!“ ſagte er. Die Nacht enteilt und wir dürfen nicht ſäumen.“

Eliſa fuhr, wie aus einem Traume geweckt, auf.

„Hier nimm die Hälfte dieſer Kürbisflaſchen,“ fuhr er fort, „und folge mir zum Fort und in des Richters Hof.“

Eliſa ſtand raſch auf, ohne ein Wort zu erwidern. Er bepackte ſie mit drei von den Flaſchen und ſie traten hinaus in die Nacht. Mit leichten Schritten gingen ſie an den Hütten vorbei. Kein treuer Wächter bellte ſie an, Alles ſchien in Frieden zu ruhen, wie in dem kleinen Gebirgsdorfe in Europa, wo der treue fleißige Landmann, nach dem beſchwerlichen Tagewerke, ermüdet, mit ſeinen engen Begriffen und ſeinen kargen Wünſchen zu Bette geht, doch hier waren nicht Aller Augen geſchloſſen, und waren ſie es, ſo zogen blutige Schatten an ihrem innern Sinne vorüber, und ſie träumten von ſchweren Ketten, von Richtbeilen und Blut, und prieſen ſich glücklich, wenn ſie mit dem Morgen erwachten und ſich auf Neuholland fanden.

Und an dieſen Schläfern vorüber ſchritt das alte Verbrechen, ſchaurig und rieſenhaft. Wie die Flamme, die an ausgebrannte Schlacken leckt, ſo wollte es dieſen Leben noch Verderben bereiten. Mit Gift beladen wankt es durch die Nacht, um den hülf- und rettungslos Verbannten im Morgentrunke den Tod zu bringen, und der Mond leuchtete zu dieſem Gange, und der Hof des Richters war unbewacht, und der Brunnen ſtand da offen und von keinem Engel geſchützt, um die tödtliche Gabe zu empfangen.

Auf den Zehen, damit der hallende Tritt auf dem Kies ſie nicht verrathe, traten ſie ein in Morris' Gehege. Nach allen Seiten die Blicke ſendend, und gewiß, daß Niemand ſie ſah, gingen ſie raſch auf den Brunnen zu, und ein Augenblick, ſo war die Hälfte der Kürbiſſe geöffnet und

hinabgeworfen. Schnell flohen Beide davon und eilten dem Fort zu.

Noch zögerte die Morgenröthe, dem Meeresschooße zu entsteigen, ein frischer Wind kräuselte die Gewässer der Bai, und die Fortuna schaukelte sich am starken Ankerseile. Nichts deutete auf ihre nahe Abfahrt, welche des Gouverneurs Befehl aufgeschoben hatte.

Pinkson blieb stehen und sah hinüber nach der Brigg, die wie ein unheilbringendes Räthsel vor seinen Blicken dalag.

Sollte sie darum hier aufgehalten worden sein, um dich in schweren Ketten an Bord zu nehmen?" murmelte er vor sich hin. Und eine bedrückende Ahnung stieg in ihm auf, wie sie nur selten der Himmel in dies verstockte Herz leuchten ließ.

Noch stand er und blickte nach dem Meere, als ihn ein Rütteln am Arme aus seinen Träumen erweckte.

„So komm doch!" zischte die Furie, die ihn begleitete, „oder wollen wir uns auf der That ertappen lassen?"

Und sie zog ihn vom Hofe und eilte mit ihm davon, denn sie hatte sich des Restes der Flaschen entledigt und sie ruheten bereits tief unten im Brunnen.

Beide langten in Pinkson's Hütte unaufgehalten an und warfen sich ermüdet auf das Lager. Der Schrank stand offen, der so lange den Hort der Hölle sorgfältig verschlossen hatte, der war nun ausgesäet, um schnelle Früchte zu reifen. Die Verbrecher schlossen die Augen, wenngleich sie nicht schliefen, damit sie den Tag nicht sähen, der schon heraufglomm, um die Leichen der Vergifteten zu bescheinen.

11.

Im Hofe des Richters ſtanden zwei Menſchen tief verſteckt im Schatten und hatten ſchaudernd die That Pinkſon's mit angeſehen.

Es war Canjaruht der Wilde, der noch in ſpäter Nacht gekommen war, Banalok zu ſuchen, und Ebbi, welche die Hütte verlaſſen hatte, um unter der freien Himmelsluft ihrer gepreßten Bruſt Linderung zu verſchaffen.

So wie die Andern vom Hof gegangen waren, kamen Beide aus ihrem Verſtecke hervor. Kein Zweifel blieb dem erfahrenen Wilden, was hier geſchehen war. Sie traten auf den Weg hinaus und ſahen, wie Pinkſon und ſeine Gefährtin zum Fort hinabgingen.

Sogleich weckten ſie den Vater. Während dieſer ſich von Canjaruht Alles erzählen ließ und ſich anſchickte, Verſuche mit dem Waſſer an Hunden zu machen, eilte Ebbi, von Seelenangſt getrieben, nach dem Fort. Um den Verbrechern nicht zu begegnen, lief ſie muthig dem Hauptwege nach, wohl wiſſend, daß dieſe einen Nebenweg einſchlagen würden, wenn ſie von ihrer That zurückkehrten.

Der Tag war ſchon da und leicht konnte ein früherwachter Schläfer im Morgentrunke den Tod finden. Im Fluge erreichte ſie Fort Sidney, ſie ſah den Gouverneur im Fenſter liegen, ſich an ſeinen gezähmten Känguruhs ergötzend, die mit komiſchen Sprüngen ſich im Hofe herumjagten. Als er ſie erblickte, verzog ſich ſeine freundliche Miene zum Zürnen.

„Kommſt Du, für Deinen Geliebten um Gnade zu flehen?“ rief er der zu ihm Eintretenden zu. „Wiſſe, daß ihn nichts aus den Eiſen erretten kann, die er nun ſchon bis nach Europa ſchleppen muß. Die Fortuna, die noch

heute abſegelt, nimmt ihn mit. Du, mein Kind, bleibſt hier, und wenn gleich der edle Viscount, Dein Beſchützer, der meine Piſtolen mitnahm und mir nach dem Leben trachtete, fern von hier ſein wird, ſo ſollſt Du von meinen Nachſtellungen nichts mehr zu befürchten haben. Europäer von meinem Stande können ſich wol in ein Lärvchen wie Deines für einen Augenblick vergaffen, aber wir tröſten uns leicht, wenn wir nicht zum Ziele kommen. Du kannſt meinen Worten trauen, wenn ich Dich jemals wieder mit meiner Liebe incommodiren will, ſo werde dieſer Trunk mir zu Gift!"

Hierbei griff er nach einem Glaſe Waſſer, das nebſt ſeinem Frühſtücke auf dem Tiſche daſtand, allein Ebbi, die bis jetzt überraſcht und verwundert ihm zugehört hatte, ſprang mit Haſt auf ihn zu und hielt ihm den Arm. „Trinkt nicht, Sir," ſchrie ſie entſetzt, „dies iſt Gift!"

Der Ton, womit ſie dies ſagte, ergriff den Gouverneur auf ſeltſame Weiſe, und ein Getümmel, das in dieſem Augenblicke im Hofe entſtand, und aus dem die Worte: Gift, Mord, Verrath, laut wurden, erhöhte dieſe Stimmung.

„Folge mir, Mädchen!" ſagte er ernſt und entſchloſſen, ergriff Ebbi's Hand und ging mit ihr in den Hof, nachdem er ſein Zimmer verſchloſſen hatte.

Eine Gruppe von Wüthenden umſtand den Brunnen, und einige Leichen lagen da mit ſtarr verrenkten Gliedern, die ſoeben den letzten Athemzug verhaucht hatten.

„Eine gräßliche Verrätherei! — Der Brunnen iſt vergiftet! — Herbei den Mörder! — Zerreißt ihn in Stücken!" — ſo ſchallte es wild durcheinander, und Ebbi's Bruder, der Viscount Dunbal, der bei ſeiner Nachhauſekunft auf

Befehl des Gouverneurs in Ketten gelegt worden war, wurde herbeigeſchleppt.

„Auch das hat er gethan!“ ſchrien Einige.

„Er, der den Gouverneur ermorden wollte, er iſt gedungen von unſern Feinden, die das Land für ſich haben wollen!“ ſchrien Andere. Es ſind Goldminen, Goldquellen hier! Nieder mit dem Verräther!“ — die Dritten.

Unter dieſem gräßlichen Toben war Dunbal bis vor den Gouverneur gebracht worden, der ſich bemühte, die Ruhe herzuſtellen; aber Ebbi, wie ſie den Bruder bedroht ſah, warf ſich mit einem Heldenmuthe den Wüthenden entgegen, den man der Jungfrau nicht zugetraut hätte, ihre Stimme übertönte augenblicklich das wilde Geſchrei und eine tiefe Stille folgte alsbald.

„Er iſt es nicht!“ ſchrie ſie, „ich, ich ſah Alles! Auch den Brunnen in unſerm Hofe haben ſie vergiftet, die Böſewichte. Eilet, lauft nach Pinkſon's Hütte, dort werdet Ihr ſie finden, die das Gräßliche vollbrachten.“

Erſchöpft ſank ſie in Dunbal's Arme und der Gouverneur gab Befehl, auf Morris' Hofe nachzufragen und Pinkſon herzubringen.

Canjaruht begleitete den Richter, der jetzt ins Fort kam und entſetzt ſeine todtenähnliche Tochter in den Armen des gefeſſelten Dunbal neben den Leichen der Vergifteten erblickte. Er hatte mit dem Wilden den Brunnen in ſeinem Hofe vernagelt und eine Wache dabei hingeſtellt, dies Geſchäft verhinderte ihn, früher hier zu erſcheinen. Bei ſeinem Anblicke erhob ſich wieder ein drohendes Gemurmel, doch Canjaruht, der Alles beſtätigte, was Ebbi ausgeſagt, und was er mit ihr angeſehen hatte, beruhigte die Gemüther.

Jetzt wurden Pinkſon und Eliſa in den Hof gebracht. Bleich und verſtört ſtanden ſie Beide da, wie Verbrecher,

die den Spruch ihrer Richter erwarteten. Pinkſon, an den zuerſt der Gouverneur ſeine Fragen richtete, ſtand ſtumm und unbeweglich, gleich als begriffe er nicht, was man von ihm wollte, und als habe er die Sprache verloren.

Da erhob jedoch Eliſa Morris ihre Stimme und klagte in heulenden Tönen das Tribunal von England an, und fluchte dem Himmel, der ſeine Blitze für unſchuldige Opfer ſpare und damit nicht niederſchmettere die Grauſamen, die Recht ſprechen nach den Geſetzen des Wahnſinns und der Blutgier und eine unabſehbare Kette des Elends an ganze Geſchlechter hängen, die ſie hinabzieht in den Abgrund der Laſter.

„Ich war geboren zur Freude im Schoße einer glücklichen Familie, ich hatte Eltern, die mich liebten, einen Bruder, Freunde und Geſpielen, ich war eine Tochter des Landes, das ſich ſtolz das freieſte nennt, und ich durfte nicht fürchten, dereinſt dem Laſter, dem Unglück zu verfallen. Da wird mein Vater durch Verführung und Geldgier zu einer That hingeriſſen, die von Menſchen zu einem Verbrechen geſtempelt, von den Geſetzen unſers Landes mit dem entehrendſten Tode, dem bürgerlichen, beſtraft wird, und wir alle, Mutter und Kinder, die Unſchuldigen, denen er nichts ſagte von ſeinem nächtigen Treiben, die wir ihm nicht einmal die unſchuldigſte Handreichung bei ſeinen Blasbälgen, Tiegeln und Amboßen leiſten durften, wir werden elender, wie er, ihn trägt der bürgerliche Tod in ein fernes Land, wo er, unbekannt, ein neues Leben beginnt, wo er zu Anſehen und Ehren wieder kommt, wo er ſich eine neue Familie ſchafft, wo liebende Kinder ihm das Andenken der armen, unglücklichen, die er im Vaterlande zeugte, aus dem Gedächtniſſe verwiſchen, die indeß daheim vertrieben, geſchändet, mit Füßen getreten in den Pfuhl, dem Aus-

wurfe der Menſchheit, der ſtets im Schoße des Laſters wühlt und am Rande des Verbrechens ſtreift, anheimfallen. Dies Loos ward mir durch Menſchen zu Theil, die ich nun haſſe mit dem glühendſten Haſſe und zu vernichten ſtrebe, wie ich kann!"

Hier hielt ſie inne und ſah erſt frech rings umher, dann tückiſch und hohnlächelnd auf ihren ſtummen Gefährten. Alles hatte einen weiten Kreis um ſie gebildet, und ſelbſt die härteſten Verbrecher, die hier verſammelt waren, erbebten in ihrem Innern, gleich als würde der Abgrund ihrer eigenen Herzen ihnen nun erſt ſichtbar, bei den Flammenworten dieſer Sünderin.

„Kennt Ihr den alten Goldſchmied Francis Morris aus Dundee?" fragte ſie nun mit lauter Stimme.

Und herbei ſchwankte der alte Mann, nun Richter der Colonie, und die Hände vors Geſicht geſchlagen, rief er jammernd:

„Ja, es iſt Eliſa! ſelbſt in ihrer Verzerrung erkenn' ich dieſe Züge!"

Aber Eliſa wendete ſich hohnlachend von ihm weg und zu Pinkſon hin.

„Ich habe mit Dieſem hier die Brunnen vergiftet," ſchrie ſie, „zerreißt mich und macht meinem elenden Daſein ein Ende!"

Im Augenblicke waren Steine erhoben und die Menge wollte ſich mit wildem Geheul auf die Schlachtopfer ſtürzen; doch der Gouverneur ließ von der Wache Ordnung machen, welche auf ſeinen Wink Beide in ihre Mitte nahm.

„Euer Leben Euch hier zu rauben, wäre Wohlthat für Euch und ſähe einer ſchnell ausgeübten Rache ähnlich. Nein, Ihr ſeid zur ewigen Verbannung verurtheilt, ſeid darum verdammt, Euer Leben in ihr zu Ende zu bringen.

Sogleich schafft sie in einem Boote nach der wüsten Adlerinsel; dort mögen sie ihre Tage fristen, so gut sie können; Einer diene dem Andern zur schauerlichen Gesellschaft, und die Raubvögel, die jene Felsen bewohnen, mögen sich einst an ihren Leichnamen sättigen!"

Ein allgemeines Hurrah folgte diesem Urtheilsspruche, der sogleich ausgeführt wurde. Pinkson und Elisa schleppte man unter lautem Freudengeschrei und starker Bedeckung nach dem Strande, wo sie in ein Kriegsboot hinabgestoßen wurden, das Augenblicks die Segel aufzog und der Adlerinsel zusteuerte.

Alles Volk hatte sich verlaufen. Der Gouverneur, Dunbal, Ebbi und Morris waren allein zurückgeblieben.

„Mein Herr," sagte Lawrence, indem er nun erst dem Viscount die Ketten selbst abnahm, „ich stand im Begriffe, eine schwere Ungerechtigkeit zu begehen, die große Lehre aber, die ich in diesem Augenblicke empfing, wird mich für mein ganzes Leben davor bewahren. Nehmen Sie Ebbi, Ihre Schwester, mit sich nach Europa, machen Sie den Engel, welchem ich mein Leben verdanke, zur Glücklichsten. Ich will Alles daran setzen, diesem schauervollen Aufenthalte so schnell als möglich zu entfliehen, und kehre ich dann nach England zurück, so lassen Sie mich Zeuge sein Ihres Glückes und vergeben Sie mir aus vollem Herzen!"

Hochglühend stand Ebbi da, ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, es ward ihr ja die Rettung durch diesen Gouverneur. Doch ein Blick auf ihren Vater machte sie wieder ernst, der finster und tief erschüttert, mit gebeugtem Nacken zur Seite stand.

„Und mein Vater?" sprach sie scheu.

Dunbal seufzte tief.

„Er iſt lebendig todt!“ entgegnete dumpf der Gouverneur.

„Doch Alles wollen wir aufbieten,“ rief Dunbal mit Zuverſicht, „und ſicher, Ebbi, erwirken wir ſeine Freiheit und in Jahresfriſt iſt der Vater bei uns, und wir leben vereinigt und glücklich!“

Sie verließen das Fort und begaben ſich nach der Hütte des Richters.

Als am Abend der Himmel erglühete und das Wundermeer in ſeiner Farbenpracht einherwogte, krachte der erſte Kanonenſchuß am Borde der Fortuna und eine Stunde darauf ſah man ſie die Fluthen majeſtätiſch durchſchneiden, ein glückliches Geſchwiſterpaar auf dem Verdecke, das zur Rettung eines unglücklichen Vaters einem fernen Welttheile zueilte.

Und auf der äußerſten Spitze der Sanddüne, die Füße umhüllt vom Meeresgewäſſer, ſtand ein alter Mann, das graue Haar im Winde flatternd, die Mütze ſchwenkend, im Auge Thränen und im Herzen Hoffnung.

Die Nacht brach herein und noch immer ſtand er da, die Blicke ſeewärts gekehrt, wo er den leuchtenden Streif ſah, den das Schiff hinter ſich herzog.

Und um die Ecke bog das Boot, das nun ſtill auf der grauen Fluth von der Adlerinſel heimkehrte, und mit Schauder ſah er die Mannſchaft allein ans Land ſteigen.

Als nach Monaten der alte Morris durch die Gnade des Monarchen zur Heimat zurückberufen wurde, hatte

ihn ein Höherer ſchon in ſeiner ihm urſprünglichen auf-genommen.

Die vergifteten, nun längſt mit Steinen gefüllten und übermauerten Brunnen werden noch heute mit dem Namen der Pinkſonſteine, als Denkmale einer ſchauerlichen Sage, den Ankömmlingen in Botany-Bay gezeigt.

Hans Holbein.

An einem nebligen Herbſtmorgen ſaß ein junger Mann auf dem Eckſteine am großen Markte in Baſel. Vor ihm der zierliche Brunnen mit ſeinen rieſelnden, kryſtallhellen Waſſerſtrahlen konnte unmöglich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, eben ſo wenig die ſchwatzenden Dirnen und Mägde, die dort wuſchen und andere Arbeiten verrichteten. Dieſes lebensfriſche, heitere Bild wäre nicht im Stande geweſen, auf die nicht unſchönen Züge des Mannes einen ſo trüben Eindruck zu machen, der dem Nebel und dem Spätherbſte abgeborgt ſchien. Sein Geſicht war bleich, der Mund zur Trauer verzogen, die Wangen welk und die Haltung kummervoll. Nur im Blicke leuchtete noch ein reiches Leben und dieſer richtete ſich eben nach einem Gegenſtande, der ihm zwar die ſichtbare Spannung verlieh, aber eben auch den großen, vernichtenden Schmerz, der ſich auf das Uebrige ergoß.

War es irgend eine Jungfrau, die ſich an den Fenſtern der gegenüberliegenden Häuſer der Patrizier zeigte? War es eine Spröde, Stolze, die nur für das Auge des jungen Mannes erreichbar war? Wir folgen ſeinen Blicken und finden nichts von den ſpitzen, ausgezackten Giebeln, bis

zum Kellergeschoß, nichts in den Thürmchen und Erkern, womit die stattlichen Häuser geschmückt sind, was einer Vermuthung dieser Art Raum geben könnte. Sein Gesicht ist unverwandt nach einem Gebäude gerichtet, dessen zahlreiche Fenster, von innen verhängt, fast keinen Bewohner verrathen, an dessen Vorderseite aber, der ganzen Breite nach, eine große Schilderei prangt, in prächtigen frischen Farben, gleich als hätte sie der Maler gestern erst vollendet. Das schöne Bild, das nun dem bösen Wetter, der rauhen Jahreszeit ausgesetzt ist, das ist's wol, was den armen stummen, traurigen Mann so festbannt und die Blicke unverwandt dahin richten läßt. Welch ein barbarischer Luxus! mag er denken; Meisterwerke an den Fronten gemeiner Wohnhäuser dem Regen und der Witterung preiszugeben, und es in unserm Klima dem glücklichen Italien nachmachen zu wollen! Einer Fürstenwohnung würde dies Bild Glanz verleihen, das hier am Markte zu Basel in freier Luft verwittern soll. Dies müssen ungefähr seine Gedanken sein; es ist ein schwermüthiger Künstler, der dort sitzt; wir wollen sehen.

Ein Mann von reiferem Aussehen und untersetztem Wuchse, in einen Mantel gehüllt, tritt zu ihm leise hin. Er hätte es unbesorgter thun dürfen, er würde den Träumer doch nicht aufgestört haben. Er bleibt eine Weile neben ihm stehen und betrachtet ihn theilnehmend, dann legt er, fein lächelnd, die Hand auf des Andern Schulter. Jener schreckt empor und blickt ihn an. Die Schnelligkeit, womit er seinen Sitz verläßt, und die Achtung, welche sich in seiner Haltung ausdrückt, zeigen es deutlich, daß der Störer einem vornehmen Stande angehöre, so einfach und unscheinbar auch sein Aeußeres sein mag.

„Je nun, Meister Hans," spricht er, „was ist's, das

Eure Gedanken an diesem Platze so sehr beschäftigt, daß Ihr Euern guten Freund nicht bemerktet, der schon lange neben Euch stand? Nicht so? Es ist die Bewunderung des Geschaffenen und das angenehme Gefühl, das Ihr habt, durch dieses Bild, das jeder Vorübergehende betrachten und empfinden kann, allen Euern Mitbürgern gezeigt zu haben, daß Ihr berechtigt seid, Euch den ersten Malern beizuzählen." — „Fern sei von mir solcher Hochmuth, mein würdiger Gönner," versetzte hierauf Meister Hans mit sanftem Tone; „was bin ich gegen Meister Albrecht aus Nürnberg und die vielen Andern noch, die in Farben schaffen? Wie dürfte ich es wagen, mich einen Maler neben den Italienern zu nennen?" — „Laßt die Italiener," erwiderte hierauf der Mann im Mantel; „das sind die Glückskinder der Erde; sie haben von dem gütigen Himmel eine Luft und ein Licht erhalten, die ihre Farben durchdringen und sie zu Malern machen, oft wider ihren Willen; und dann ihre Lebensweise, ihre Kleidung, kurz Alles. Dort geht die Schönheit nackt, bei uns verhüllt; welche Formen werden dort unter Lumpen sichtbar! ihre Landleute, ihre Bettler — das solltet Ihr einmal sehen! und hier bei uns! — Doch immerhin, lassen wir ihnen diese Vorzüge. Eure verhüllten Nonnengestalten haben ebenfalls großes Verdienst und was Eure mächtige Phantasie auf der Brücke schuf, jener schauerliche Reigen, den der Tod anführt, ist ein Werk echt deutschen Sinnes, voll tiefen Gemüths, unheimlich, schauervoll, grell possenhaft, selbst heiter in seinen Theilen. Sollte man glauben, daß es möglich sei, diese Widersprüche zu vereinen? Und doch ist es Euch gelungen."

Der junge, bleiche Mann, den wir Meister Hans anreden hörten und den wir nun auch so nennen wollen, stand erfreut und beschämt vor dem Sprechenden da. „Ihr

seid zu gütig gegen mich," sprach er, „und doch bin ich so gewöhnt, dem, was Ihr sagt, Glauben zu schenken, daß ich mich nunmehr wol überreden kann, Das, was ich gemacht, sei meinem Wollen nach ausgefallen; denn Schlechtes zu malen, war gewiß meine Absicht nicht." — „Nun aber hat Basel genug von Euern Werken," fuhr der Fremde fort. „Die Stadt besitzt Schätze durch Euch, weshalb sie die mächtigsten Fürsten einst beneiden werden. Stellt Euer Licht nicht fürder unter den Scheffel, tretet in die Welt und genießt die Früchte Eures seltenen Talentes und Eures Fleißes. Ihr bedürft weder der Lehrer, noch der Unterstützung, weder der Gönner, die Euch Beschäftigung geben, noch irgend einer andern Begünstigung, die man Schicksalslaune nennt. Tretet hinaus in das Leben und Reichthum und Ehren werden Euch entgegenströmen. Ihr müßt Basel verlassen!" Ein tiefer Seufzer war die Antwort, die Meister Hans mit zur Erde geschlagenen Augen ausstieß. „Beim Himmel!" rief der Andere, „hier ist mehr im Spiele. Ich bin zu fremd noch in dieser Stadt, um die Bewohner all der Häuser am Markte zu kennen, noch weniger," setzte er heiter lachend hinzu, „ihre Töchter. Was gilt's? — Ihr seid verliebt, mein kunstvoller Meister!" — „Ich? o daß ich's noch wäre!" sagte Meister Hans zagend und leise. „Nun, dann liebet Ihr eine Ungetreue, eine Unwürdige," sprach der Fremde schnell; „so vergeßt sie nur und laßt Euch das keinen Augenblick Eures Lebens trüben. Beherrscht Euer Gemüth und, wie ich Euch schon sagte, verlaßt Basel so rasch als möglich." — „Ich — sie verlassen?" sprach der Maler, und der ältere Freund, der dadurch noch mehr bestärkt wurde, daß Liebe hier im Spiele sei und daß der, wahrscheinlich unwürdige Gegenstand, welcher der jungen Künstlerbrust solchen Gram bereiten konnte,

in dem schön gemalten Hause wohnte, ergriff den Traurigen am Arm und sagte: „Freund, kommt weg von diesem Platze, wo Euer Schmerz stets neue Nahrung aufnimmt. Seht, der trübe Morgen ist verschwunden; die herbstliche Sonne hatte noch Kraft genug, die Nebel zu bekämpfen. Folgt mir ins Freie und sagt mir, was Euch drückt, Ihr sollt einen theilnehmenden Freund an mir finden. Vielleicht kann ich Euch guten Rath ertheilen, ich bin wol nicht ganz ungeschickt dazu."

Während dieser Worte hatte der Mann den Maler sanft fortgezogen und nun schritten sie Beide der Brücke zu. Hinter dem Pfeiler eines Eckhauses trat jetzt eine schöne, schlanke Frauengestalt in reicher Bürgertracht hervor. Sie hatte dort so lange versteckt gestanden, als das Gespräch der beiden Männer am Brunnen gedauert. Sie geht nun nach dem großen Hause, an dessen Fronte das Gemälde prangt, und tritt auf die breite Steintreppe desselben; aber ihr Kopf wendet sich den Fortgehenden nach, sie seufzt tief, ihre Augen sind roth und verweint, sie bedeckt sie mit ihren beiden Händen, klein und weiß; dann tritt sie in die Thür des Hauses.

Jenseits der Brücke lag eine junge Anpflanzung und da man in dieser Jahreszeit des Schattens wol entbehren konnte, wählte der Fremde sie, um mit seinem jungen Freunde den Morgenspaziergang dort zu machen und seine Herzensergießungen zu hören. Sie waren allein in dem traulichen Gehege, das noch im vollen Schmucke herbstlichen Laubes prangte; kein Basler besuchte den Ort an Wochentagen.

„Nun, jetzt beichtet mir, Meister Hans," fing der Fremde an. „Schildert mir den Schiffbruch Eurer Gefühle und laßt uns Anstalten treffen, diese kostbaren Güter des

Lebens im sichern Hafen zu bergen. Was ist's mit dem bemalten Hause? und welch' ein verderbender Kobold treibt dort sein Wesen?" — „So wißt denn, mein hoher Gönner," sprach der Maler, „daß der Eigenthümer jenes Hauses der Vater meines Weibes ist." — „Das scheint mir eben kein Gegenstand der Trauer, lieber Freund," fiel ihm lachend der Andere ins Wort. „Der Mann ist reich und angesehen." — „Daran dachte ich nicht, als ich Maria freite," fuhr der Maler fort. „Nur ihre Schönheit bezauberte mich. Die Form, die äußere Form ist unser Abgott, ihr huldigen wir unser ganzes Leben, in ihr finden wir Alles, was den Menschen macht. Was nach unsern Begriffen schön ist, ist vollendet. In der Schönheit liegt Hoheit, Anmuth, Stärke, Ruhe, Weisheit, Milde, Liebe, Alles, was das Höchste und Edelste der Menschennatur ist. Wir armen Maler wissen ja nichts Anderes darzustellen als Schönheit. Glücklich genug, wenn wir es können, und darum sind unsere Köpfe und Herzen voll davon, und wir beten an, wo wir sie antreffen. Ich sah Maria — und ihre Schönheit überwältigte mich. Ich malte sie unzählige Male und sie erschien mir immer schöner. Je mehr ich mich in diese Herrlichkeit versenkte, desto klarer wurde sie mir, desto beredter diese Züge, desto verständlicher die Harmonie der Glieder; ich sah Maria für den Inbegriff alles Schönsten der Erde an, und ich träumte mir ihren Besitz als das würdigste, höchste Ziel, was ein Mensch zu erstreben verlangen könnte." — „Ihr seid ein großer Maler und waret sehr verliebt," sagte heiter der Andere; „aber Ihr seid es noch, verlaßt Euch darauf." — „Wol bin ich's noch, ich fühle es," sagte betrübt Meister Hans. „Könnt Ihr jedoch die Qual ermessen, die mich erfüllt, mein theilnehmender Freund, wenn ich Euch schildere, wie

meine Liebe vergolten wurde? Der Vater der Jungfrau, einer der angesehensten und reichsten Bürger der Stadt, ehrt den Stand der Künstler und liebt die Kunst. Dieses ist bei vornehmen Leuten nicht immer vereinigt. Zu meinem Glücke, so dachte ich, findet es sich hier. Nachdem ich mehre Male für ihn beschäftigt worden war, ihn selbst in seiner Amtstracht als Beisitzer des Gerichts, seine Frau im Sonntagsputze und eine Menge von häßlichen Verwandten abkonterfeit hatte, ward mir endlich auch das Glück zu Theil, Maria zu malen. Ich bebte vor innerem Entzücken, ich mischte meine Farben mit einem Fleiße, ich ließ es an nichts fehlen, doch — was soll ich Euch sagen? — das Bild mißrieth. Ich schämte mich; sie saß noch einmal, ich malte noch emsiger — es mißrieth wieder; ich wollte es nicht für meine Arbeit anerkennen und vernichtete es. Beschämt zog ich mich zurück. Man wußte sich diese Stümperei nicht zu erklären. Erst zu Hause in der Einsamkeit fühlte ich, wie voll meine Einbildungskraft von Maria's Reizen war; hier war kein hüpfender Pulsschlag, kein Beben in den Fingerspitzen, kein Schwimmen vor den Augen, kein klopfendes Herz, keine Zerstreuung, kein Zusammensuchen von Worten, die auf der Zunge schwebten und doch nie gesprochen wurden; hier sah ich sie vor mir, wenn sie gleich nicht gegenwärtig war, hier gelang es mir endlich, sie zu malen, weil ihre Nähe nicht im Stande war, mir die Sinne zu verwirren. Ich vollendete das Bild, nie noch war mir eines so gelungen, und trug es in das Haus der Eltern, die hocherfreut darüber waren, daß ich so genügend meine Künstlerehre gerettet hatte. Mir ward der Auftrag, das Haus von außen zu malen. Mit Freuden sagte ich zu, mit Begeisterung bestieg ich das Gerüst. Ich wollte ihrer Wohnung mit aller Macht, die mir der Himmel verliehen,

die Verklärung der schönsten Kunst zu Theil werden lassen. Wie oft mußte ich jedoch die Köpfe, die ich gemalt, wieder aushauen und frischen Anwurf machen; immer malte ich nur Marienköpfe und noch jetzt werdet Ihr sie wenigstens dreimal auf dem Bilde antreffen, und alle Engel haben eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr. Darüber verflossen viele Monate. Besonders lang währte es, bis ich mit den Verzierungen um ihr Fenster fertig wurde. Mit dem frühesten Morgen bestieg ich damals mein Gerüst und malte weniger, als daß ich nach den grünen Behängen schaute, welche ihr Schlafzimmer vor meinen Blicken verdeckten. Es war eine recht wonnige Sommerszeit. Sie stand frühe auf und pflegte dann das Fenster zu öffnen. „Guten Morgen, Meister!" rief sie mir zu. Ach, Herr, ich hatte Mühe, mich festzuhalten; ihr Anblick und der Ton ihrer Stimme erregten einen Schwindel in mir, daß ich beinahe vom Gerüst gefallen wäre. Und auf diese Weise entspann sich unsere nähere Bekanntschaft. — Eines Morgens sagte ich ihr Alles, was ich auf dem Herzen hatte, und wie ich nur aus Liebe zu ihr das Haus bemalte und, wenn sie nicht wäre, nie auf dem Gerüste hier säße. Sie nahm das sehr wohlgefällig auf und lächelte. Herr, und wie sie lächelte, da war es um mich geschehen; ich schwang mich mit einer Behendigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte, auf ihr Fensterbrett, von dem sie kreischend zurückgelaufen war, und im Nu lag ich vor ihr auf den Knien in ihrem Schlafzimmer. Ich wagte viel; war ich aber wol im Stande, in jenem Augenblicke daran zu denken?"

Meister Hans machte hier eine Pause und sah in Gedanken vor sich hin. Seine trübe Miene hatte eine hellere Färbung angenommen, es war, als hätte er sich in selige Erinnerungen verloren. Der Fremde unterbrach ihn. „Nun,

und was sprach die Jungfrau? Wie nahm sie Euern Ungestüm auf?" — „O laßt mich davon schweigen!" sagte der Maler. „Lieber Herr, ich wäre ja doch nun und nimmermehr im Stande, Euch alles Das zu schildern und, obgleich ich mit Farben besser als mit Worten umgehen kann, wüßte ich zu dieser Schilderung auch nicht einmal die rechten zu mischen. Glaubt mir, wenn ich Euch sage, daß damals sicherlich kein Mensch auf der Erde so glücklich war, wie ich. Alles, was ich ihr zu gestehen hatte, wiederholte sie mir Wort für Wort, und sie versprach mir, ihren Vater von Allem zu unterrichten, und glaubte überzeugt zu sein, daß er ihre Hand dem berühmtesten Meister in einer Kunst, die er so hoch verehre — verzeiht mir, daß ich also spreche, ich sage Euch nur, was Maria äußerte — gewiß nicht abschlagen würde. Sie hielt Wort, und wie ich am Abend vom Gerüste steige und ins Haus trete, um meinen Arbeitsrock mit meinen guten und ehrbaren Kleidern zu vertauschen, ruft mich der Rathsbeisitzer in seine Schreibstube, um ein ernstes Wort mit mir zu sprechen. Ich verließ noch an diesem Abende das Haus als sein zukünftiger Schwiegersohn, und Maria's erster Kuß glühte auf meinen Lippen. Nach kurzem Brautstande wurden wir eingesegnet, Mann und Frau."

Sie hatten sich, vom Gehen ermüdet, auf eine Steinbank gesetzt, unter einer mächtigen Ulme, die sie mit ihren todten Blättern ganz überschüttete. Die Sonne hatte sich wieder verborgen und der Herbstwind pfiff durch die Zweige des Baumes. Der Maler schwieg lange und blickte zu Boden; endlich fuhr er fort. „Was ich nunmehr leide, seitdem dieser Engel der Schönheit unter das Dach meiner bescheidenen Wohnung getreten, das kann ich eben so wenig in Worten fassen, als meine frühere Seligkeit. Und könnt'

ich's, so wäret Ihr zu menschlich, um mich durch die Erzählung meiner Kränkungen und Qualen auf's Neue zu martern. Nur so viel sollt Ihr wissen, edler Freund, daß Maria zänkisch, herrschsüchtig, argwöhnisch ist; daß sie bald wissen will, warum ich ernst bin, bald warum ich heiter, bald warum ich weder Eins noch das Andere bin; guter Gott! ich soll ihr sagen, wovon ich mir oft selbst keinen Grund angeben kann. Was ich ihr aber darüber vertraue, wird von ihr nicht angenommen; stets glaubt sie, daß ich ihr den wahren Grund verheimliche. Dann schmollt sie, wird böse, weint und quält mich, daß es ein Jammer ist. Ich muß meine Arbeit verlassen und aus meinem Hause entfliehen. Jedes weibliche Bild, das ich male, soll ihre Nebenbuhlerin sein, oft hat sie mir die Leinwand zerschnitten und fast schon beendigte Bilder in blinder Wuth verdorben. Ich verzehre mich in Kummer und kann dabei nicht aufhören, ihre Schönheit zu bewundern, wenn ich auch schon lang aufhörte, sie zu lieben. Das ist der Grund, warum Ihr mich diesen Morgen das Bild anstarrend dasitzen saht. Ich überdachte mein Elend, das aus jenem Hause hervorging, ich sah auf die fleißigen Verschlingungen, die so kunstvoll das Fenster umgeben, und ich entdeckte noch den Fleck recht gut, wo ich den Pinsel wegwarf und mich in ihr Zimmer schwang. Ich betrachtete ihre Köpfe auf dem Bilde und suchte daraus zu entziffern, was denn so mächtig auf mich eingewirkt habe und noch einwirke. Ach, wir armen Maler sind Sklaven der Schönheit! welche Mühe ich mir auch gab, sie jetzt aus diesen gemalten Köpfen wegzuleugnen, sie trat mir daraus stets siegreich entgegen und schmetterte mich zu Boden." Der arme junge Mann seufzte tief, aber der Fremde ergriff seine Hand und sagte mit ernster Miene: „Ihr rennt Eurem Untergange zu, wo-

fern Ihr Euch nicht selber rettet, Hans! Dieſes Weib, das Eure Geſundheit untergräbt, trübt Eure Laune und tödtet Euren Geiſt früher noch als Euren Körper. Habt Ihr von dem großen Meiſter Albrecht von Nürnberg vernommen?" — „Albrecht Dürer — o! wie liebe ich ihn!" erwiderte der Maler. — „Und wißt Ihr, daß er in ſeinen letzten Stunden von dem böſen Teufel von Weibe, das ihn ſein ganzes Leben hindurch gefoltert, noch Schläge erhielt?" ſprach ernſt der Fremde. Der Maler ſchauderte zuſammen und verbarg ſein Geſicht. Der Fremde ſtand raſch auf. „Ihr müßt fort von hier um jeden Preis!" rief er. „Ich dachte ſchon ſelbſt daran," ſprach der Andere. „In Augsburg, meiner Vaterſtadt, lebt mir noch ein Oheim und zwei Brüder, zu ihnen will ich meine Zuflucht nehmen." — „Was da — nach Augsburg!" entgegnete unwillig der Fremde. „Damit ſie Euch nachreiſe, vorjammere, Alles aufbiete, um Euch zur Rückkehr zu bewegen! Nein Ihr müßt fort — weit fort — über's Meer." Der Maler wurde bleich. „Nun?" ſagte der Fremde, „wird Euch bang? fürchtet Ihr Euch vor dem Waſſer? Seht die tobende See in ihrem furchtbarſten Aufruhr und es wird nichts ſein gegen Euer böſes Weib. Hier müßtet Ihr zu Grunde gehen. Ihr ſollt aber leben und malen. Könntet Ihr das, wenn Ihr Euren Plagegeiſt ſtets um Euch hättet? — Wie ſollſt Du, armer Künſtler, zu heitern Farben, zu Gold und Purpur, zu Pracht und Freudigkeit kommen, wenn Dich Schmuz und Trübſal, Lärm, Unfriede und Zerwürfniſſe aller Art umgeben?"

„Nun, Meiſter Hans," fuhr er nach einer Pauſe mit raſcher Bewegung fort, „was gedenkt Ihr zu thun?" — „Weiß ich's?" fragte der Maler kleinmüthig. — „So vertraut getroſt mir und ich will's Euch ſagen. Ihr ſollt

von Euch sprechen lassen an dem Hofe des mächtigsten Monarchen. Ich will Euch dazu verhelfen. Sucht mich Abends um Neun in meiner Herberge auf und ich will Euch das Uebrige vertrauen."

Der Maler wußte nicht, was er zu dem Vorschlage sagen sollte, so sehr war er überrascht davon. „Glaubet Eurem welterfahrenen Freunde," sagte der Andere noch; „es ist besser, ein solches Band mit dem Schwert zu durchhauen, ehe eine unauflösbare Schlinge daraus wird, die Euch die Kehle zuschnürt. Dies war Euer erstes Leben, verlaßt es und beginnt Euer zweites. Sterbt hier, um dort zu erwachen. Bestellt Euer Haus und versäumt nicht, den Abend bei mir zu sein, Ihr müßt bald reisen."

Er schüttelte freundlich dem Maler die Hand und verließ ihn schnell. Dieser aber schritt noch einmal in großer Bewegung auf und ab und eilte dann einem nahe gelegenen Dorfe zu, um sich einen Trunk Wein geben zu lassen. Es war ihm nicht möglich, jetzt vor seiner Frau zu erscheinen, und er nahm sich vor, erst im Zwielichte nach Hause zu gehen, gleich als ob er ein böses Gewissen hätte. Und setzt es dann auch einen Sturm, dachte er, je nun, dann soll es gewiß einer der letzten sein. Er sann hin und her, nach welchem Lande ihn sein Freund schicken wolle, von dessen großen Verbindungen er schon gehört hatte; aber die Lösung dem Abende anheimstellend, ging er ziemlich ermuthigt mit einbrechender Dämmerung auf seine Wohnung zu. — Wie er eintrat, fand er Maria in Thränen.

Maria war bei ihrem Vater gewesen und hatte ihm ihr Leid geklagt, und nur mit Mühe konnte dieser sie vermögen, nach Hause zurückzukehren. „Sie könne mit einem Manne nicht glücklich sein, der den ganzen Tag damit beschäftigt sei, schöne Gesichter aufzusuchen und sich in das

Gedächtniß zu prägen, um sie dann zu malen. Ein Künstler könne kein guter Gatte sein; er vernachlässige seine Frau, er sei immer abwesend, träumend, sie wisse nicht, woran er denke. Seinetwegen putze sie sich und er bemerke es nicht. Sei er freundlich mit ihr, so geschehe es, um ihren Arm, ihre Hand, ihren Nacken zu malen. Sie sehe sich zum Modell herabgewürdigt, sie sei nichts weiter. Er verachte sie und den Stand der ehrsamen Bürger, dem sie entsprossen; er verachte Basel und seine einfachen Sitten. Plötzlich einmal werde er Alles zusammenpacken und ihr befehlen, ihm in die weite Welt zu folgen; sie sehe das kommen. Dies werde sie aber nie thun. Es wäre ihr nicht schwer, sich von diesem Manne zu trennen, und sollte sie auch ihr ganzes Leben einsam und traurig hinbringen müssen." Dies Alles klagte sie ihrem Vater und mehr noch, dann setzte sie hinzu: „Ihm kann ich nichts sagen, ihm kann ich mein Herz nicht aufschließen. Er sieht meine Thränen, die er nicht versteht. Nehmt Eure Tochter wieder auf, Vater, ehe der Schmerz sie ganz verzehrt!" Den Tag hatte sie, ohne Speise zu sich zu nehmen, weinend und allein hingebracht. Ihr Gatte erblickte sie so und richtete schüchtern eine Frage an sie, die sie jedoch nicht beantwortete, sondern mit zorniger Geberde das Zimmer verließ, als er sich theilnehmend zu ihr bückte. Sein Ausbleiben einen ganzen Tag lang war natürlich nicht im Stande gewesen, ihren Kummer zu zerstreuen und der Heftigkeit ihres Gemüthes Schranken zu setzen. Der Maler blieb allein in seiner Werkstatt und zündete seufzend seine Lampe an. Er setzte sich im tiefen Sinnen vor seine Staffelei nieder und überlief seine durchlebten Tage und die Kette von Ungemach, die er, gleich einem Baugefangenen, seit seiner Ehe von nur achtzehn Monaten mit sich schleppte.

Mit vierzehn Jahren hatte er seine Vaterstadt, das heitere, reiche Augsburg verlassen, wo er, inmitten einer trefflichen, hochbegabten Künstlerfamilie geboren, die anmuthigste Jugend verlebt hatte, um in der Fremde seine Kunst zu üben und sich Kenntnisse zu erwerben. Sein Vater und seine Brüder waren Maler, sein Oheim der kunstfertigste Goldschmied und Holzschneider, er selbst hatte als Kind schon die herrlichsten Anlagen verrathen und Arbeiten geliefert, die für Meisterwerke seines Oheims gehalten wurden. Der Name dieser Familie, Holbein, wetteiferte in Augsburg mit den Namen der vornehmsten Patrizier, und unser Maler, der jüngste von drei Brüdern, Hans genannt, trug nicht wenig dazu bei, ihn in jeder Hinsicht zum berühmtesten zu machen. Jung und unerfahren kam er nach Basel, aber, reich an Kunst und Talent, ward er dort bald gesucht und, feurig und verliebt, bekam er eine Frau. Jetzt stand er im Begriffe, sich von ihr zu trennen. Er mußte es thun, wenn er sein edleres Selbst retten wollte. Bei ihr war Untergang, fern von ihr blühendes Leben; das fühlte er. So wie er heute keinen Strich an dem angefangenen Bilde, das vor ihm stand, gemacht hatte, so war es schon öfter geschehen. Die Ideen in seinem Kopfe vertrockneten wie die Gefühle in seinem Herzen, wie die Farben auf seiner Palette. Und so schnell kommt ja ohnehin das Alter, wo dem Künstler die Schöpferkraft gebricht. Ach! mit den vielen Bildern, die ihm vorschweben, mit dem schönen Farbenreichthum in seinem Innern alt zu werden, ohne sie alle geschaffen zu haben — welch eine trostlose Aussicht! Er raffte sich auf, um es ihr zu sagen. Er wollte ihr die Nothwendigkeit der Trennung vor die Augen führen, ihr versprechen, wiederzukehren — oder sie nie mehr wiederzusehen. Aber er glaubte sie durch seine

Erklärung zu vernichten, und wußte nicht, daß er damit ihrem sehnlichsten Wunsche entgegengekommen wäre. Er blickte zum Fenster hinaus, es war tief dunkel geworden. Das enge Gäßchen, worin er wohnte, die zugespitzten Dächer der Häuser, der graue Himmel, die Regsamkeit eines Schmiedes, ein altes Weib, das Spähne machte und dabei laut zankte, diese ganze Umgebung schien ihm unerträglich. Und wenn er sich nun vollends das Innere seiner Wohnung dachte, sein eigenes Inneres: es war die Hölle. „Fort! fort!“ rief er laut und eilte der Herberge seines Freundes zu.

Er fand ihn am flackernden Kamine, im bequemen Hauskleide einen Brief schreibend. Bei Hans Holbein's Eintritt legte er die Feder aus der Hand und blickte ihm freundlich entgegen. Seine Miene zeigte ein Gemisch von Laune und Schlauheit. „Ah, seid Ihr's, Meister Hans!“ rief er ihm zu; „nun, wie ist's? habt Ihr Euern Abschied genommen? seid Ihr reisefertig? Ich habe mich mit Euch beschäftigt und Euch da einen Brief geschrieben, der gewiß gute Dienste thun soll.“ Die Anrede hatte anfänglich auf den Maler einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, weil sie ihn an den Abschied erinnerte und er wol fühlte, daß er ihn nie würde nehmen können. Aber der Schluß hatte das wieder verwischt, und mit dem Briefe, von dem sein Freund sprach, ward der Wunsch in ihm lebendig, den Ort zu kennen, wohin er ihn zu senden im Sinne hatte. „Je nun,“ sprach der Fremde, „ich muß es Euch denn wol sagen, daß ich Euch nach London empfohlen habe, und zwar keinem Geringern, als dem Kanzler von England selbst, dem hochgelehrten Thomas Morus, meinem vielwerthen Freunde.“ Der Sprechende richtete einen scharfen Blick auf seinen jungen Schützling, rückte sich dabei im

Seſſel zurecht und zog ſeinen feinen Fiſchotterpelz höher zum Halſe hinauf, indem ein Lächeln um ſeinen Mund ſichtbar ward, das die Mitte zwiſchen Gutmüthigkeit und Schalkheit hielt und der feinen Phyſiognomie ganz angemeſſen zu ſein ſchien. „Nun, Meiſter,“ ſagte er dann nach einer Weile, während ſein Schützling voll Verlegenheit vor ihm ſtand, „gefällt es Euch nicht? nach der Stadt des Glanzes und Reichthums, an den Hof eines Königs, der gelehrt und kunſtgeſinnt iſt, wie kein anderer in der großen Chriſtenheit, in das Haus eines Mannes, der der Erſte iſt in jenem Lande, und der Weiſeſten einer, die jemals auf dieſer Erde wandelten? Daß ich Euch ſo empfehle, mag Euch beweiſen, wie hoch ich Euch ſchätze und welchen Begriff ich von Eurer Kunſtvollendung hege; ich bin überzeugt, daß die Welt dereinſt von Eurem Ruhme erfüllt ſein wird, und es ſoll mir dann keine geringe Befriedigung gewähren, daß ich es war, der Euch den Weg dazu bahnte: ein geringes Verdienſt an und für ſich betrachtet, ein großes um die Welt und um Euch; denn Ruhm iſt die Speiſe, davon große Künſtler ſich nähren ſollen.“

Holbein hatte ſich geſammelt; die Worte des Fremden machten einen erhebenden Eindruck auf ihn, wie es denn überhaupt erſichtlich war, daß dieſer einen mächtigen Einfluß zu üben verſtand. „Hoher Herr,“ begann der Maler, „Ihr beſitzet die Kraft eines übernatürlichen Weſens, denn Ihr vermöget den ganz Daniedergebeugten nicht nur wieder aufzurichten, wie es die Hoffnung kann, ſondern Ihr reicht ihm Hülfe und Stütze zugleich, damit er nicht wieder zuſammenſinke. Iſt es denn wirklich? ſoll ich eines Lebens theilhaftig werden, wie ich es mir immer dachte in meinen ſchönſten Stunden? Ich ſoll im ſteten Verkehr mit großen, edeln und ſchönen Menſchen ſtehen, die jene Kunſt verehren, deren

Prieſter ich mich nennen darf? Wie iſt es möglich, daß Ihr, herbeigereiſet aus weiter Ferne, und ſo vornehmen Standes, Euch des unbekannten, unbedeutenden Menſchen ſo warm und hülfreich annehmt? Wohl weiß ich, daß Ihr ein edler Kenner und Freund der Künſte ſeid, daß Ihr mich aufſuchtet, mich durch Euer Urtheil erhobet und erfreutet — aber verzeiht! ſonſt weiß ich nichts von Euch. Nicht einmal nach Eurem Namen hab' ich mich erkundigt; ſicher iſt er bedeutend und gekannt und verehrt. Vielleicht, o daß meine Vermuthung Wahrheit wäre! ſeh' ich einen großen Meiſter der Kunſt ſelbſt vor mir, der mich ſeiner Freundſchaft würdigt. Nennt mir, ich bitt' Euch, Euren wahren Namen."

Das halb ſchlaue Lächeln nahm jetzt mehr von dieſem Charakter an, als der Fremde dem Maler entgegnete: „Meinen wahren Namen, ſagt Ihr? und glaubt Ihr denn wol, daß ich Urſache hätte, ihn zu verſchweigen? Ich bin ein ehrlicher Mann, Meiſter Hans, nichts für ungut! Und obgleich ich nicht die Ehre habe, ein Meiſter Eurer Kunſt zu ſein, noch ſonſt ein vornehmer oder berühmter Mann, ſo kann ich dennoch meinen Namen ungeſcheut nennen. Ich heiße ſchlechtweg Erasmus." — „Erasmus?" rief erſtaunt der Maler. „Erasmus von Rotterdam?" — „Nun ja, von meiner Geburtsſtadt, wie man Euch in England Meiſter Hans von Augsburg nennen wird," ſprach der Andere gleichgültig. „Ich bin weit herumgekommen und habe mit mancherlei Menſchen verkehrt in der Welt, darum iſt mein Name wol öfter als ein anderer genannt worden. Ich kenne Italien und auch das Land, wohin ich Euch ſenden möchte. Ich ſah Venedigs Reichthum, Bolognas Würde, Roms Pracht. Ich ſpreche hier von den Malerſchulen; aber nirgend würde ich meinen lieben deutſchen

Künſtler gern hinverſetzen. Ich will Euch der Ruhe und dem Glücke zuführen, vom Neide und der Bosheit entfernen, und dort wäret Ihr allen Dolchen der Rache und der Hinterliſt preisgegeben. Iſt der Himmel auch in England minder heiter, ſo wird es Euer Gemüth dort in höherm Grade ſein. Des Himmels in ſich kann der Künſtler ſchwerer entbehren, als des Himmels über ſich, ſollt' ich meinen. Ich lebte lange in England; ich war Profeſſor in Oxford, ich kenne den König; es iſt ein ritterlicher, ſinnlich froher Herr, muthig und der Freundſchaft offen, dabei den Künſten ſehr zugethan. Seine ſtark bewegte Jugend bedarf der Erheiterung. Ihr ſeid im Stande, ſie ihm zu gewähren und, durch Morus dem Könige vorgeſtellt, kann es Euch nicht fehlen, Euer Glück zu machen."

Der Maler ſtarrte mit weit geöffneten Augen den Fremden an, der nun nicht mehr fremd für ihn war, deſſen Namen er oft gehört und ſelbſt mit Verehrung ausgeſprochen hatte, weil ihn der berühmteſte Mann ſeines Zeitalters trug, der Freund der Könige, Philoſoph, Künſtler und Staatsmann zugleich war. Erasmus ſelbſt nahm ſich ſeiner an und öffnete ihm die reizendſte Ausſicht; vor ihm lag der Brief an den Kanzler von England. Es war der Weg zum höchſten Glücke für Holbein gebahnt. — Aber ein Blick rückwärts und er ſieht ſein klagendes Weib, das ihn überall aufſuchen wird, er ſieht ſich fern von ſeinem Vaterlande, flüchtig und in ſteter Angſt, entdeckt zu werden. Er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Beſorgniſſe und Zweifel vor ſeinem Gönner auszuſchütten, und dieſer wandte ſeine ganze Logik, ja alle ihm zu Gebote ſtehenden Sophismen an, um den jungen Maler der Kunſt zu retten und dem Leben, der Welt, dem Ruhme zu ſchenken. Was auch Holbein einwenden mochte, Erasmus war ein Geiſt,

der sich durch solche Widersprüche nicht zurückscheuchen ließ. Er unterstützte seine Gründe mit aller Macht und entwarf dem armen Künstler ein so schreckvolles Bild seiner baldigen Vernichtung, die unausbleiblich erfolgen müßte, wenn er in seiner Sklaverei beharrte, daß dieser endlich einwilligte und sich dem allmächtigen Geiste unterwarf, dem, wie es schien, Alles gehorchen mußte. Meister Hans Holbein empfing also das Schreiben an Morus aus der Hand seines Gönners und bat ihn um die Erlaubniß, sein Bildniß malen zu dürfen, weil er ja ohnedies noch nicht abreisen könne, bis er einige Angelegenheiten geordnet haben würde. Erasmus bewilligte ihm mit Vergnügen die nöthigen Sitzungen.

Aber das Bild war längst beendigt und auch schon eine Copie davon für den Maler genommen, und Holbein dachte noch immer nicht an die Abreise. — Das Zusamenleben mit Erasmus hatte seinen Sinn erheitert; einige Werke von diesem, die er mit Zeichnungen und Holzschnitten verzierte, waren ihm zur angenehmsten Beschäftigung gediehen. Er ergriff jede Gelegenheit, sich seinem Gönner dienstwillig zu zeigen, dessen bekanntes Werk, „das Lob der Narrheit," nun von ihm auch gar trefflich illustrirt worden war. Erasmus nahm es wohlgefällig hin, als er es ihm überbrachte, und sprach: „Je nun, mein lieber Meister, Ihr seid noch immer hier und arbeitet für mich, der ich Euch keine würdige Beschäftigung bieten, noch Euch genügenden Lohn zu geben vermag; darüber werdet Ihr alt, doch Euer Ruhm bleibt jung. Es ist endlich einmal Zeit, daß Ihr an England denkt, um die junge Pflanze zu begießen und recht eifrig zu pflegen." — „Mir scheint, erwiderte Holbein, „es bedürfe dessen nicht und ich genösse genug des Ruhmes, wenn ich in Eurer Nähe sein kann." — „Das

iſt nicht jener Ruhm, zu dem Ihr mir berufen ſcheint," ſprach der kluge Weltmann; „es gibt ſehr verſchiedene Arten deſſelben. Der bürgerliche Ruhm, den ich geſucht, mit dem ſich's leicht umgehen und leben läßt, das iſt nicht Eure Sache. Ihr ſollt den höhern erſtreben, den des Feldherrn, des Staatsmannes, des Künſtlers. Entzieht Euch demſelben nicht; Ihr würdet es bereuen. Habt Ihr dieſes Ziel erreicht, ſo ſeid gewiß, daß alle Fragen Eures Innern beantwortet, alle Räthſel Euerer Zukunft gelöſt ſein werden. Eilt nach London und ſchafft Bilder, die der Welt Bewunderung auf ſich ziehen."

Dieſen Ueberredungen und dem fortwährenden häuslichen Kummer wich endlich Holbein's Geſinnung, und er beſchloß, die Flucht zu ergreifen. — In den letzten Tagen, die er in Baſel zubrachte, vermied er es ganz, mit ſeiner Frau zu ſprechen, und auch ſie ſuchte ihn nicht auf. Es ward ihm klar, daß auch ſie die Löſung dieſer Feſſel wünſche, und dies erleichterte ihm die Ausführung ſeines Vorhabens. Er hatte nunmehr ſeine Angelegenheiten geordnet, ſich mit ſeinen Zweifeln abgefunden, und bat ſeinen Gönner um den Segen zur Reiſe. Mit Freude ward er ihm gewährt. Dieſelbe Nacht hatte der Maler zur Abreiſe beſtimmt.

Der Abend war hereingebrochen; Maria war, ihrer jünſten Gewohnheit nach, in ihrem Frauengemach eingeſchloſſen und Holbein ſah' ſich allein, wofür er dem Himmel dankte. Seine innere Bewegung war ſo ſtark, daß ein freundlicher Blick von ihr vielleicht im Stande geweſen wäre, ſeine wohlüberlegte Flucht zu vereiteln. Er betrachtete mit ſteigender Wehmuth Alles, was ihn umgab; er konnte es nicht unterlaſſen, ſich noch einmal ſeines Jugendtraumes von Liebe zu

erinnern, und fühlte wohl, daß dieſer wie ein nagender Schmerz ſtets in ſeinem Herzen wurzeln werde; dann ſteckte er Geld zur Reiſe zu ſich, verſiegelte einen Brief an ſeine Frau, worin er von ihr Abſchied nahm, ohne ihr jedoch ſeinen künftigen Aufenthalt zu nennen, und ſchickte ſich hierauf an, ſein Haus, ſein Weib, ſeine Kunſtwerkſtätte, Alles, was ihm bis jetzt ſeine Welt geweſen war, für immer zu verlaſſen. Den Brief an Thomas Morus wickelte er ſorgfältig ein, die Rolle, Erasmus Bild enthaltend, band er ſeinem unbedeutenden Gepäcke auf, dann ergriff er den Stock, löſchte die Lampe und ging. Auf der Schwelle ſtand er noch einmal ſtill. Er glaubte ſeinen Namen zu hören, Maria — ſo deuchte es ihm — rief ihn beim Namen; er wollte zurückkehren, dableiben — er öffnete leiſe ſein Zimmer und trat wieder ein. Alles war ruhig, ſtill, ausgeſtorben, Niemand hatte ſeinen Namen hier genannt. Das Zimmer, ſonſt ſo traulich, war ihm fremd; es ſchien ihm, als bewohnte es ein Anderer, er war ein Anderer, ſchon jetzt ein Fremder in dieſem Raume, er ſchauderte. Mit wankenden Schritten nahete er ſich der Thür, die zu ſeinem Weibe führte, ſchon berührte ſeine Hand die Klinke. „Um Gott! was thuſt du!“ rief er laut ſich ſelbſt zu und floh nun ſchnell aus dem Hauſe. Er rannte durch die Gaſſe wie ein fliehender Verbrecher und erſt als er beim Hauſe auf dem Marktplatze vorüberkam, hielt er einen Augenblick inne und blickte nach den ſchönen Marienköpfen dort oben und nach den Verzierungen um das Fenſter und dem Flecke, wo der Pinſel ſeiner Hand entfallen war, und ſein Schmerz löſte ſich los von dem ſchwerbelaſteten Herzen und Thränen ſtürzten über ſeine Wangen. Er konnte nicht weiter gehen und ſank auf den Stein unweit des Brunnens nieder, wo er an jenem Morgen geſeſſen hatte. Er

fühlte sich in diesem Augenblick überwältigt, vernichtet, er fühlte aber auch, daß er vergehen müßte in Unthätigkeit und Schmerz, wenn er länger hier verweilte; die Stimmung, die ihn jetzt ergriffen hatte beim Anblicke dieser Gegenstände, verschaffte ihm das Bewußtsein, wie gefährlich ihre stete Nähe für ihn sei. „Der Ruhm ist die Nahrung der echten Künstler!“ rief er, sich ermannend, und ein Griff an seine Brust gab ihm die Versicherung, daß er den Brief an den Großkanzler Morus wirklich besitze und berufen sei, an dem Mahle des Ruhms Theil zu nehmen. Er erhob sich schnell, wandte keinen Blick mehr rückwärts, schritt über die Brücke und verließ Basel.

Holbein hat Basel seitdem nicht wieder gesehen. Der Brief, den ihm Erasmus mitgegeben, ist späterhin bekannt worden. Er ist in dem zierlichsten Latein geschrieben. Der berühmte Mann nennt darin den jungen Maler seinen lieben Freund, der die wunderbarsten und seltensten Bilder bereits geschaffen habe. Namentlich führt er den Todtentanz an und kann gar nicht begreifen, wo der Jüngling diese Ideen geschöpft. Er glaubt, daß er würdig sei, seinem gelehrten und erhabenen Gönner und durch diesen dem mächtigen Fürsten empfohlen zu werden, der keiner der letzten Könige der Christenheit genannt werden dürfe. Schließlich preist er Hans Holbein als einen gefälligen, mäßigen und sehr arbeitsamen Mann, der noch eines ganz besondern Schutzes nöthig habe, da er der Gatte einer bösen Sieben sei, die seine ganze christliche Demuth und Ergebung erschöpfe und ihn darum zwinge, die Flucht zu ergreifen. Auf diesen Hort vertrauend, denn so konnte man den Brief wol nicht mit Unrecht nennen, hatte Holbein seine Wanderung angetreten und näherte sich in rüstigen Tagemärschen

dem Meere, das ihn noch von dem Lande seiner Hoffnungen und Verheißungen auf kurze Zeit trennte.

Londons Herrlichkeit war in Wolken von Dampf und Nebel gehüllt, als sich unser Wanderer ihr näherte. Hier und dort ragte eine Kuppel oder eine Thurmspitze, ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen, wie aus dem Meere empor, und die Menschen, die sich im Vordergrunde des Gemäldes umhertrieben, sahen grau und feucht aus, wie Gespenster, und die unverständliche Sprache, die sie redeten, gab ihrer Erscheinung ein noch unheimlicheres Ansehen. Eine fremde Küste, wenn man sie gleich beim hellsten Sonnenscheine betritt, erdrückt die Brust mit Bangen. Alles, was wir dort erblicken, füllt seinen Platz aus, Jeder geht der gewohnten Beschäftigung nach, wir suchen Beides; wir mischen unsern unsichern Schritt unter die Menschenhaufen, die da rennen und laufen; wir suchen mit unsern Blicken einen Punkt, wo sie haften möchten, während uns überall nur sicherblickende Augen begegnen; für die Bewohner liegt Alles offen, klar, für uns Alles verhüllt da. Wir sehen ein Räthsel vor uns und müssen besorgt sein, ob wir die Lösung finden.

Als Holbein an einem kalten, unfreundlichen Morgen an den ersten Häusern Londons auf der Themse vorbeischiffte, da sank sein Muth, und er gedachte seiner traurigen Tage und wagte es nicht auf bessere zu hoffen. Sein Aufzug war malerischer als anständig, nach den Begriffen, welche man damals in London hegte. Die einfache Tracht, die er in Basel zu tragen gewohnt war, hatte während der Reise nicht eben an Zier und Ansehen gewonnen; sein Gepäcke, das er selbst trug, ein dicker Wanderstab, ein flaches Barett ohne allen Schmuck, breite, plumpe Schuhe, dies Alles gab seinem Aeußern einen Anstrich von Dürftig-

keit und Abenteuerlichkeit. Wohin er sich wandte, um Auskunft zu erhalten, da drehte man sich weg von ihm, und Niemand wollte sich die Mühe geben, seine deutsche Anrede anzuhören, um ihre Deutung zu versuchen. So war er denn getrost weiter gegangen, wol den halben Tag, und befand sich nun in einem Gewirre von Volksleben und in einem Labyrinthe von Häusern, wie er es nie zuvor gesehen hatte. Die eigenthümliche Großartigkeit des Ganzen ergriff ihn und die erste Niedergeschlagenheit wich einem erhebenden Gefühle, im Mittelpunkte dieses Lebens auch zu leben, hier zu wirken, zu malen, bekannt, bewundert zu werden. Es deuchte ihm allerdings angenehmer und wünschenswerther zu sein, als in Basel darnach zu streben. Der Gedanke an Ruhm beseelte ihn durch und durch, und er gedachte der Worte seines Freundes Erasmus: „Der Ruhm ist die eigentliche Nahrung großer Künstler!" Er vertiefte sich hierin und schlenderte noch Stunden lang durch die Straßen, ohne den eigentlichen Weg zum Ruhme eingeschlagen, nämlich den Brief an den Großkanzler abgegeben zu haben, bis daß sein Magen ihm sehr verständlich machte, daß selbst der größte Künstler noch anderer Nahrung bedürfe.

Er trat in ein schön erleuchtetes Speisehaus, um dieser Mahnung zu genügen. Seine unansehnliche Kleidung und die unverständliche Sprache, die er redete, ließen ihn auch hier lange vergebens harren, bis er so glücklich war, einen Landsmann zu finden. Von Geburt ein Elsasser, war dieser frühzeitig in französische Dienste getreten und hatte sich bis zum Lanzenreiter des Königs Franz des Ersten hinaufgeschwungen. Eines Duells wegen aber mußte er fliehen, und da ging er zu den Engländern über, die damals einen

Einfall in Frankreich gemacht hatten. Der Krone England diente er noch und nachdem er alles Dies seinem eben angekommenen Landsmanne ohne Rückhalt, mit echt soldatischer Offenheit, mitgetheilt hatte, leerte er einen Becher Wein auf die neue Bekanntschaft und ließ König Heinrich den Achten hoch leben. Mit Begierde horchte Holbein auf Alles, was ihm der Landsmann erzählte. Zum ersten Male hob sich der Vorhang vor seinem Blicke, der bis jetzt noch über dem Lande der Verheißung fest und undurchdringlich geruht hatte. Er erfuhr nun, daß dessen König ein mächtiger und zugleich furchtbarer Herr sei; daß er, wie der Elsasser sich ausdrückte, mit dem heldenmüthigen Narren-Franz von Frankreich, mit dem spanischen pfiffigen Karl, dem römischen Kaiser, und mit den gottlosen deutschen Ketzern wohl umzuspringen gewußt habe; daß er deshalb selbst mit allen Universitäten der Christenheit große Kämpfe bestanden und darin gezeigt, daß seine Hand mit der Feder, wie mit dem Schwerte umzugehen wisse. Der Papst habe eine große Freude darob empfunden und ihm den Titel: Vertheidiger des Glaubens, beigelegt, den der König nunmehr zu allen seinen übrigen Titeln führe und sehr stolz darauf sei, weil die Gelehrsamkeit, die ihm dazu verholfen, zu den seltensten Eigenschaften der Könige zu zählen. Im Uebrigen aber sei Heinrich gar nicht stolz; er gehe in die Schenke und trinke mit dem Volke und gebe Geld in Menge weg. Noch kürzlich habe er einer armen Frau, die ihn mit einem herrlichen Pudding bewirthet, ein kleines Schloß geschenkt, das früher einem Edelmanne gehört, dessen Güter confiscirt worden waren. Nach des Elsassers Schilderung war Heinrich ein Muster eines Regenten und dies war die allgemein von ihm in England verbreitete

Meinung. Er war vom Volke sehr geliebt, wenngleich rauhe Gewaltthätigkeiten seine Regierung schon im Anfang bezeichneten; denn er war dabei freigebig bis zur Verschwendung, zugänglich für einen Jeden, sein Hof war glänzend, und alle seine Unternehmungen sah man von den günstigsten Erfolgen gekrönt.

Um den Schein zu großer Parteilichkeit zu vermeiden, ließ nun der Elsasser auch etwas Schatten in seine lichtvolle, beredte Schilderung fließen. „Ich seht, daß ich meinen Herrn und Gebieter liebe, wie es Pflicht ist," sprach er, „aber mein Ehrgeiz geht nicht so weit, ihm einen Pudding, wie jene Frau, vorzusetzen, wollte er mich auch gleich zum Hauptmann dafür machen. Ich will nichts mit ihm zu thun haben, denn er hat so seine Grillen. Er geht Euch im grobtuchenen Rocke einher, mit dem breiten Hute auf dem Kopfe und dem eisenbeschlagenen Knüppel in der Hand, und wenn ihm etwas nicht an Euch gefällt, so schlägt er gewaltig zu, daß Euch Hören und Sehen vergeht. Und das ist noch gnädig; denn — unter uns gesagt — gefällt ihm ein Kopf nicht mehr, so muß er herunter. Doch — versteht mich wohl — wir und unsers Gleichen haben dabei nichts zu befahren. Ich brauche Euch nichts weiter zu sagen, als daß ich froh bin, kein Lord zu sein." Unser Maler machte große Augen. Er war noch nie einem Könige so nahe gewesen, und der erste, dem er es sein sollte, war mit Eigenschaften begabt, die ihn dem Krieger wol kraftvoll und herrlich erscheinen ließen, aber auf das schüchterne Gemüth des Künstlers einen ganz entgegengesetzten Eindruck machten.

„Nun aber will ich Euch auch noch meinen Namen sagen; ich heiße Konrad Hechner," sagte der wackere Elsasser, „und jetzt wünsche ich zu wissen, wie Ihr heißt und was

Euer Zweck hier in London iſt, um Euch nach Kräften zu dienen, wie es Landsleute thun ſollen, wenn ſie ſich in der Fremde treffen." Holbein glaubte die Offenherzigkeit ſeines Tiſchgeſellen wenigſtens in Etwas zurückgeben zu müſſen, und ſprach davon, daß er bereits den ganzen Tag damit zubringe, das Haus des Großkanzlers von England zu ſuchen, daß aber, bei der Unmöglichkeit, ihn zu verſtehen, und bei der plumpen Ungefälligkeit der Leute, ihm ſolches zu finden noch nicht gelungen ſei. „Ho, ho!" rief verwundert Konrad Hechner, „zum Großkanzler wollt Ihr? Und was habt Ihr denn in deſſen Palaſte zu ſuchen? Iſt es etwa ein Koch oder ein Anderer vom Dienſte, der Euch verwandt iſt und von dem Ihr Unterſtützung erwartet?" — „Mit nichten!" erwiderte unſer Maler, nicht ohne Abſicht, dem Landsmanne einige Ehrerbietung einzuflößen; „zu ihm ſelbſt, dem weiſen Thomas Morus, will ich, und die Unterſtützung, die ich begehre, ſoll mir dieſer ſelbſt angedeihen laſſen." — „Ei, Ihr prächtiger Burſche!" ſchrie laut lachend der Soldat, „Ihr wollt den weiſen Thomas Morus, oder More, wie Ihr ihn hier nennen müßt, ſelbſt ſprechen? nichts weiter? Nun ja, weiſe ſoll er ſein, das ſagt alle Welt von ihm, und ein rechter Stockgelehrter, ein Poet und ein Philoſoph iſt er auch. Aber deswegen müßt Ihr Euch nicht denken, er ſei, was man dergleichen in Deutſchland ſo zu nennen pflegt. Dieſer Thomas More iſt ein großer Herr dabei, und kurz und gut, er iſt der Erſte nach dem König, er regiert das Land; was er will, geſchieht, und ſelbſt ein Kerl wie ich hätte Mühe, vor ihn zu kommen; und Leute von Eurem Ausſehen —" — „So? meint Ihr?" unterbrach ihn Holbein. „Je nun, ich will's drauf wagen. Hunger und Durſt ſind geſtillt und obgleich hier, in dieſem dunkeln Raume, ſchon lange Kerzen und Lampen brennen,

ist es doch noch früh am Tage. Wolltet Ihr so gut sein, mich zu dem Palaste des Großkanzlers hinzuführen?" — „Was sprecht Ihr?" entgegnete der Andere mit wachsendem Erstaunen, „noch heute und zu dieser Tageszeit wollt Ihr den tollkühnen Versuch wagen? Wißt nur, daß mein gnädigster Herr, der König, oftmals seinen Kanzler besucht, und daß es wol sein könnte, Ihr träfet mit diesem in der Halle zusammen." — „Wenn das ist," sagte lächelnd der Maler, den dieser Scherz zu vergnügen schien, „so will ich Heinrich dem Achten den Vortritt lassen, und mich zurückziehen für heute, aus Achtung vor seinem eisenbeschlagenen Knüppel. Doch jetzt laßt uns ohne Weilen aufbrechen."

Sie traten aus der Schenke und gingen rasch durch das Gewinde der Straßen, wie sie sich im Mittelpunkte von London kreuzen und durchschlingen, bis der Elsasser plötzlich an einer hohen, langen Mauer Halt machte und nicht ohne Ernst sagte: „Hier, mein junger, neuer Freund, ist der Palast des Thomas More. Diese ganze Reihe von Fenstern, die Ihr jetzt unerleuchtet seht, ist seine Gemäldegalerie." — „Was sagt Ihr?" rief der Maler, „diese ganze Reihe?" — „Und dort am Ende," setzte der Andere, unwillig über die Unterbrechung, hinzu, „wo Ihr die vielen Lichter seht, ist die Halle, woselbst Ihr Euern Eintritt zu begehren habt." — „Dank, tausend Dank!" rief Holbein und flog davon. Er hatte bereits die Stufen der Halle betreten, als der Elsasser ihn keuchend erreichte. „Nun, nun, Freund! seid nur nicht zu hitzig," sagte er zu ihm; „ich wollte nur noch Euern Namen wissen, um einmal von Euch Erkundigung einzuziehen, falls wir uns aus dem Gesichte verlieren sollten." — „Ich heiße Hans Holbein und bin Euch ewig dankbar," sprach der Maler, „seid überzeugt, ich suche Euch auf." Damit war er die Stu-

ſen hinangeſtiegen und trat in die Halle. „Mich aufſuchen?“ brummte der Elſaſſer. „Wird nicht Noth thun; ich will ein wenig hier draußen warten, bis ſie Euch da drinnen expedirt haben. Grüßt mir indeß Euern Freund Thomas More, wenn Ihr ihn ſeht, Herr Hans Holbein!“ Dieſes ſpöttiſche Wort hatte er in die Luft gerufen und ſich dabei auf eine Bank unfern der Halle geſetzt, um die Rückkunft ſeiner neuen Bekanntſchaft zu erwarten, die nach ſeiner Meinung ſehr bald erfolgen mußte. Aber er ſaß eine Stunde, ſprang dann ärgerlich auf, lief noch eine Stunde vor dem Palaſte hin und her und trat hierauf höchlich verwundert ſeinen Heimweg an, ſich mit Vermuthungen plagend, wer denn wol ſein junger Landsmann eigentlich geweſen ſein könne, der ſich Hans Holbein nannte, wie ein fahrender Schüler ausſah, und doch vom Großkanzler von England nicht mehr fortgelaſſen wurde.

Gleich am Eingange der Halle fuhr der Thürſteher in glänzender Tracht auf unſern Maler los, der bemüht war, die Rolle von ſeinem Gepäcke loszuſchnallen und den Brief aus der ſchützenden Hülle zu wickeln. Dieſe Gegenſtände wurden ihm abgenommen und in ein Zimmer getragen, und da man den Ueberbringer für einen Boten hielt, der von ſeinem Marſche ermüdet war, ſo geſtattete man ihm, ſich auf die große Steinbank niederzuſetzen, um auszuruhen. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn, er aber betrachtete aufmerkſam, was ſich um ihn zutrug, und ſah bald, wie Rolle und Schreiben von einem Herrn in die obern Gemächer getragen wurden, zu denen eine breite Marmortreppe führte. Kurz darauf erſchien derſelbe wieder in der Halle und nachdem er ſich mit einer lauten, herriſchen Frage an den Thürhüter gewendet hatte, deutete dieſer auf unſern Maler, der ſich erwartungsvoll von der Bank erhob

und nun mit natürlichem Anstande dem Fragenden entgegentrat. Obgleich er die Worte nicht verstand, die dieser an ihn richtete, so folgte er ihm dennoch, als er die Treppe langsam hinanstieg und ihn in eine Galerie führte, wo er ihn verließ, um in ein Zimmer zu treten. Holbein warf einen Blick umher und sah, daß die ganze Galerie gemalt war, und trotz des Dämmerlichts konnte er wahrnehmen, daß es große geschichtliche Gegenstände waren, die sie anfüllten; das Herz schlug ihm vor Freude, und so, lebhaft aufgeregt, ging er zu der Thüre ein, die ihm der Führer öffnete, und stand einen Augenblick später in dem Kabinete des Großkanzlers, diesem selbst gegenüber.

In demselben Momente fiel ihm der Muth gewaltig, da er sich besann, wie er ja keines Wortes Englisch mächtig sei und nun nicht wußte, wie er sich dem Großkanzler verständlich machen sollte. Der große Mann aber, nachdem er unsern Künstler eine kurze Zeit schweigend betrachtet hatte, war seinerseits gar nicht verlegen darüber; denn im Nothfalle konnte er sich des Deutschen bedienen, vorläufig jedoch wählte er das Lateinische zur Begrüßung.

Thomas Morus, der an der Spitze einer despotischen Regierung stand, beschäftigte sich stets mit dem Ideale einer glücklichen Republik; er selbst so mächtig, war Allen dienstbar und willfährig, er, der Schätze sammeln konnte, blieb arm, und inmitten der ausschweifendsten Sinnlichkeit einfach und empfänglich für die Freuden des Familienlebens. Er war fest, von den strengsten Sitten, sehr gewissenhaft und zur Bigotterie geneigt. Seine äußere Erscheinung entsprach nicht der Hoheit seiner Würde und dem Glanze seiner Umgebung. Er stand, wie Holbein zu ihm eintrat, mitten in seinem Kabinete, von hohen Bücherschränken gefüllt, in einem langen, dunkelvioletten Tuchkleide,

welches am Halſe ein ſchmaler Hemdkragen ſäumte. Das Geſicht war mild, die Stirne verrieth den Denker und das Auge den Menſchenfreund. Er las den Brief noch einmal, denn Morus liebte es, den Erasmus zu leſen; dann fing er an: „Mein Freund Erasmus denkt meiner ſtets in Liebe, und ſendet mir Dich, von dem er des Lobes viel hinzufügt. Sei mir willkommen in meinem Hauſe, das Du als Gaſt bewohnen ſollſt, um Deine Kunſt ungeſtört zu üben. Was Du darin vermagſt, beweiſt mir das Bildniß meines Freundes Erasmus, welches mich entzückt hat. Schon dieſe Gabe, die Du mir beim Beginne unſerer Bekanntſchaft überreichſt, verpflichtet mich zum regſten Danke. Zähle ſtets auf mich, ich werde Dir ein treuer, theilnehmender Freund ſein.“ Dieſe liebevolle Anrede rührte Holbein faſt bis zu Thränen; er ergriff des Kanzlers Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Du haſt ein weiches Künſtlergemüth und, wie mir Erasmus ſchreibt, iſt der bittere Kelch des Lebens an Dir nicht vorübergegangen,“ ſagte der Kanzler; „hier ſoll er Dir nicht mehr nahen. Du ſollſt in der Welt Deiner Ideale leben und nichts trübe Dir den innern Himmel. Und ſollte dereinſt Dein Weib — o ſchaudere nicht davor zuſammen! — Dich hier aufſuchen: je nun,“ fügte er lachend hinzu, „ſo ſagen wir, Du ſeiſt nicht hier.“ — Mit Wohlgefallen hörte der Kanzler die Worte des Dankes und die Verſicherungen der Ergebenheit, womit unſer Maler dieſe freundliche Anrede erwiderte, dann ſchellte er und der Diener trat ein. „Folge ihm, mein Sohn,“ ſagte Morus, „er wird Dir die Zimmer anweiſen, die Du bewohnen wirſt; es iſt Raum genug in meinem Hauſe. Ich freue mich, daß Du hier biſt, ich werde fortan ein Kind mehr haben.“ Dabei legte er die Hand auf Holbein's Haupt, und nachdem er dem

Diener einige Befehle ertheilt hatte, entließ er den jungen Künstler mit einer Empfindung im Herzen, die seit vielen Tagen nicht mehr darin eingekehrt war.

Holbein befand sich allein in einem großen Zimmer, woran noch eine Schlafkammer stieß und eine kleine Galerie, mit langen, bis zum Boden reichenden Glasfenstern, die ihm ganz dazu geeignet schien, als Werkstätte zu dienen. Eine gediegene Pracht umgab ihn; wohin seine Blicke fielen, glänzten Vergoldungen, die Kamine zeigten Säulen und Figuren von Marmor, und in den Wänden waren venetianische Spiegel angebracht, die Alles widerstrahlend vervielfältigten. Er war vom Wandern ermüdet, und das letzte Ereigniß, die glückliche Wendung seines Looses, hatte ihn vollends erschöpft. Er sank auf das köstliche Lager und Seide umrauschte ihn zum ersten Male in seinem Leben. Er fühlte sich glücklich, er schien das Vorgefühl einer ganzen ruhmvollen Laufbahn zu genießen. Er wähnte sich so sicher in dem Schutze des mächtigen Mannes; so trügerisch sind unsere Ahnungen, und Niemand in dem prächtigen Palaste argwohnte, an wie schwachem Haar das Beil hing, das dem schönsten, würdigsten Menschenleben ein Ende machen sollte. Unser Holbein dachte am wenigsten daran. Er schlief die ganze Nacht ohne Traum, und nur im Augenblick des Erwachens glaubte er in seinem engen Stübchen zu Basel zu sein, und war nicht wenig überrascht, von der hellen Sonne die ihn umgebende Pracht beschienen zu sehen und unweit von sich einen artigen Mohrenknaben zu erblicken, der mit einem silbernen Räuchergefäß das Gemach durchduftete und den lächelnden Maler an das Gefolge der heiligen drei Könige erinnerte, wie er es selbst wol zu malen pflegte.

Die einfache, gottesfürchtige Sitte, welche im Palaste

des Großkanzlers herrſchte, ließ den deutſchen Maler ſich bald heimiſch daſelbſt fühlen. Er ward als ein Glied der Familie betrachtet und lebte im Ueberfluſſe, fern von Sorgen und Verdruß, nur ſeiner Kunſt. Viele herrliche Bilder ſchuf er in jener Zeit, die noch jetzt mit Bewunderung erfüllen und die damals die weiten Galerien und die prächtigen Gemächer des erſten Staatsmannes in England ſchmückten. Sowie der deutſche Maler ein Gegenſtand der Verehrung war, ſo war er auch ein Gegenſtand der Neugierde. Von ſeiner Herkunft, von ſeinen Schickſalen wußte man nichts; ſein bleiches Ausſehen, ſeine Zurückgezogenheit ſchienen auf frühes Unglück zu deuten. Der junge, herrliche, kranke, fremde Mann flößte ſeiner nächſten Umgebung eine große Theilnahme ein, von welcher er ſelbſt keine Ahnung hatte. Alles, was um ihn vorging, ward nicht von ihm bemerkt; er lebte in der idealen Welt ſeiner Schöpfungen. Aber die Veränderung ſeiner Lage mußte nach und nach auch eine Veränderung in ſeinem Gemüthe hervorbringen. Sein Leben zu Baſel ſchwand faſt gänzlich aus ſeiner Erinnerung; ſeine Frau konnte er ſich jetzt in freundlichen Verhältniſſen denken, er war zufrieden, ſie verlaſſen zu haben, und die Sorge, daß ſie ihn aufſuchen würde, war vor dem Gefühl der vollkommenſten Sicherheit gewichen. Nur ſelten wandelten ihn einzelne trübe Augenblicke jetzt noch an, wenn er in ſeinem Muſeum die Augen auf den herrlichen Geſtalten ſeiner Schöpfungskraft ruhen ließ. „Alles Dies iſt mein Werk," ſprach er zu ſich; „die Natur gab mir die Kraft und den Stoff, dazu einen Inſtinkt, und nun male ich, wie die Spinne ſpinnt, wie der Seidenwurm webt, wie der Biber baut. Ich male, weil ich muß! Aber welche Befriedigung gewährt mir dieſe Beſchäftigung? Wo iſt das Ziel meiner Raſtloſigkeit? Wer-

den dieſe Bilder nie die Welt erfreuen, erwärmen, entzücken? wird London nie erfahren ſollen, daß ich hier lebe und ſchaffe? Soll ich mich nie ſättigen dürfen an der Speiſe, wonach ich einſt ſo ſehr Gelüſten trug? Wo iſt der Ruhm, den mir Erasmus verhieß? Ich werde nie die Frucht der goldenen Palme koſten! Es war eine Vorſpiegelung, um mich deſto leichter zur Flucht zu bewegen. Es hätte deſſen nicht bedurft — ich war ja ſo unglücklich!" und jetzt bin ich glücklich, überglücklich!"

Dieſe Monologe kehrten recht oft wieder und ſie endeten damit, daß er Pinſel und Palette ergriff und ein Stilleben entwarf, eine jener zarten, ſinnigen Gruppen lebloſer Gegenſtände, die doch ſo warm und hold das Gefühl des Beſchauers in Anſpruch nehmen, und die man darum in der Kunſtſprache mit jenem Namen benannt hat. Künſtliche Anordnung, Lieblichkeit der Formen, Harmonie der Farbengebung, Zauber der Beleuchtung verleihen dieſen Schilderungen hohen Werth und Bedeutung und gewähren vollkommene Befriedigung. Hätte unſer Maler nicht trübere Tage durchlebt, ſein jetziges Schickſal würde mit dem edelſten Stilleben zu vergleichen geweſen ſein. Aber ſo groß der Zauber der Kunſt, ſo mächtig die Ruhe der Gegenwart auch wirkten, ſie waren nicht im Stande, das Gemüth des Künſtlers gänzlich einzuwiegen, die Wunden ſeines Herzens zu vernarben und ſeine Forderungen an die Welt zu beſchwichtigen, zu denen er ſich berechtigt glaubte.

Der edle Gönner, den er gefunden hatte, beobachtete ihn mit Aufmerkſamkeit. Er folgte ſeinen Schöpfungen mit prüfenden Blicken und ſah darin mit inniger Freude eine Stufenleiter wachſender Vollkommenheit. Bei ſeinen wichtigen Beſchäftigungen als Staatsmann und Rechtsgelehrter, bei mannichfachen Sorgen, die ihm des Königs

Leidenſchaften auferlegten, blieb ſein Gemüth ſtets heiter und den Künſten zugethan. Holbein's Stimmung war dem großen Menſchenkenner aus der Reihe ſeiner Bilder klar geworden. Er erkannte darin ſeine Ruhe und ſein Glück, ſein Streben wie ſeine unbefriedigte Sehnſucht.

Drei Jahre waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen. Holbein ſtand auf der Höhe des Lebens und der Kunſt, und Morus war zu edel, um dieſen Schatz als einen Raub ſich anzueignen und ihn vor den Augen der Welt zu verbergen. Auch fühlte der große Mann ſchon, daß die Sonne ſeines Glücks ſich zu umwölken begann, und wenn ſein klarer Geiſt ſich auch noch nicht die ſchreckliche Kataſtrophe vorſtellen konnte, die ihm ſo nahe bevorſtand, ſo dachte er doch ſchon daran, daß aller Glanz, der ihn umgab, in Trümmer fallen könnte, und war bemüht, das ihm Theuerſte, Werthvollſte, das Schikſal ſeiner Angehörigen und der ihm enge Verbundenen von ſeinem Schickſale zu trennen und für die Dauer feſt und ſelbſtändig zu begründen. Niemand konnte dieſe geheime Triebfeder ahnen, denn noch war kein Stein an dem Bau ſeiner Größe und Herrlichkeit verrückt, noch erfreute er ſich des größten Anſehens und der höchſten Gunſt.

Mit gewohnter Herzlichkeit redete er eines Morgens Holbein an, als er dieſen in ſeiner Werkſtatt überraſchte. „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn. Ich habe Dich geprüft und gefunden, daß Du jetzt mit allen Anſprüchen, die ein großer Künſtler zu hegen berechtigt iſt, in die Welt treten darfſt: Deine Bilder ſind werth des Namens, den ich Dir beilege: Du biſt der König der Maler. Nicht länger mehr ſollſt Du in der Verborgenheit meines Hauſes Deine Werke ſchaffen, von heute an gehörſt Du der Welt. Die Bewunderung, die Du verdienſt, ſoll Dir zu Theil werden;

der Ruhm soll Deine Scheitel umkränzen. Ich will Dein Schuldner nicht länger bleiben. Du wirst Mittel erhalten, auch fern von mir als unabhängiger Mann ein angenehmes Leben zu führen. Du sollst frei und glücklich sein." Wie plötzlich und unvorbereitet alle Veränderungen in Holbein's Leben hereingebrochen waren, so auch diese. Er war der Sprache nicht mächtig und wußte nicht, ob er seinem Beschützer danken, oder das ihm zugedachte Glück ablehnen sollte. Morus sah seine Verwirrung und wußte sie zu deuten. „Du liebst mich wie einen Vater," sagte er; „der Sohn kann aber nicht immer um den Vater bleiben, und auch Du mußt mich verlassen." Er betonte das Wort mußt mit größtem Nachdrucke, und seine Stirne, die sonst immer ruhige Heiterkeit zeigte, trübte sich. „Ich erwarte einen Gast heute," fügte er dann hinzu, „der ein Freund von Gemälden ist und der von Deiner Kunstfertigkeit gehört hat. Er soll Dich sehen und sprechen, ich hoffe für Dich die günstigste Wendung davon. Entferne Dich daher diesen Abend nicht aus meinem Hause und harre unser in der Gemäldegalerie." Holbein konnte den ganzen Tag über nicht malen. Sein Herz schlug ungestüm kommenden Ereignissen entgegen.

Im Palaste des Kanzlers herrschte große Lebendigkeit. Die Silberkammer wurde geöffnet und die Prachtgefäße hervorgeholt, um mit Blumen, Speisen und Getränken gefüllt zu werden. Der Haushofmeister und alle Bedienten zogen ihre Gallaröcke an und eilten hin und her, um zu befehlen, zu ordnen, zu bereiten und den Rost der Gewohnheit und des täglichen Lebens zu entfernen, oder, wo das nicht angehen wollte, mindestens mit festlichem Glanze zu verdecken. Unter diesen Vorbereitungen war der Abend herangekommen, und ein Strom von Licht ergoß sich durch den Palast.

Das Portal schimmerte in buntem Feuer; es war ein königlicher Glanz. Morus zeigte an jenem Abende, welchen Rang er in der Gesellschaft einnahm. Die Thore und Gitter standen weit geöffnet und ein neugieriger Pöbel hatte alle Zugänge des Palastes besetzt. Schon begannen sich die Säle mit Gästen zu füllen, und Morus selbst, im weitfaltigen Sammtrocke, die breite Goldkette mit Edelsteinen, als Zeichen seiner Würde, um den Hals, empfing die Versammlung in der Gemäldegalerie. Plötzlich hört man ferne Trompeten; es entsteht eine Unruhe in den Sälen, Diener rennen hin und her, der Haushofmeister nähert sich Morus und bringt ihm eine Meldung. Dieser steigt die Treppe hinab, an deren Marmor sich heute ein persischer Teppich schmiegt, und begibt sich unter das Thor in ruhiger Erwartung. Die Trompeten erschallen näher, es sprengen Reiter vor und treiben das gaffende Volk auseinander; endlich erscheint ein großer Mann, von einem starken Gefolge begleitet, der dem Kanzler die Hand reicht und von ihm mit Ehrfurcht empfangen wird. Arm in Arm schreiten sie dann die Treppe hinan.

Der vornehme Gast war erstaunt über den Luxus, der ihn umgab. Es schien, als sei er es gewohnt, die Wohnung des weisen Morus anders zu sehen. Was ihn jedoch am meisten überraschte, war der Schatz, der in der Gemäldegalerie seine Pracht entfaltete, und hier besonders die Wand, welche eine Reihe ganz frischer Bilder zeigte, von neuer Auffassung und Behandlung, in jugendlichem Farbenglanze, mit den durchsichtigen Schattenpartien und den klaren Lichtern. Es war die Frucht von Holbein's dreijährigem Fleiße. Die Gäste standen in stiller Bewunderung davor, aber der Vornehmste unter ihnen lief mit Hastigkeit von einem Bilde zum andern und erschöpfte sich in Ausrufungen.

Die lieblichen, ausdrucksvollen Köpfe der Frauen, ihre weißen Schultern, von wehenden Federn und Blumen beschattet, aus der Hülle verrätherischen Flors emportauchend, wie aus Wellen von Schaum, der köstlichste Atlas und Sammt, die in prächtigen, schweren Falten die Glieder umgaben und die Wahrheit des Fleisches, die Farbe der Haut erhoben; diese schmachtenden, sehnenden, feurigen Blicke, diese schwellenden Lippen, dieses üppige, wollüstige, athmende Leben — Alles entzückte, Alles verdiente vergöttert zu werden. Man streckte unwillkürlich diesen herrlichen Gestalten die Hand entgegen, als sollten sie ihren Rahmen entsteigen, um unsere Welt zu verschönen und neben uns darin zu wandeln. Der große Eindruck, den diese Werke auf den vornehmsten der Gäste hervorbrachten, theilte sich nun Allen mit, und selbst die früher theilnahmlos waren, ließen jetzt ihrer Bewunderung freien Lauf.

Holbein war gegenwärtig. Unbeachtet von der Menge hatte er sich zu dem Dienertroß gesellt, der in einer Säulennische mit den Vorbereitungen zur Collation beschäftigt war. Er war ganz Ohr, ganz Auge, nichts entging ihm; alles Blut seines Herzens war ihm in den Kopf gestiegen, es sauste ihm in den Ohren, es flimmerte vor seinen Blikken, ein Fieber hatte ihn ergriffen. Eine Pause war eingetreten. Der vornehmste der Gäste war stumm betrachtend vor einem der Gemälde stehen geblieben. Holbein hatte Fassung genug, ihn genau zu betrachten. Der große, starke Bau, der ernste, bärtige Kopf, den man nicht ohne Scheu anblicken konnte, die Art, wie sich der Mann auf einen dicken Stab stützte, den er in die eine Seite gestemmt hatte, gaben ihm eine Aehnlichkeit mit Herkules. Holbein's Gedächtniß durchfuhr bei diesem Anblicke wie ein Blitz die Bekanntschaft mit dem Elsasser am Tage seiner

Ankunft und deſſen Erzählung. Er hatte nicht Zeit, lange darüber ſeine Betrachtungen anzuſtellen, denn der Fremde warf mit Ungeſtüm beide Arme in die Höhe und rief: „Wo iſt der Künſtler, der dies Alles gemalt hat?“ Dann ließ er ſeine Blicke ringsumher im Kreiſe ſchweifen; Thomas Morus folgte ihnen mit den ſeinigen, aus denen Freude leuchtete. Holbein fühlte ſich erſtarrt, ſeine Füße wankten, er mußte ſich an einer Säule halten. Der Fremde bemerkte ihn ſogleich in der ſonderbaren Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und ohne eine Antwort auf ſeine frühere Frage abzuwarten, ſchritt er raſch auf den Künſtler zu und, dicht vor ihn hintretend, ſagte er in rauher, herriſcher Art zu ihm: „Wer hat Euch gelehrt, ſolche Schönheiten zu erſchaffen, ſie mit ſolchem Glanze zu umgeben und ihnen einen Zauber zu verleihen, der ſich aller Gemüther bemächtigt? Ihr beſchämt nicht nur alle Künſtler an meinem Hofe, ſondern dieſen ſelbſt, indem Ihr die gerühmteſten Herrlichkeiten deſſelben in den Schatten ſtellt. Bei meinem Haupte, dies Beginnen verdient exemplariſche Beſtrafung!“ Holbein wagte nicht die Blicke vom Boden zu erheben; er fühlte es, daß er, von einer ungeheuern Macht getrieben, ſeiner Beſtimmung näher rücke. „Ihr ſollt nicht mehr Eurer ſtillen Beſchäftigung leben,“ ſetzte hierauf mit milderem Ausdrucke der König hinzu, „Ihr ſollt mir folgen und mein Maler fortan ſein;“ dann zu Morus gewendet: „Wie nennt man dieſe koſtbare Pflanze, die mein weiſer Kanzler, fern von der Welt, im Innern ſeines Palaſtes, ſo ſchön zur Reife brachte?“ — „Hans Holbein, mein König,“ erwiderte Morus; „er iſt mir von Erasmus von Rotterdam empfohlen worden, und ich nahm ihn bei mir auf, als er fremd aus Deutſchland hier ankam. Seine Beſcheidenheit erlaubt ihm keine Antwort; wenn ich aber meinen wackern Künſtler

recht kenne, so dankt er mit gerührtem Herzen Ew. Hoheit für so viele Huld, und wenn es Euch gefällt, so gehören diese Gemälde, die so glücklich waren, Beifall vor Euren Augen zu finden, gleichwie der Maler, der sie schuf, meinem gnädigsten Könige an." — „Wie sollte ich Euch aller Eurer Schätze berauben, mein würdiger Morus!" versetzte hierauf der König. „Diese Bilder behaltet und erfreuet Euch daran; aber der Maler sei mein, ihn nehme ich mit mir. Hans Holbein soll der Großmeister des Geschmacks an meinem Hofe werden. Er soll entscheiden unter allen Damen und Kavalieren in Sachen der Schönheit, er soll unsere Feste anordnen und von seinen Aussprüchen keine Berufung auf einen Höhern stattfinden."

Holbein hatte seine Säulenische verlassen und war vor dem Könige auf ein Knie niedergesunken, und Heinrich reichte hier einem armen Künstler freundlich dieselbe Hand, die später so viele Bluturtheile vollziehen ließ, die aber dem Künstler immer gnädig geblieben ist. Der König hatte ein Herz, das sich der Schönheit zuwendete, und wollte sein Haupt mit den Segnungen der Künste umgeben, seine Brust mit ihrem Frieden erfüllen, um den innern Sturm, die Heftigkeit seiner Leidenschaften zu beschwichtigen, zu mildern und zu brechen, und auf solche Weise das Schreckliche seiner Erscheinung den armen Sterblichen, denen sie nahte, nicht so fühlbar werden zu lassen.

Der folgende Tag sah Holbein seinem heitern Asyle entrissen und die Mittagssonne beschien seine ersten Schritte am dem Hofe Heinrich's des Achten. Er ward bald zum englischen Nationalmaler erhoben und nun im Glücke endlich beugte er sich vor der Klugheit des Erasmus und der Wahrheit seiner Vorherbestimmungen.

Viele Jahre waren seitdem entschwunden und Holbein

war, nach der Meinung Vieler, das höchſte, glänzendſte Loos zugefallen. Er ſtand da, beneidet, gefürchtet, anerkannt, geſucht, vergöttert, von Ruhm geſättigt und in Glanz gebadet, der Freund eines Königs und ſelbſt ein König unter den Künſtlern. Die ärmliche Wohnung in Baſel, die böſe Gattin, die kleinen Sorgen, der häusliche Kummer, dies Alles war längſt verſchwunden; ſie hatten einem fürſtlichen Palaſte, der zuvorkommenden Gunſt vornehmer Schönen, dem üppigſten Lebensgenuſſe, einem Heere der glänzendſten Feſte Platz gemacht. Dennoch war keine Ruhe in Holbein's Bruſt eingekehrt. Die leidenſchaftlichen Wirbel, welche am Hofe Heinrich's des Achten herrſchten und denen kein Stamm zu alt und feſt war, begannen immer heftiger zu wüthen und erfüllten Alles mit Beſorgniß. Die Fehde mit dem Papſte war losgebrochen und der König ſtand auf dem Punkte, wegen der Leidenſchaft zu einem ſchönen Weibe die tauſendjährigen Bande, die ſeine Krone an den römiſchen Stuhl knüpften, gewaltſam zu trennen und ſich in ein Heer trauriger Verwickelungen zu ſtürzen. Die Königin Catharina von Arragonien, die er als ſeines Bruders Witwe geheirathet hatte, wollte er von ſeiner Seite verſtoßen, um die Nichte des Herzogs von Norfolk, eines ehrſüchtigen Mannes, zur Königin zu machen. Die Religion ſollte den Vorwand dazu leihen, und Alles, was widerſtand, mußte weichen oder zertrümmert werden. Der Papſt wurde nicht mehr als Oberhaupt der Kirche in England anerkannt, Morus von ſeinem Poſten entfernt und auf's Land verwieſen, das gefällige Parlament, ein Spiel in Heinrich's Händen, erklärte die Ehe mit der Witwe des Bruders für unerlaubt, Catharina verließ weinend die Hallen der Reſidenz, und die arme, leichtſinnige, ſchöne Anna

Boleyn ſchritt die Stufen des Thrones hinan, um ſo kläglich davon wieder herabzuſteigen.

Um die Zeit dieſer Vorfälle ſaßen in einer räucherigen Aleſchenke Londons eines Abends mehre junge Leute, die beim ſchäumenden Zinnkruge manch lautes Wort hin- und herſprachen. Obgleich die damalige Zeit Vorſicht in den Aeußerungen gebot, ſo kramten unſere Gäſte der Schenke ihre Weisheit dennoch ganz unbefangen aus, weil ſie wußten, daß ſie ſich in einer in London unverſtändlichen Sprache unterhielten. Es waren Deutſche.

„Ich glaube nicht," fing der Eine an, „daß es uns ein Leichtes ſein wird, unſern berühmten Landsmann zu ſprechen. Er ſoll entſetzlich vornehm ſein. Nur den Reichſten und Edelſten wird erlaubt, in ſeine Malerſtube zu treten, das iſt ein Heiligthum, und man erzählt gar ſeltſame Geſchichten von ſeinem Hochmuth." — „Er iſt aber auch ein Maler!" rief ein Anderer; „wer den königlichen Palaſt nicht geſehen hat, von ihm geſchmückt, hat nichts geſehen. Er hat dies London erſt zu Etwas gemacht. Dieſe Amphibien, die faſt ihre Lebenszeit im Waſſer patſchen müſſen und im Nebel erſticken, hatten die wol einen Begriff von Farbe und Sonnenlicht, von Leben und Wärme? daß ihnen nun der Staar geſtochen wurde, haben ſie ihm zu danken. Aber es iſt auch darob eine Freude bei ihnen! Sie klatſchen in die Hände und jauchzen wie Kinder bei der Beſcheerung." — „Und darum," rief ein Dritter „ſollte ich meinen, werden ſie vor den Deutſchen nunmehr in dieſem London gewaltigen Reſpekt zeigen. Ein deutſcher Maler!" — „Was meinſt Du!" entgegnete der Erſte. „Denkſt Du, der Holbein gelte hier für einen Deutſchen? Ich wäre ſchon zufrieden, wenn er ſich herablaſſen wollte, es in traulicher Unterredung unter vier Augen zu geſtehen.

Ein Engländer ist er, wie sie sagen, und daran glauben sie so fest, daß es ihnen kein Mensch ausreden wird, selbst wenn der alte Holbein aus Augsburg plötzlich in London erschiene, um seine Vaterrechte anzusprechen." — „Wie!" meinte der Zweite; „was wäre das für ein Taugenichts, der sich im Glücke seines Vaterlandes schämen wollte! wie könnte man den achten?" — „Achten!" nahm wieder der Erste das Wort, „Einen Mann, der seinem Weibe durchgeht und sie im Elende verkümmern läßt? Ich bin durch Basel gekommen und habe dort die Geschichte in Erfahrung gebracht. Ein Maler ist er — allen Respekt! aber mein Gewissen möchte ich nicht gegen das seinige tauschen." — „Ja, ja, da hast Du recht, Bruder," sagte nun ein Anderer; „ich bin länger hier als Ihr und weiß, was er für ein Maler ist und was er in der Kunst zu bedeuten hat, aber sonst ist er wahrhaftig nicht zu beneiden. Ich sah ihn oftmals aus der Ferne mit seinem bleichen, abgehärmten Gesichte, und in seinem Sammtrocke schkint er nur zu baumeln. Ich wollte wetten, daß ihm das Gewissen keine Ruhe läßt." — „Und das nicht allein," schrie der Erste; „glaubt Ihr, ich möchte der Intimus von solch einem Könige sein? Der läßt Euch Menschenköpfe fliegen als wenn's Kohlköpfe wären. Dessen Freund sollt' ich sein? Ich gönne Holbein seinen Palast und seine Reichthümer, seine Lustbarkeiten und seine Ehren; um den Preis, den er dafür zahlte, möchte ich nicht Käufer sein."

„Mit Verlaub!" sagte hier ein Mann in vorgerückten Jahren, in der Tracht eines Lanzenreiters des Königs, indem er sich dem Tische näherte, woran unsere deutschen Jünglinge sich unterhielten, die nicht wenig überrascht und verlegen waren, sich hier belauscht zu sehen. „Mit Verlaub! Ihr sprecht ein bischen stark ins Gelag hinein und thut Eurem be-

rühmten Landsmanne großes Unrecht; was aber gar Seine Majestät, unsern erhabenen König angeht, so ist es Euer Glück, daß Niemand hier, außer mir, Eure schnöden Reden verstanden hat, sonst — bei Montjoye und Saint-Denis! würdet Ihr jetzt schon draußen mit zerbrochenen Rippen liegen." Die jungen deutschen Maler sahen sich verblüfft an und rückten dann vertraulich auf ihren Bänken zusammen, um dem hinzugekommenen Landsmanne Platz zu machen. Sie reichten ihm nach ihrer Sitte die Zinnkrüge hin, um daraus Bescheid zu thun, und baten ihn, er wolle, falls er andere und bessere Nachrichten ihnen zu geben wisse, damit nicht zurückhalten, weil sie Alle von dem großen Rufe ihres Landsmannes herbeigezogen worden seien und sich nun von tausend Rücksichten abgehalten fühlten, sich ihm zu nähern. „Mein Seel'!" sagte der Kriegsmann, „da wüßte ich Euch auch keinen Rath zu geben, denn sehr vornehm und eigensinnig ist er schon geworden, mein kleiner Hans Holbein, seit ich ihn aus meinen Händen ließ. Damals freilich, da wir zusammen an diesem Tische saßen —" — „Wie? — Ihr kennt ihn genau? — An diesem Tisch? — O erzählt!" so riefen Alle durcheinander. „So wahr ich Konrad Hechner getauft bin und Straßburg meine Vaterstadt ist," fing jetzt der uns schon bekannte Lanzenreiter des Königs wieder an, „hier, an diesem Tische hatte ich ihn, wie ich Euch hier habe, und kein Anderer als ich war es, der ihm die Bahn des Glücks und der Ehren zeigte, nämlich den Palast des Großkanzlers More, der sein Pfleger und Beschützer durch lange Jahre wurde." — „Der Thomas Morus, der jetzt im Tower sitzt, auf den Tod angeklagt?" fragte einer der Maler. „Der morgen hingerichtet werden soll?" fiel ein Anderer ein; „den der König hinrichten läßt?" ein Dritter. „Der König —

und immer der König!" rief Hechner unwillig. „Das Parlament thut es und, weil es das Parlament thut und mein gnädigſter Herr, den der Himmel beſchützen möge, es gut heißt, ſo muß es der Thomas Morus, wie Ihr ihn nennt, wol verdient haben. Was kümmert uns das? Ich werde morgen dem ehemaligen Kanzler vom Tower zum Blocke das Geleite geben. Es ſoll Alles in Ordnung vollzogen werden. Verſteht Ihr mich? darauf hält der König viel. Der Holbein aber, den der alte Kanzler in Tagen des Glücks ſelbſt dem König empfohlen hat, theilt deſſen Misgeſchick keineswegs, ſondern er ſteht mehr in der Gunſt als jemals. Wer unſerm Herrn und Gebieter treu dient und ſich ſeinem Willen niemals widerſetzt, hat nichts von ihm zu befahren. Und wie er ſelbſt dazu beigetragen hat, daß man unſern Landsmann für einen Eingeborenen hält, das will ich Euch ſogleich, während Ihr Euern Alekrug leert, hier erzählen."

Hechner räuſperte ſich, that einen langen Zug, ſtellte ſein breites Schlachtſchwert zwiſchen die Beine und ſich darauf ſtützend, begann er, während die Andern aufmerkſam zuhorchten, ſeine Erzählung. Es war ein Vorfall, der zur Zeit, da er ſich ereignete, ganz London in Bewegung geſetzt hatte. „Wie es bei vornehmen Herrſchaften gebräuchlich iſt, ſo hat auch unſer Maler gewiſſe Stunden des Tages, wo er ſich von Niemanden ſtören laſſen will, den König ausgenommen. Seine Diener haben den ſtrengſten Befehl, keinen Menſchen vorzulaſſen. Wer wird es ihm verdenken? Ich nicht und Ihr gewiß auch nicht. So ein Mächtiger vom Hofe war freilich oftmals ein wenig ungehalten darüber, wenn er abgewieſen wurde, aber dennoch drängte ſich Alles hinzu, von ihm gemalt zu werden. Man will hier nicht eher daran glauben, daß man groß, vornehm, reich,

mächtig und berühmt ist, bevor des Königs Hofmaler es nicht mit seiner Kunst besiegelt hat. Es sind nun einmal närrische Menschen hier zu Lande! Doch weiter! Kürzlich, es ist noch nicht gar lange her, sitzt unser Landsmann vor seiner Staffelei und malt irgend eines seiner Bilder, als ihn ein lauter Lärm in seinem Vorzimmer aufstört. Er vernimmt die Stimme seines Haushofmeisters, der sich vergebens bei einem Fremden mit dem Verbote entschuldigt, Niemand vorlassen zu dürfen. Der Andere pocht auf sein Ansehen und bricht endlich in Drohungen aus, er wolle sich schon den Eingang ertrotzen, wenn man ihm ihn länger verweigere. Und wirklich hört Holbein bald darauf den Schmerzensruf seines Dieners, den er verwundet glauben muß, und heftige Fußtritte gegen die Thür seines Zimmers. Da übermannt ihn der Zorn. Palette und Pinsel wirft er weg und stürzt hinaus. Er sieht einen jungen Lord vor sich, ein Parlamentsglied, dessen großer Einfluß bekannt ist. Was kümmert das aber unsern lieben Landsmann, der sich in seiner Arbeit nicht stören, seinen treuen Diener nicht mishandeln lassen will und daher sein volles Hausrecht übt. Um die Mitte des Leibes packt er den schmächtigen Lord, hebt ihn hoch auf und wirft ihn — so wahr ein Gott lebt! — die breite Treppe hinunter, seiner Dienerschaft vor die Füße, die in der Halle ihren Gebieter erwartet. Meinem jähzornigen Meister aber kehrt augenblicks darauf die Vernunft wieder und er denkt sich wol, daß er nun Reißaus nehmen müsse. Sein Entschluß ist schnell gefaßt, er läuft die Treppe seines Hauses mit Blitzesschnelle hinan bis auf's Dach und hier, von einem Dache zum andern, bis auf den flachen Giebel von Whitehall, des Königs Palast, der nicht fern von seiner Wohnung liegt; durch ein Fenster klettert er hinein und findet den

König in seinem Kabinete. Er stürzt sich, bleich und verstört, wie er war, vor ihm nieder und fleht um Schutz. Sein Freund, mein gnädigster Herr, läßt sich Alles haarklein berichten, zieht dann aber eine krause Stirne. Der Fall konnte ihm nicht gleichgültig sein. Der mishandelte Lord saß im Parlamente, oder vielmehr, nun konnte er mit seinen zerbrochenen Rippen nicht mehr im Parlamente sitzen. Und das Parlament — das müßt Ihr wissen, das kann ein König von England nicht vor den Kopf stoßen lassen, geschweige die Treppe hinunterwerfen. Und von wem die Treppe hinunterwerfen? Von einem bloßen Maler, und nicht einmal von einem Engländer, sondern von einem Fremden, einem armen Hund von Deutschen. — Was that nun aber der König? Antwortet mir nicht auf meine Frage, denn Ihr wißt es nicht. Paßt auf und hört, was der König that. Er geht im Zimmer auf und ab und läßt Holbein auf den Knien liegen; endlich winkt er ihm aufzustehen, deutet auf eine Tapetenthür und spricht: „Dort hinein! Du verläßt aber den Ort nicht eher, bis daß ich Dir Erlaubniß dazu gebe.“ Der Maler begriff, wie gut es der König mit ihm meinte, und fügte sich geduldig in sein Schicksal. In seinem Hause wäre er seines Lebens nicht sicher gewesen. — Am andern Tag erschien nun der junge Graf als Kläger vor Heinrich. Zwei Diener mußten ihn unterstützen, sein Kopf war verbunden, er hinkte und den einen Arm trug er in der Schlinge. Mein gnädigster Herr that, als wisse er von dem ganzen Vorfalle kein Wort, und ließ sich Alles von dem Patienten noch einmal hererzählen, der mit Uebertreibungen und Entstellungen nicht eben sparsam gewesen sein mag. Der König hörte gleichgültig zu und antwortete eine Weile nichts, dann fragte er kalt: „Nun, und Was weiter? was wollt Ihr

nun beginnen?" — Hierüber aufgebracht, vergaß der junge Fant die angenommene Rolle eines Klagenden und Zerſchlagenen gänzlich und rief: „Ich ſehe, daß ein Pair des Reichs vergebens auf Gerechtigkeit gegen die Beleidigungen eines Abenteurers von ſeinem Könige wartet. Nun wol, ſo werde ich mir ſelbſt Recht zu verſchaffen wiſſen. Ich gehe ſtehenden Fußes —" — „Halt, halt!" donnerte ihn der König an, der gar nicht gewohnt war, in ſolchem Tone mit ſich reden zu laſſen; „Ihr vergeßt, daß Ihr Euch zuerſt Gewaltthätigkeiten erlaubt habt, daß Ihr in den friedlichen Wohnſitz der Kunſt frevelhaft gedrungen ſeid. Jetzt aber handelt es ſich nicht mehr um einen Streit des Edelmanns mit dem Künſtler, ſondern um die Drohung des Vaſallen gegen ſeinen Gebieter. Das verändert die Lage der Sache; ich glaube, daß es an Euch iſt, Gnade ſtatt Rache zu rufen." — Ihr könnt denken, wie blaß der arme Lord jetzt wurde. Der König ſchritt aber recht majeſtätiſch, wie er das denn ſchon in ſeiner Gewalt hat, auf die Nebenthür zu, worin ſein Maler ſteckte. „Komm heraus, Holbein!" rief er, und dieſer kam. — „Wiſſet, Graf," ſprach er dann weiter, „daß dieſer Mann der edelſte Stein meiner Krone iſt, daß ſein Ruf über das Meer reicht und Könige neidiſch machen könnte. Dieſen Mann kränken, heißt mich ſelbſt kränken. Verlier' ich ihn, ſo reichen meine Schätze nicht hin, mir den Verluſt zu erſetzen, und wenn ich alle Länder der Erde durchforſchen ließe. Aus ſieben Bauernburſchen kann ich, wenn ich will, ſieben Grafen machen zu jeder Zeit, aber aus ſieben Grafen nicht einen Maler."

Hier hielt der Erzähler inne und blickte lang und ſcharf ſeine aufmerkſamen Zuhörer an, um den Eindruck der Geſchichte auf ihren Geſichtern zu leſen. Alle waren zufrie-

den und äußerten sich kräftig zu Gunsten des Königs und voll Begeisterung für ihren Landsmann. Doch Hechner fuhr fort: „Diese Geschichte verbreitete sich mit Blitzesschnelle und Holbein hatte fürder Ruhe vor jeglicher Zudringlichkeit. Zugleich ging aber auch das Gerücht, er sei ein geborner Engländer und alle Leute waren mit einem Male davon überzeugt, weil sich Keiner einbilden mochte, daß einem Fremden das Ding so leicht durchgegangen sein könnte. Wahrscheinlich hat der zerschlagene Lord es selbst verbreitet, denn diese Engländer sind so stolz, daß sie lieber von Ihresgleichen Schläge, als von einem Andern Liebkosungen erhalten mögen. — Was sagt Ihr aber jetzt dazu? Wollt Ihr noch über König Heinrich, den der Himmel segne! voreilig urtheilen? Seid Ihr nunmehr nicht schon günstiger gestimmt für den Richter des More, für den Freund Holbein's? Möchtet Ihr nun nicht Alle seine Hofmaler und Freunde sein?"

Dies bejahten sie zwar einstimmig, obschon sie nicht geneigt schienen, die Freundschaft des Königs für ihre Personen gleich auf der Stelle nachzusuchen. Man dankte dem gefälligen Kriegsmann für seine Mittheilung und kam überein, noch einen Trunk auf gute Kameradschaft zu thun. Kein Aufwärter war bei der Hand und daher wandte sich einer der Jünglinge an ein Mädchen, das ganz nahe zur Gesellschaft gerückt war und nun, in Gedanken vertieft, dasaß. Erschrocken sprang das Mädchen auf, indem eine feurige Röthe sein unschönes Gesicht überzog, fürchterlich von den Blattern entstellt, welche damals noch eine seltene, aber desto zerstörendere Krankheit waren. Sie zupfte verlegen an Rock und Halstuch und gestand, daß sie eine Deutsche sei, die nach London gekommen, um einen Dienst zu suchen, und, von ihrer Muttersprache angezogen, sich unterstanden

habe, der Erzählung zuzuhören. Der alte Reiter fragte sie über ihre Heimat aus.

„Ich bin von Basel," sagte das Mädchen, „und obgleich ich den Todtentanz und das Haus am Markte gar wohl kenne, die beide Herr Holbein gemalt hat, so dachte ich nie daran, hier in London von ihm zu hören. Da ich aber nun zufällig vernehme, daß er sich hier befindet und so reich und vornehm ist, so will ich mir ein Herz fassen und zusehen, ob es mir gelingen könnte, einen kleinen Dienst in seinem Hause zu erlangen." — „Nun beim Großtürken!" rief lachend der alte Reiter, indem er sich den Bart strich, „das nenn' ich ein Ungefähr! Da sind wackere Leute aus allen Theilen Deutschlands, die ihren berühmten Landsmann aufsuchen wollen. Der wird erfreut sein!" — Die jungen Maler wurden durch diese Worte nicht erfreut, wie es schien, und zürnten dem alten, plumpen Kriegsknecht, der früher so schön ihren Dank zu verdienen gewußt hatte. Dieser aber fragte nicht viel darnach, sondern plauderte mit der Dirne aus Basel, grüßte dann höflich und sprach: „Was gilt's! Ihr Alle macht Euer Glück in London; der Landsmann nimmt sich Eurer auf's beste an. Lebt wohl! Es soll mich freuen, Euch wieder anzutreffen und aus Eurem Munde zu hören, daß ich Euch Wahrheit prophezeit habe."

Wir sehen Holbein, schwarz gekleidet, in Trauer aufgelöst, in seiner Werkstätte sitzen. Seine Züge sind verfallen, seine Haare verworren, und die Hände ruhen gerungen auf seinen Knien. Pinsel und Palette liegen da, die Farben sind eingetrocknet und mit Staub umzogen, und

Alles deutet an, daß der Meiſter lange nicht vor der Staffelei geſeſſen.

Morus hatte ihn in den Tower rufen laſſen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er war Zeuge geweſen von den herzzerreißendſten Auftritten, von dem Jammer der Familie, von den Ohnmachten, der Verzweiflung der ſchönen Frauen, von der fühlloſen Niedergeſchlagenheit der jungen Männer, die nun alle ohne Ausſicht, arm und verlaſſen, von Feinden umgeben, der Wuth des Königs ausgeſetzt, ihren Vater unter dem Beile verbluten ſehen ſollten. Holbein ſah die rührende Heiterkeit, die den Weiſen bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, der auf dem Blutgerüſte noch ſeinen ſchönen langen Bart bei Seite ſchob und ihn der Sorgfalt der Henker empfahl. Die beruhigendſten Tröſtungen ſtrömten von Morus' Lippen, die weiſeſten Lehren, die frommſten Ermahnungen, das Glück nicht in den Gütern des Lebens zu ſuchen. Holbein ward tief davon erſchüttert. In ſeine Klagen miſchten ſich Beſchuldigungen gegen den König; Morus verwies ſie ihm. „Heinrich iſt gerecht, doch heftig," ſprach er; „wer dem Jupiter nahe iſt, fürchte den Blitz. Am Hofe wohnt die größte Macht ſtets nahe dem Schaffot. Ich gehe den Weg, den Viele vor mir gewandelt, der kluge Wolſey, der ehrwürdige Fiſher. Heilige auch ſtarben den Tod, den ich ſterbe. Ich erdulde ihn, um der Pflicht zu genügen."

Morus ſtarb, weil er den König nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. — Wie viele edle, gute, ſchöne Menſchen hatte Holbein ſchon zu beklagen. Eine Krankheit hatte ſie Alle dahingerafft — der Zorn des Königs; denn was auch der alte Lanzenreiter ſagen mochte, was auch im Volke von dieſem achten Heinrich geſagt wurde, er war dennoch ein furchtbarer Menſch; wer ihn

berührte, schauderte zurück, Blutgeruch umgab ihn, er war durch und durch Grausamkeit. Holbein allein durfte ihn ungescheut, ohne Zittern anblicken; für Holbein fühlte dieses Herz Freundschaft, für seine Kunst Bewunderung, und dieser scheue, friedliche, weiche deutsche Maler wandelte neben dem größten Tyrannen der neuern Zeit. Eine seltsame Schicksalslaune! — Holbein erbebte vor diesem launischen Glücke; er nur verschont von dem Blitze, der rings umher alles Ausgezeichnete zerschmetternd traf. Wünschte er nicht manchmal auch getroffen zu werden?

Still und einsam lebte er so Monden und Jahre; nichts zog ihn mehr an von den Freuden, die noch immer den königlichen Hofhalt umschwirrten, wo junge Königinnen sich ablöseten, um mit Hast den Kelch des Genusses zu leeren. Die Befehle zu den Verhaftungen, die Nachrichten von den vollzogenen Bluturtheilen klangen wie ernst mahnende Glockenschläge in den lärmenden Taumel der Feste, und selbst die religiösen Streitigkeiten, worin der König verwickelt war, wurden mit Gepränge umgeben und nahmen den Charakter erhabener Schauspiele an, wie die bekannte Disputation Heinrich's mit dem unglücklichen Lambert.

Holbein besaß eine Bilderreihe in seinem Gemache, worauf er oft schmerzvolle Blicke ruhen ließ. Es waren einst Glückliche, Beneidete, auch herrliche Weiber waren darunter. Wer kennt sie nicht, jene schönen, lebensfrischen, armen Geschöpfe, die sich so groß dünkten und so leichtsinnig diesem Heinrich in die Arme flatterten, wie die Mücke in das Licht? Sie hatten nicht Kraft genug gehabt, das Ungethüm von Argwohn, Eifersucht, Sinnlichkeit und Wuth in ihren Umarmungen zu erdrücken, während der Tyrann schlummernd, wie ein girrender Schäfer, an ihrem Busen ruhte. Sie ließen ihn erwachen und waren dann

eben so überrascht von seinem Zorne, als früher von der Unwiderstehlichkeit seiner Leidenschaft. Kaum noch waren sie ihres Glücks bewußt, und noch warm von Liebe, fühlten sie das kalte Beil im Nacken. Ein grauser Todtentanz! Nie hat die Phantasie eines Künstlers einen ähnlichen erfunden. Blonde lange Flechten in Blut getaucht, ein wallender Busen gegen den Block gepreßt und daran die letzten Zuckungen, die letzten Schläge des Herzens ersterbend! Und sie alle hatte Holbein's Pinsel verewigt, sie alle schwebten vor seinen Blicken, nicht als träumerische Erscheinungen seiner Einbildungskraft, sondern wirklich, wie sie einst gelebt, wie sie ihm gesessen, wie er sie gemalt. Ihre Schönheit wurde vom Könige erst durch ihn bemerkt; Holbein machte die Schöne erst zur Schönsten, er ertheilte den goldenen Apfel, dessen Genuß so herbe Schmerzen bereitete. Der Künstler schauderte, wenn er dieses dachte; oftmals kam ein grauenhafter Aberglaube über ihn, es schien ihm, als wenn er dazu berufen wäre, die Todesweihe zu ertheilen; er hatte eine Ahnung beim Malen empfunden, die er anfänglich überhörte, die ihm aber jetzt deutlich geworden, ihm wie eine Riesenstimme in's Ohr tönte; er sah sich der Verzweiflung hingegeben. Dort hing jene Catharina von Arragonien, das blendendste Weib unter der Sonne; wie stolz, wie majestätisch! eine Königin! Holbein hatte sie gemalt, in der ganzen Fülle ihrer Jugend und Herrlichkeit, er hatte sie als seine Königin verehrt, den Saum ihrer Schleppe geküßt und dann hatte er sie in die Verbannung wandern sehen, bleich und zitternd für ihr Leben, die Nichte eines Kaisers. Es war unglaublich; sie mußte gereinigt zurückberufen werden und wieder Besitz von ihrem Throne und von Heinrich's Herzen nehmen. Aber

Holbein erhielt kurz darauf den Befehl, Anna Boleyn zu malen, die junge königliche Braut. Auch Anna erblickte er im Frühlinge des Lebens, so stolz, so zuversichtlich, so heiter, so glücklich, und noch schöner als Catharina. Sein sonst so empfänglicher Schönheitssinn empfand nichts beim Anblick dieser Reize, als ein peinigendes Angstgefühl. Er zitterte vor dem Bilde, das er malte, er seufzte, blickte traurig. Die junge Schönheit war unzufrieden mit dem Maler, den man ihr gesandt und von dessen Kunstfertigkeit sie so viel gehört hatte. Der verliebte Monarch war bei den Sitzungen zugegen, er wollte das Kunstwerk unter den Händen des Schöpfers wachsen sehen. Er sah ihm zu und lernte so erst alle Reize des Originals kennen, wie sie nachgebildet auf der Tafel entstanden. Holbein fühlte sich zum ersten Male bei seiner Arbeit beengt; es gelang ihm nichts in der gewohnten Art, am Halse sogar mischte sich ein schillernder Streif in seine Tinten, den kein Uebermalen, keine Lasur wegzubringen im Stande war. Der König bemerkte es unwillig und sagte: „Du hast da einen garstigen Schatten auf den zarten, durchsichtigen Hals Deiner Königin gemalt.“ Da entfiel Holbein's Hand der Pinsel. Die schöne Anna wollte ihm nicht länger sitzen; der fremde, melancholische Maler war nicht nach dem Sinne der jungen, heitern Frau. Wie sie später aber in den Tower gestoßen wurde, des Ehebruchs und der Ketzerei angeklagt, um dies jugendliche glühende Leben unter dem Beile auszuhauchen, da gedachte Holbein wieder jenes Streifes, und seine trübe Ahnung wuchs zum Aberglauben. Er glaubte nun fest, es liege die Todesweihe in seiner Kunst. Der schöne, bleiche Kopf, der neben Anna hing, gehörte einst der zarten Johanna Seymour. Alle seine Frauen verstieß Heinrich durch Schwert oder Scheidung aus seinem

Ehebette, ſie war die Einzige, die ein mitleidiger Genius früher in die Arme nahm. Sie ſtarb eines natürlichen Todes, nachdem ſie Eduard VI. geboren hatte. Der ſtattliche Kopf mit den ſtarken, männlichen Zügen, der nun folgte, gehörte der armen Anna von Cleve, die, von Heinrich höhnend verſtoßen, nur „die flandriſche Stute" von ihm genannt wurde. Ihrer ſtillen Entſagung und Ihrer Mäßigung dankte ſie es, daß ſie am Leben blieb und die Erlaubniß bekam, es mit einem unbedeutenden Jahrgehalte traurig zu friſten. Sie war die Letzte in Holbein's Galerie. An dieſem Bilde hatte ſich Heinrich's Leidenſchaft für Anna von Cleve entzündet; der Maler wußte die hervorſtehenden Züge ihres Kopfes, ihre hohe, kräftige Geſtalt ſo darzuſtellen, daß der König, der dieſe Vorzüge ſehr ſchätzte, mehr als je hingeriſſen wurde. Und neben dieſen Köpfen hingen andere, voll weiſen Ernſtes, mit klaren, verſtändigen Augen, mit breiten Ketten um den Hals, treue Räthe, fromme Prieſter, ergebene Diener. Sie waren alle hingerichtet worden. „Wie ſie ihn alle geliebt haben!" rief er aus; „und auch er — hat er nicht Morus geliebt und mich? Aber auch ich werde folgen, auch ich bin, wie Alles in ſeiner Nähe, dem ſichern Verderben geweiht!"

Es gab Augenblicke, wo er es heiß wünſchte, daß es ſo kommen möchte; dieſer war ein ſolcher. Die Luft im Gemache ſchien ihm erſtickend, er trat hinaus auf einen kleinen Altan, mit Blumen beſetzt, der die Ausſicht in den innern Hof ſeines Hauſes gewährte. In der Stimmung, wo er ſich befand, war er nicht aufmerkſam auf Das, was ſich unten zutrug, bis plötzlich ſein Blick ſich belebte und mit Intereſſe ſich auf eine Perſon richtete, die mit einer weiblichen Arbeit am Brunnen beſchäftigt war. Es konnte nur das Aeußere der Erſcheinung ſein, das ihn ſo erregt

und eine Erinnerung in seinem Herzen belebt hatte. Es war die Tracht eines Bürgermädchens in Basel, er täuschte sich nicht, es mußte so sein. Er kannte die verschiedenen Trachten im Lande und keine hatte ihm diese Aehnlichkeit mit der schweizerischen jener Gegend gezeigt. Wie kam das Mädchen her? war sie in seinen Diensten? Er ließ sogleich seinen Haushofmeister kommen. Dieser meldete ihm, daß er das Kind aufgenommen, weil es ihm von einem wackern Bekannten gut empfohlen worden sei. Es kommen alljährlich aus Hessen, Schwaben und der Schweiz viele solcher armen Leute nach London, die man ihrer Treue und ihres Fleißes wegen gern annehme, und dies Mädchen, obgleich ihr Aeußeres keineswegs empfehlend gewesen sei, bestätige dennoch jede Erwartung in solcher Hinsicht.

„Das Mädchen ist aus Basel," sprach Holbein, „sicherlich! — Wißt Ihr's nicht?" Der Haushofmeister wußte hierauf keine Auskunft zu geben und erhielt den Befehl, sie in das Gemach seines Herrn zu schicken. „Zum Modell wird er sie nicht tauglich finden," dachte er bei sich, indem er fortging, sie zu holen. Das Mädchen fand er noch am Brunnen. Ihr häßliches Gesicht wurde bleich, als sie den Befehl vernahm; der Haushofmeister klopfte ihr freundlich auf die Achsel und suchte sie aufzumuntern, indem er ihr von der Güte des Gebieters sprach, dabei aber seine tiefe Schwermuth nicht verschwieg. Das Mädchen seufzte und wiederholte: „Er ist wol unglücklich?" Und der Haushofmeister lachte und sprach! „Geh nur hinauf, vielleicht bist Du dazu bestimmt, ihn glücklich zu machen." — „Ach, wenn das möglich wäre!" sprach das Mädchen leise und erstickt, und der Haushofmeister lachte lauter, indem er sich die Worte zu deuten vermeinte. — Der Maler stand mit untergeschlagenen Armen, sie erwartend, da, fuhr jetzt aber,

durch ihren widerlichen Anblick unangenehm überraſcht, einen Schritt zurück, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne und drehte ſich weg, um ſich zu ſammeln. Nur das Schöne, wo er es bis jetzt im Leben gefunden, vermochte ihn anzuziehen, beim Weibe Anmuth und Reiz, beim Manne Würde und Kraft. Konnte man auch bei längerem Anſchauen in dieſes Mädchens Geſicht Züge voll Gutmüthigkeit finden, die ſelbſt beim Sprechen nicht aller Anmuth entbehrten, glänzte zuweilen aus dieſen Augen ein tiefes, ſchwärmeriſches Gefühl, ſo hatten doch die Blattern alle Linien ſo in einandergezogen und die Haut ſo ſehr durchfurcht, daß man im erſten Augenblicke keine der gerühmten Eigenſchaften bemerkte, ſondern ein Bild der Häßlichkeit ſah, wie es ſelten nur in dieſer Vollkommenheit angetroffen wird. Sie ſtand hocherröthet auf der Stelle, die ſie bei ihrem Eintritte eingenommen, ihr Buſen hob ſich ängſtlich, ſie ſchien zu fühlen, welchen Eindruck ihr Unglück auf den Maler mache. Sie hoffte jedoch ihn nicht ganz mitleidlos zu finden. Holbein kehrte ſich endlich nach ihr hin und fragte: „Du biſt aus Baſel — nicht ſo?“ — „Ja, Herr!“ erwiderte ſie, und es lag in ihrem Tone, als ob ſie noch etwas hinzuzufügen wünſchte. Er bemerkte es und wartete; als ſie aber die Augen niederſchlug und nichts ſagte, fragte er weiter: „Wie kommſt Du hieher?“ — „Die Noth, Herr, trieb mich her, nichts Anderes. Ich bin eine arme Waiſe und hätte verhungern müſſen, da ſchloß ich mich den Auswanderern an und der allgütige Gott hat mir Gnade angedeihen laſſen. Ich fand hier einen freundlichen Landsmann, Herr Hechner geheißen, der mich in dieſes Haus brachte —“ — „Hechner?“ rief Holbein verwundert aus. „Iſt der dazu beſtimmt, allen auswandernden Deutſchen hier den Weg zu zeigen! Seltſam! Und

wie heißest Du, mein Kind?" — „Ich heiße Maria," sprach das Mädchen. Holbein seufzte tief und blickte in die Höhe. „Ach, Maria!" rief er aus, von einer bleichen auftauchenden Erinnerung ergriffen. Das Mädchen fragte erschreckt, ob dem Herrn etwas zugestoßen sei. „Nichts, nichts!" versicherte der Maler. „Du mußt wissen, Maria," sprach er bewegt, „daß auch ich einst in Basel war. —" Sie trat einen Schritt näher, es schien eine theilnehmende Frage auf ihren Lippen zu schweben, die sie jedoch nicht auszusprechen wagte. „Hast Du vielleicht je meinen Namen dort nennen hören?" fragte er dann. „Ihr seid ja der große Maler, Herr Holbein," antwortete sie, „den die Leute bei uns den Jüngern nennen, weil noch zwei ältere Brüder von ihm am Leben sind —" — „Ei, Du bist gut unterrichtet," sagte der Maler freundlich. „Das weiß bei uns jedes Kind," versetzte das Mädchen. „Die ganze Stadt ist stolz darauf, von Euch so schöne Bilder zu besitzen, und erfreut sich Eures hohen Ansehens beim Könige von England. Sie nennen Euch einen großen, herrlichen Mann." — „Und hast Du sonst nichts von mir sprechen hören?" fragte der Maler zagend. „Fürchte nichts, ich will Alles von Dir erfahren, die mir zu dieser trüben Stunde vom Himmel gesendet ist — hast Du nie meinen Namen von einem Fluche begleitet, in dem Munde der Bürger in Basel vernommen? Nie — sprich! — nie?" — „Das hab' ich niemals gehört," erwiderte Maria. „Wer sollte dazu ein Recht haben?" — „Und hast Du nie von einer Frau gehört, die meinen Namen —" Holbein schlug die Augen nieder und konnte nicht weiter sprechen. „Eure geschiedene Frau ist vor einem halben Jahre gestorben," sagte leise und abgebrochen Maria, und Thränen erstickten ihre Stimme. „Du weinst?" fragte Holbein theilnehmend und ergriff des

Mädchens Hand, und alle Häßlichkeit ſchien jetzt von ihr gewichen zu ſein, und er konnte ſeine ſchönen Augen auf dieſen Zügen lange und gerührt ruhen laſſen. „Verzeiht, Herr," ſprach ſie, „die Erinnerung an meine Heimat, an meine Eltern!" — „Ich will ſie herkommen laſſen," ſagte Holbein. „Sagte ich Euch nicht, daß ich ſie verloren habe?" rief Maria und ſtürzte, in Thränen ausbrechend, die ſich durch keine Gewalt mehr zurückhalten ließen, vor Holbein nieder, ſeine Knie umfaſſend. Er legte ſeine Hand auf ihr Haupt und ſie warf ihre Arme in die Höhe und ſchlang beide gefalteten Hände feſtgeklammert um die ſeinigen. In dieſer Gruppe verharrten ſie einen Augenblick, bis der eintretende Haushofmeiſter das Mädchen aufſcheuchte, das über und über roth an ihm vorbei hinauseilen wollte. Holbein rief ſie zurück. „Ihr werdet," ſagte er zum Haushofmeiſter, „dieſes Mädchen mit allen harten Arbeiten verſchonen und ſie nur zu Dem anhalten, wozu ſie ſelbſt Luſt zeigt und dem ſie ſich aus eigenem Antriebe unterziehen will. Wie kommt Ihr mit ihr der Sprache wegen zurecht?" — „Sie ſpricht Engliſch," ſagte jener. „Du ſprichſt Engliſch?" rief überraſcht Holbein. — „Ich bin ſchon einige Zeit im Lande, dies iſt nicht mein erſter Dienſt, ich fügte mich in die Nothwendigkeit und lernte die Sprache," antwortete das Mädchen. „Du biſt ein braves, geſcheites Kind, Maria," ſagte Holbein ſanft, „Du ſollſt es gut bei mir haben. Ihr ſorgt mir für ſie, das trage ich Euch auf." Er verabſchiedete Maria mit einem freundlichen Nicken; ſie küßte ihm dankbar die Hand.

Der Maler hatte die Schwermuth abgeſtreift und eine linde Wehmuth war ihm ins Herz gezogen. Seine Frau war todt — ſie, die ſeinem Schickſale dieſe gewaltſame Wendung gegeben hatte. — War ſie geſtorben mit einem

Fluche für ihn, der ſie verlaſſen konnte? — war ihr Gemüth beſtändig ſo liebeleer und tückiſch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm dieſe Fragen zu beantworten, und der tröſtliche Gedanke an eine einſtige Ausſöhnung war nun für immer verſchwunden; der Traum, den er ſich manchmal vorgeſpiegelt hatte, es könne wieder ſo werden, wie einſt, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, ſo war ihm jetzt die Macht benommen, es wieder gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefſten Herzen um ſie.

In dieſer Stimmung erſchreckte ihn die Meldung des Haushofmeiſters, der König habe einen Diener geſandt und ſeinen Hofmaler vor ſich rufen laſſen. Armer Maler! wie ſchwand da ſo plötzlich deine ſtille Rührung! Die ſchreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Baſel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erſcheinung des Mädchens um ihn her neu entſtanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er ſah die Ströme Blutes, der Duft deſſelben umgab ihn, ſchaudernd wickelte er ſich in ſeinen Mantel und, ohne an ſeinem Traueranzuge das Geringſte zu ändern, warf er ſich in ſeine Sänfte und ließ ſich nach dem Palaſte von Whitehall tragen. Er fand ſeinen königlichen Freund ſehr gnädig; er erkundigte ſich nach dem Befinden des Malers, deſſen Ausſehen ihm Beſorgniß einflößte; als er aber ſeine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, ſondern ſeufzte tief, als wenn er ihre Veranlaſſung ſich gut zu deuten verſtände. Er befahl dem Maler, andern Tages ſich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der leblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr

Bild anzufertigen. Stumm und in ſich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit ſchwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Geſellſchaft einiger Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem ſeiner ſtattlichen Schlöſſer, unter der Aufſicht von alten Muhmen und in Geſellſchaft einiger Geſpielinnen aufgewachſen. Jetzt, da der König wieder Witwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeſchreckt durch den Tod ſeiner Nichte Anna, auch Catharina in London erſcheinen und wollte den ſtolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich ſah Catharina, und die natürlichen Zauber, die ſie umgaben, vereint mit einer faſt idealen Schönheit, rührten ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, ſeine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünſtelter Herzlichkeit empfangen. Man freute ſich, den hochberühmten Meiſter kennen zu lernen, man ſtellte ſo naive Fragen über das Treffen, man erkundigte ſich genau nach der Kleidung, die erforderlich wäre, nach der Stellung, die man einnehmen müſſe, nach dem Ausdruck, den man ſich zu geben habe, um doch mindeſtens Etwas von einer Königin im Bilde zu zeigen, kurz, das Geſpräch wurde ſo mannichfaltig und heiter belebt, daß Holbein ſeinen Trübſinn zu vergeſſen anfing und die liebliche Erſcheinung ihre magiſche Wirkung auf ihn ohne Widerſtreben vollbringen ließ. Er ſah ſein Herz nach langer Zeit zum erſten Male wieder Gefühlen geöffnet,

Fluche für ihn, der ſie verlaſſen konnte? — war ihr Gemüth beſtändig ſo liebeleer und tückiſch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm dieſe Fragen zu beantworten, und der tröſtliche Gedanke an eine einſtige Ausſöhnung war nun für immer verſchwunden; der Traum, den er ſich manchmal vorgeſpiegelt hatte, es könne wieder ſo werden, wie einſt, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, ſo war ihm jetzt die Macht benommen, es wieder gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefſten Herzen um ſie.

In dieſer Stimmung erſchreckte ihn die Meldung des Haushofmeiſters, der König habe einen Diener geſandt und ſeinen Hofmaler vor ſich rufen laſſen. Armer Maler! wie ſchwand da ſo plötzlich deine ſtille Rührung! Die ſchreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Baſel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erſcheinung des Mädchens um ihn her neu entſtanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er ſah die Ströme Blutes, der Duft deſſelben umgab ihn, ſchaudernd wickelte er ſich in ſeinen Mantel und, ohne an ſeinem Traueranzuge das Geringſte zu ändern, warf er ſich in ſeine Sänfte und ließ ſich nach dem Palaſte von Whitehall tragen. Er fand ſeinen königlichen Freund ſehr gnädig; er erkundigte ſich nach dem Befinden des Malers, deſſen Ausſehen ihm Beſorgniß einflößte; als er aber ſeine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, ſondern ſeufzte tief, als wenn er ihre Veranlaſſung ſich gut zu deuten verſtände. Er befahl dem Maler, andern Tages ſich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der lieblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr

Bild anzufertigen. Stumm und in ſich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit ſchwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Geſellſchaft einiger Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem ſeiner ſtattlichen Schlöſſer, unter der Aufſicht von alten Muhmen und in Geſellſchaft einiger Geſpielinnen aufgewachſen. Jetzt, da der König wieder Witwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeſchreckt durch den Tod ſeiner Nichte Anna, auch Catharina in London erſcheinen und wollte den ſtolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich ſah Catharina, und die natürlichen Zauber, die ſie umgaben, vereint mit einer faſt idealen Schönheit, rührten ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, ſeine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünſtelter Herzlichkeit empfangen. Man freute ſich, den hochberühmten Meiſter kennen zu lernen, man ſtellte ſo naive Fragen über das Treffen, man erkundigte ſich genau nach der Kleidung, die erforderlich wäre, nach der Stellung, die man einnehmen müſſe, nach dem Ausdruck, den man ſich zu geben habe, um doch mindeſtens Etwas von einer Königin im Bilde zu zeigen, kurz, das Geſpräch wurde ſo mannichfaltig und heiter belebt, daß Holbein ſeinen Trübſinn zu vergeſſen anfing und die liebliche Erſcheinung ihre magiſche Wirkung auf ihn ohne Widerſtreben vollbringen ließ. Er ſah ſein Herz nach langer Zeit zum erſten Male wieder Gefühlen geöffnet,

die er für immer darin erstickt geglaubt. Er vergaß, daß er sich seiner künftigen Königin gegenüber befand; er wollte, er konnte nicht daran denken. Er überredete sich, irgend ein Engel werde sie schützen, Heinrich werde abstehen von seinem Verlangen nach ihrer Hand, denn daß diese ihr den Tod brächte, davon war er vollkommen überzeugt. Er schickte sich zur Arbeit an; Catharina Howard bildete mit ihren Freundinnen die reizendste Gruppe vor ihm; ein tändelndes Gespräch, holde Neckereien und naive Scherze belebten ihre Züge und Augen, und der Maler, versenkt in den Anblick dieser Reize, sich überlassend dem Zuge seiner Einbildungskraft, schwelgte in Glück und konnte sich überreden, dies Alles sei sein und er male seine Geliebte für sich; und die Liebe mischte die Farben, die Liebe führte seine Hand, und nach einigen Stunden erhob sich ein Bild von der Leinwand, das wie vom Hauche Amor's darauf entstanden zu sein schien. Den König hatte er in dieser ersten Sitzung nicht gesehen und er verließ dessen Geliebte mit einer gefährlichen Leidenschaft für sie im Herzen, die selbst seinen tiefen Kummer, seine Besorgniß, seine Ehrfurcht verbannte. Er spann sich einen Roman aus: der König, der reiche Herzog, Macht und Ehrgeiz, Alles verschwand, eine Flucht nach Italien mit der schönen Britin mußte möglich gemacht werden, dort wollte er sich dem Feinde Heinrich's, dem Papste, zu Füßen werfen und in seinem Schutze glücklich sein. — Es war ein beglückender Traum, ein wacher Schlaf, eine künstlerische Erhitzung, nichts weiter. Seine Einbildungskraft gefiel sich zuweilen darin, glückliche Länder, vollkommenere Menschen, reizende Verhältnisse zu träumen; er störte sie dann nicht in ihrer Arbeit, und dies war auch jetzt der Fall. Aber einen kühnen Plan auszuführen, dazu fehlte ihm alle Kraft, und

des Königs Vertrauen zu misbrauchen, wäre er vollends nicht im Stande geweſen. Nach und nach kam die Beſinnung wieder, mit ihr ſchwand die Leidenſchaft, und ein froſtiges Mitleid mit dem armen Opfer, eine tödtliche Angſt nahm in ſeiner Bruſt Platz, und er begann Zweifel zu hegen, ob es von ihm recht ſei, ſie zu malen; denn der finſtere Glaube regte ſich wieder in ihm, daß er damit dem Gegenſtande ſeiner Kunſt die Todesweihe ertheile.

Eines Morgens geſchah es, daß Holbein bei der Arbeit, von Schwermuth ergriffen, den Pinſel weglegte und, Catharina ſtumm betrachtend, daſaß. Sie in ihrer gewohnten Heiterkeit bemerkte ſcherzend, ſie werde bald einſchlafen, wenn das ſo fortgehe, und da in dieſem Augenblicke der Herzog, ihr Oheim, ins Zimmer trat, ſprang ſie auf ihn zu und deutete ſchäkernd auf den noch immer in ſeinen Gedanken verlornen Maler. Norfolk, obgleich von Achtung für den Liebling des Königs mehr erfüllt, als von der Werthſchäzung des Künſtlers durchdrungen, konnte eine leiſe Anwandlung von Unzufriedenheit nicht bemeiſtern, und nicht ohne Härte ſagte er: „Nun, Herr, wie es ſcheint, denkt Ihr an andere Dinge, als diejenigen, weshalb Euch Euer König und Herr zu ſeiner Braut, meiner erlauchten Nichte, geſandt hat.“ Dieſe wenigen Worte rüttelten Holbein aus ſeiner Niedergeſchlagenheit auf, er erhob ſich mit Heftigkeit und, vor Catharina auf das Knie ſtürzend, rief er: „Um des Himmels willen, Mylady, laßt mich das Bild vernichten, das ich zu malen begonnen! verlangt nicht, daß ich es vollende! flieht, flieht! —“ Catharina, die nicht wußte, was dieſe Reden bedeuteten, die ſelbſt von dem traurigen Schickſale ihrer Vorgängerinnen nie eine Kunde vernommen hatte, wendete ſich nicht wenig überraſcht zu ihrem Oheime, der, von Zorn glühend, dem Maler aufzu-

ſtehen befahl und ihn an ſeine Pflicht erinnerte. „Nein!“ rief Holbein, „ich erhebe mich nicht von dieſem Platze, bis Ihr mir verſprecht, die Stadt, den Hof zu verlaſſen und Euerem ſichern Verderben zu entrinnen. Ich aber will nie wieder den Pinſel berühren, nie den Kopf eines lebenden Geſchöpfes malen, damit es nicht den ſchrecklichſten Tod finde vor der Zeit. Glaubt mir, Mylady, Ihr werdet ſicher noch lange, lange leben!“ Der Herzog ſprach drohend davon, mit ſeiner Nichte das Gemach zu verlaſſen und Alles dem Könige zu melden, aber der Maler, der nicht mehr der Vernunft Gehör geben konnte, warf ſich den Fortgehenden verzweiflungsvoll in den Weg und rief: „Wolan, ſo vernichte ich ſelbſt das Werk des Teufels, um Euch zu retten, und keine Macht der Erde ſoll mich zwingen, Euern Kopf zu malen.“ — Der Herzog, der allen Bewegungen des Malers mit den Blicken folgte, hatte nicht ſobald bemerkt, daß dieſer ſich auf das Bildniß ſtürzen wollte, um es zu vernichten, als er, größer und ſtärker, hinzuſprang und ihn wegſchleuderte, indem er es hoch emporhob. Catharina, die nichts von Allem begriff, hielt den Maler für wahnſinnig und floh beſtürzt in eine Ecke des Gemachs; Holbein war wie leblos in einen Seſſel geſunken, der Herzog hatte das Bild wieder auf die Staffelei geſtellt und der Bewunderung mußte der Zorn weichen. Stille und Ruhe war auf dieſe lärmende Scene eingetreten; Norfolk unterbrach ſie. Er trat zu dem Maler und, ſeine Hand auf deſſen Schulter legend, ſagte er: „Wir ſind die alten Freunde wieder; der König beſitzt einen Schatz in Euch. Welche Grille kam Euch an? Seht nur, Ihr habt meine ſchöne Nichte ganz in Schrecken geſetzt. Doch dieſe Röthe, dieſer Ausdruck ihrer Augen ſcheint mir nicht übel; wollt Ihr Euch nicht wieder zur Arbeit anſchicken? Ich

erwarte den König selbst.“ — Holbein sah starr vor sich hin und blieb unbeweglich sitzen.

Ein Geräusch in den Vorzimmern wurde jetzt vernehmlich, die Thüren des Gemachs wurden aufgerissen, ein Diener eilte herein und meldete die Ankunft des Königs, der bald darauf in Person erschien. Er hatte sich geschmückt und war dem Bilde in dem Prachtanzuge ähnlich, das man noch heutzutage im Tower zu London sehen kann. Catharina's Verwirrung bemerkte der König sogleich, aber Norfolk, der schlaue Höfling, kam seiner Frage mit der Nachricht zuvor, daß den Maler ein plötzliches Uebelbefinden angewandelt habe, von dem er sich noch nicht erholen könne. Heinrich trat zum Bilde und wie er bald die Augen zu seiner Geliebten erhob, bald sie auf Holbein's Werk heftete, konnte man die vollkommenste Befriedigung in seinen Zügen lesen. „Nun, Holbein,“ sprach er zum Maler, „wie steht's um Euch? Leid sollte es mir sein, wenn Eure Schwäche Euch verhinderte, heute in meiner Gegenwart dem Bilde die Vollendung zu geben. Erhebt Euch, versucht es einmal; ich wollte wetten, ein Blick auf Eure Königin wird im Stande sein, Euern Nerven die verlorne Kraft auf das schnellste wiederzugeben.“

Bei dem ersten Worte, das der König gesprochen, war Holbein aus seiner Abspannung erwacht und, obgleich nicht vermögend aufzustehen, sprach er doch leise diese Worte: „Mein König und mein Herr! verlangt nicht, daß ich ans Werk gehe, es schwimmt vor meinem Blicke, ich sehe einen trüben, schillernden Schein, wie Blut, dort am Halse.“ — „Ihr seht —“ rief der König entsetzt, und der kalte Norfolk selbst erbebte. Nur Catharina hörte aufmerksam, doch nicht ergriffen von der Bedeutung dieser prophetischen Worte,

dem Gespräche zu. „Meine Hand zittert," fuhr Holbein fort, ich würde weder die Farben auf der Palette mischen können, noch hätte mein Pinsel die Kraft, sie gehörig zu vertreiben, und" — setzte er dumpf mit fast tonloser Stimme hinzu — „ich gedenke mit Schrecken an den dunkeln, schillernden Streif —" — „Halt!" unterbrach ihn der König, sein Auge rollte, und Norfolk meinte schon, die Blitze, die darin zuckten, würden sich zerschmetternd auf das Haupt des Künstlers entladen; aber trüber wurde der Blick und Thränen füllten Heinrich's großes Auge, seine Lippen stammelten süße Worte, er beugte sich über die hocherstaunte Catharina Howard und bedeckte ihre Hände mit Küssen und die herrlichsten Flechten des schönsten Haares, das in üppiger Fülle bis auf den Busen herabfiel. Holbein sah dies Alles und es überzeugte ihn, daß der König ihn verstanden habe; darum rannen auch seine Thränen über die tiefen Furchen, die der Gram auf seine Wangen eingegraben hatte. Dann stand er leise auf, nahm seine Geräthschaften zur Hand und unter heißen Thränen vollendete er das Bild, welches er so glänzend und selig begonnen und das nun auch die Weihe des Verhängnisses empfangen hatte.

Nach kurzer Lust ließ Heinrich auch dieses Weib aus seinen Umarmungen in die kalte Nacht des Kerkers hinabgleiten, und der erste Sonnenstrahl, welcher der unglücklichen Königin wieder in das Auge leuchtete, zündete keinen Trost, keine Hoffnung darin an, und spiegelte sich fast in demselben Momente in dem rothen Strome, der in kräftiger Fülle sich aus den jugendlichen Adern des schönen Torso ergoß.

Holbein beweinte dieses Schicksal mehr noch als die andern; denn Catharina Howard hatte er selbst geliebt. Sie

war die Schönste, und der gefährliche Leichtsinn, der sie umflatterte, verlieh ihr noch größern Reiz.

Dieser Fall zog eine lange Reihe von Unglücklichen auf das Blutgerüst. Jeder, der sich einer kleinen Gunst von ihr erfreut hatte, wem nur ihr holdes Auge gelächelt, mußte dafür mit seinem Blute der Rache des Königs genugthun. Der Mitwissenschaft ihrer Untreue beschuldigt, wurde die alte Herzogin von Norfolk, Catharina's Großmutter, in diese Greuel verwickelt, sowie ihr Oheim, Lord Howard, die Gräfin Bridgewater und Andere; ihre Freundin, Lady Rochefort, wurde enthauptet, desgleichen Derham und Colepeper, die sich des Königs Rechte bei seiner Gemahlin angemaßt haben sollten. An Holbein zog die Gefahr, wie immer, schonend vorüber. Heinrich glaubte seines Künstlers noch zu bedürfen. Als er jedoch zur sechsten Ehe schritt mit der Witwe Lord Latimer's, da ließ er die schon alternde Dame nicht mehr malen, und sie war es, die später durch ihre Klugheit dem Blutgerüste entging. Holbein malte nur noch Ein Bild, das jener Elisabeth, die mit so mancher Neigung ihres Vaters auch die ererbt hatte, die Majestät der Krone durch Schaffot und Henkerbeil befestigen zu wollen.

Heinrich des Achten Grausamkeit wuchs mit den Jahren und die Schlachtopfer drängten sich an dem Fuße des Schaffots. Holbein hatte nicht mehr Thränen für diese, als für seinen königlichen Beschützer, dessen Wildheit er aufrichtig beklagte, dessen Verirrungen er beweinte und zu dem er sich dennoch hingezogen fühlte, weil sein sanftes Gemüth sich mächtig zur Dankbarkeit neigte. — So wurden Beide alt und das Lebensende konnte nicht mehr fern sein.

Eines Abends, es war im Winter und die kalte Sonne nahm einen recht freundlichen Abschied, ging der König mit

seinem Maler durch den entlaubten Park. Ihre Unterhaltung war einsilbig. Es war kalt, und Beide, im werdenden Greisenalter, hüllten sich in ihre Pelze. Kein Diener war in der Nähe, sie schlugen abgelegene Pfade ein und verloren sich in ein Gehege, das im Sommer reizend war, mit Bosketen, Wasserkünsten, üppigen Lauben und geheimnißvollen Schattengängen rings erfüllt, ganz gemacht zu stillen Freuden. Den kranken König wandelten alte Erinnerungen an und Schmerzen zogen ihm durch die Brust. Jetzt war Alles entlaubt, keine Blüthe prangte am Strauche, die springenden Wasser hatte der Winter in den Röhren gefesselt, nichts lebte, und auch der kranke Greis konnte nun mit aller Macht dem Schicksal eben so wenig entrinnen, das er selbst über so Viele verhängt hatte, als er diesem Garten Leben und Maienwonne zu geben im Stande war. Heinrich dachte der Vergangenheit; plötzlich blieb er stehen. „Schön war sie, diese Catharina!" sagte er dumpf vor sich hin. Sein Begleiter fuhr zusammen; dann aber sprach er mit Wehmuth: „Ein Engel war sie und die Andern nicht minder." Eine lange Pause entstand. Heinrich blickte in ein trockenes Marmorbassin, der Maler auf ihn, dann sagte er wieder: „Und schön waren sie Alle — Alle!" Der König bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und wandte sich ab. „Und welche bedauerst Du am meisten?" Holbein seufzte tief und antwortete nicht.

Acht Tage darauf starb der König. Sein Tod schenkte dem Herzoge vom Norfolk das Leben, der an jenem Tage hätte hingerichtet werden sollen und nun von der neuen Regierung begnadigt wurde. Ganz London trauerte um Heinrich den Achten; die aufrichtigsten Thränen zollte ihm Holbein, der nun allein stand und im Alter seine einzige Stütze verloren hatte.

Gebeugt von Jahren, und mehr noch von Kummer, zog er sich immer finsterer von aller Welt zurück und lebte in trostloser Abgeschiedenheit. Er überdachte sein ganzes Leben, das ihm wie ein Traum vorübergeschwunden war, und sein Sterben trat ihm nun vor die Augen. Allein zu sterben, keinen Freund, keinen Verwandten um sich zu sehen, ein verzweiflungsvoller Gedanke! Er forschte emsig, was ihm denn dafür die Tage seines Glücks gebracht hatten, für die er dieses elende Alter eingetauscht, und er schauderte. Er wog seine heitern Tage, die Tage voll Kummer, Sorge und Qual, und er fand, daß er Erasmus keinen Dank schuldig sei für den Dienst, den er ihm in seiner Jugend erzeigt. Ruhm und Reichthum hätte er überall finden müssen, und darum war er nun unter diesen trüben Himmel geflohen, hatte sich den Launen des Ungefährs preisgegeben und war seit so vielen Jahren dazu verdammt gewesen, an der Seite eines Tyrannen zu wandeln, seine herrlichen Gaben in seinem Dienste zu verschwenden, für ihn schöne Weiber zu malen, Köpfe von Schönheit und Anmuth strahlend, um sie nachher dem schimpflichsten und schrecklichsten Tode preisgegeben zu sehen; mit zerrissenen Herzen langsam verblutend, hatte er so sein Leben hingebracht. Ist das ein Loos, wie es der Künstler sich wünscht und ausmalt in der Jugend? Ein heiterer Himmel, Freude, Lust, Zufriedenheit, das soll ihn umgeben auf seiner Bahn, nicht Nebel und Dampf einer großen Stadt, nicht der blendende Glanz des Thrones, nicht Blutströme und religiöse Kämpfe. Da kam es wie Heimweh über ihn; er dachte an die Schweiz, an ihre blauen Berge, an den grünen Rhein, an die alterthümliche, heitere, friedliche Stadt, an seine Schildereien auf der Außenseite der Häuser, an seine eigene Wohnung, an seine Frau. Wie friedlich und ruhig

erschien ihm seine Jugend gegen seine spätern Jahre. Wäre er bei seiner Frau geblieben, so würde sie ihm Kinder geboren haben, und nun mußte er allein und in der Fremde sterben, und Niemand war bei ihm, um seine gebrochenen Augen zuzudrücken. Ach, sein kleines Haus in Basel erschien ihm jetzt so ruhig und heiter!

Noch viele Winter verlebte er in solchen Kümmernissen und Zweifeln; sein Haar war ganz gebleicht und seiner Augen Licht schwach geworden. Er sah nicht mehr, was er einst geschaffen hatte, und seine Trösterin und Pflegerin war nun allein die treue deutsche Magd, die mit ihm das weite Haus bewohnte. Seine Dienerschaft hatte er nach und nach verabschiedet.

Mit sorgfältiger Pflege bedachte den alten Mann Maria, die arme Waise, die er in Tagen des Glücks aufgenommen hatte. „Sieh," sagte er einst zu ihr, „ich besitze ein großes Vermögen, einen Schatz an Bildern und bin ein reicher Mann; wenn ich einst todt sein werde, wer soll das erben? Ich habe Niemand — Niemand auf der weiten Welt als Dich. — Mein Tod ist nahe, das fühl' ich." — „Sprecht nicht so, mein werther Herr," erwiderte darauf das Mädchen. „Was sollte ich mit dem Reichthum wol anfangen? Ich hab' ihn mein ganzes Leben entbehrt. Und in Wahrheit, Ihr seid noch rüstig und nicht so alt, um ans Sterben zu denken. Ich will Euch schon pflegen, daß Ihr mir nicht so bald sterben sollt." — „Gutes Kind," sprach der Maler, „wenn ich nun aber einst todt sein werde, dann kehrst Du heim zu Deinen Landsleuten und bringst englisches Gold mit und kannst in Basel den reichsten und schönsten Mann freien." — „Ach!" seufzte Maria, „die Meinen sind seither alle gestorben, ich bin ganz fremd dort geworden, ich werde nie mehr in meine Heimat

zurückkehren." — „Und was wirst Du denn beginnen?" fragte Holbein. — „Hier in England bleiben, Euch bis ins spätste Alter pflegen und dann —" hier brach sie plötzlich ab. „Und dann?" wiederholte er fragend. „Wenn ich Euch überlebe, auf Eurem Grabe beten," setzte sie mit thränenerstickter Stimme hinzu. „Fromme Seele!" sprach er und ergriff ihre Hand. „Warum verließ ich die Heimat! Solche Rede, so wohlthuend und lind wie Balsam, entbehrte ich mein ganzes Leben. Und noch anders würde sie wirken, käme sie aus dem Munde des Kindes —" — „Betrachtet mich wie Euer Kind!" rief Maria; „aber nicht, indem Ihr mir Euer Hab' und Gut verschreibt, sondern weil Ihr mir all' Eure Liebe schenket! O mein Vater! ich will Euch ja lieben, wie das Kind, das Euch —" Sie unterbrach sich plötzlich. „Du sprichst nicht aus?" fragte er sanft, „das Euch Euer Weib gebar — wolltest Du sagen. Sie hat mir keines geboren, zum Glücke; denn nie wäre es sanft und fromm geworden, wie Du. Geerbt hätte es von der Mutter jene Eigenschaften des Herzens, die mich peinigten und mich so elend gemacht haben. Komm, Maria, sei Du meine Stütze, mein Trost, meine Pflegerin! Ich würde jetzt die Arme nicht so zuversichtlich der Tochter entgegenstrecken, der Fremden, Kalten, die von der Mutter erzogen, mit all ihren Fehlern ausgestattet, zu mir käme. Nein! Du bist mir lieber, willkommener! Drum sei nur getrost, meine Liebe soll Dir nichts rauben, mein Weib ist gestorben, und kein Kind blüht mir auf der Erde." — „Ich bleibe Eure getreue Magd," sagte gerührt das Mädchen und küßte ihm die Hand. Aehnliche Gespräche hatten sie oft.

Mehr und mehr gewöhnte sich Holbein daran, in Maria seine Tochter zu sehen, und pries sich glücklich, daß der

Himmel am Ziel seiner Tage ihm noch dieses Zeichen seiner Gnade gesandt hatte. Maria war die Liebe, Frömmigkeit und Geduld selbst. Alles, was sie für den alten, traurigen Mann thun konnte, brachte ihr sichtbare Freude und schwächte den tiefen Schatten ihrer Stirne, den ein geheimer Gram darauf geworfen, wenn es ihn auch gleich nicht ganz verscheuchen konnte.

So war das erschütternd bewegte Drama, zu dem sich Holbein's Leben gestaltet hatte, zum stillen Familiengemälde geworden, und von allen großen und glänzenden Erscheinungen darin waren nur zwei nicht ganz beglückte Personen auf der Scene geblieben.

Ein grausenerregendes Gerücht verbreitete sich eines Morgens durch die Stadt. Die Pest war ausgebrochen. Man wollte es nicht glauben, man lief zusammen, man forschte; aber die Ueberzeugung blieb nicht lange aus. Auf allen Straßen fielen Menschen nieder; hier wurden Häuser vernagelt, deren Bewohner von der Pest sämmtlich befallen worden waren, dort zogen, jeder Vorsicht zum Trotze, Banden umher, welche den Nachlaß der Gestorbenen plünderten und so den Keim des schrecklichen Todes nicht nur auf sich, sondern auf alle Uebrigen fortpflanzten. Alles floh, was fliehen konnte, um den ungesunden Dunstkreis der Hauptstadt mit einer zuträglichern Luft zu vertauschen. London zeigte das Bild der Zerstörung und Verwirrung: ein Lustlager des Todes, ein großes Leichenfeld, das von Minute zu Minute an gräßlicher Bevölkerung zunahm. Holbein, schwach und hinfällig, verließ an Maria's Hand sein großes Haus, um in einer fernen Vorstadt, die auf einer kleinen Anhöhe lag und deshalb für gesünder gehalten wurde, sein Leben zu sichern. Das Mädchen, das für alle Bedürfnisse sorgte und daher mit andern Leuten in

beständiger Berührung blieb, erkrankte plötzlich. Kein Zweifel blieb, daß die Pest sie ergriffen hatte. Sie bat, Holbein möchte sich von ihr entfernt halten, wie es die Vorsicht wollte; allein er gab nur seiner Liebe für die Leidende Gehör und linderte ihre Schmerzen durch kühlende Getränke und wachte an ihrem Lager.

„Und muß ich Dich verlieren, mein geliebtes Kind,“ rief er jammernd aus, „was soll ich dann noch auf der Welt?“, — „Liebt Ihr mich wie Euer Kind, Eure Tochter?“ hauchte sie schwach. „Nicht anders,“ sagte er. „Und würdet Ihr mich so lieben, wenn ich Eure Tochter wirklich wäre, die Euch Maria, Eure Gattin, geboren?“ — „Ich liebe Dich mehr, denn nie würde Deine Engelsgüte Maria's Kind in seinem Busen bergen,“ sprach der unglückliche Greis. „Nun denn, Vater — so vernehmt — ich bin Eure Tochter wirklich, die Eure Gattin Maria, meine Mutter, nach Eurer Entfernung zur Welt brachte. Hier, seht den Kirchenschein, der vor vierzig Jahren bei meiner Geburt ausgestellt wurde; so lang ist es her, daß Ihr aus Basel floht.“ Bei diesen Worten übergab sie ihrem Vater ein vergelbtes Papier. „Und warum sagst Du mir erst jetzt dies Alles?“ fragte er. „Wie hätte ich mir das Herz fassen können und sprechen: ich bin Eure Tochter!“ erwiderte sie, „da mir in später Zeit Alles gesagt worden war, was sich auf Eure Entfernung bezog, warum Ihr Euer Haus verlassen hattet. Ich wollte meinen Vater sehen, um ihn sein, und das ist mir zu Theil worden. Jetzt gehe ich voran, zur Mutter, um ihr zu sagen, daß Ihr ihrer nicht mehr in Haß gedenkt.“ — „Ach, meine Tochter! ich beklage meine Verblendung, die mich um das Glück meines Lebens brachte und mich in eitlem Hochmuthe einem Phantome nachjagen ließ. Nun ist Alles zu Ende! gehe voran, Maria, ich folge Dir

bald!" — „Bald —" flüsterte es, wie ein geisterhaftes Echo aus ihrer Brust, und sie lag eine starre Leiche vor ihm.

Da saß nun der größte Maler seiner Zeit, der mächtige Günstling eines Königs, der gesuchteste Mann in der Hauptstadt der Welt, trauernd bei den Trümmern seines Glücks, in einer kleinen Hütte der Vorstadt; er, dessen Auge sich erging, die herrlichsten Formen, die blühendste Schönheit in sich zu saugen, heftete nun die brennenden Blicke auf einen häßlichen, verunstalteten Leichnam, der sein Alles war, sein Glück, sein Reichthum.

Und bang und immer bänger ward es ihm; der glühende Hauch der Pest wehte ihn an, er konnte Maria nicht lange überleben. Wie er gestorben? wer weiß es? Holbein, der größte Maler seiner Zeit, starb in London, verlassen, und kein theilnehmendes Wesen weinte um ihn. Auch Tizian starb an der Pest; aber das stolze Venedig hüllte sich um ihn in eine prachtvolle Trauer.

Nachts traten beim Scheine einer düstern Laterne zwei Menschen in die Hütte, sahen sich rings um, luden die beiden Leichen auf und warfen sie in die große Grube des Pestleichenackers, zu den übrigen Tausenden. Niemand weiß, wo die Gebeine Holbein's ruhen; später eifrige Verehrer seiner Kunst konnten kein Mausoleum darüber errichten; die Museen aller Länder schmücken seine Werke.

Der alte Mellinger und seine Söhne.

1.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lebte in einem Städtchen Schlesiens ein ziemlich bejahrter träger Mann, der, genügsam mit dem Wenigen, was er besaß, auskam, und weder Lust hatte, seine Bedürfnisse zu vermehren, noch zu ihrer Befriedigung sich anzustrengen. In seiner Jugend soll er ein Handwerk gelernt haben, allein nur mit Widerwillen hatte er es ausgeübt, und nachdem der Zufall ihm eine kleine Erbschaft zugewiesen, hing er sogleich das Geschäft an den Nagel und that nichts mehr.

Sein Tag bestand immer aus derselben Einförmigkeit. Er stand spät auf, schlenderte durch die Gassen des Orts, blieb vor der Thüre dieses oder jenes Nachbarn stehen, hörte theilnahmlos zu, wenn Andere sich ereiferten, sprach selten mit; und ging Mittags nach Hause, um seine magere Suppe zu essen. Wenn er Nachmittags geschlafen hatte, so wurde wieder ein Gang versucht, etwa um das Städtchen oder zu einem Bekannten; dann ging er früh schlafen, um am andern Tage wieder spät aufzustehen. Sein Wahlspruch war: Wer nur den lieben Gott läßt walten! und hiernach betrug er sich redlich; man kann durchaus nicht

behaupten, daß er seinem Schicksal vorgreifen wollte und dem Schöpfer ins Handwerk pfuschte.

Dieser Mann hatte auf das Zureden seiner Freunde ein Weib genommen; allein man kann sich leicht denken, daß die Ehe keine glückliche wurde. Nachdem sie ein paar Jahre gedauert und zwei Knaben aus ihr hervorgegangen waren, löste sie sich auf die einfachste Weise von selbst dadurch, daß die Frau ihren Mann verließ und zu den Eltern zurückkehrte. Niemand gab ihr Unrecht; denn wie hätte eine Frau bei diesem Manne wol aushalten können?

Bei der gerichtlichen Scheidung, die nun folgte, bekam den ältern Sohn auf ihr ausdrückliches Verlangen die Mutter; den jüngern behielt der Vater, oder vielmehr er wurde ihm gelassen, da er nicht das Geringste bei der Sache that und eben so wenig einen Wunsch ausdrückte. Die Mutter hingegen verlangte deshalb den ältesten Knaben, weil er ihr Ebenbild war, ein sanftes, blondes Kind; bescheiden in seinen Spielen, artig in Allem, was er that. Der jüngere hingegen, ein schwarzer Strobelkopf, wild und ungezogen, versprach den Eltern keine besondere Freude zu machen. War nun aber der ältere schon von Natur begünstigt, so brachte ihn sein guter Stern auch noch in das Haus der Großeltern, wo ihm eine sorgsame Erziehung zu Theil wurde; sein armer jüngerer Bruder aber blieb in der ärmlichen Umgebung seines Vaterhauses, im eigentlichen Sinne sich selbst und seinen Neigungen überlassen, mochten ihn diese nun zum Guten oder zum Bösen lenken.

Der Charakter der beiden Brüder wurde immer entschiedener von einander abweichend, je älter sie wurden. Einige Mal im Jahre traf es sich, daß Robert, so hieß der jüngere, einen Besuch bei den Großeltern abstattete. Man war dann in ihrem Hause stets auf etwas Unangenehmes gefaßt,

und die Folge war, daß der kleine Gast keine besonders zuvorkommende Aufnahme fand. Er selbst gefiel sich auch nicht darin, ein unnatürliches steifes Wesen anzunehmen und einer strengen Aufsicht sich dabei unterworfen zu sehen. Zu Hause genoß er einer Freiheit, wie der Vogel in der Luft; sein Vater legte ihm bei allen seinen Unternehmungen nichts in den Weg, und da er von Herzen gut war, und zwar muthwillige, oft sogar kühne Streiche in Menge, doch niemals einen schlimmen verübte, so war er überall beliebt, und nur von alten Mütterchen hörte man wol dann und wann einen frommen Stoßseufzer: „Ach, wenn der wackere Junge doch nur besser erzogen würde; aus dem könnte etwas Rechtes werden!"

Robert hatte einst wieder Mutter und Bruder beim Großvater besucht. Es war zur Zeit des heiligen Weihnachtsfestes, wo auch er eine Bescheerung erhalten sollte. Der nunmehr zwölfjährige Knabe lief allein den weiten Weg durch Wald und Feld bei harter Kälte und Schneegestöber. Er fürchtete sich nicht, und sein Vater hätte niemals daran gedacht, ihm eine andere Gelegenheit, die ihm Schutz und Bequemlichkeit verschafft hätte, zu besorgen.

Auf halbem Wege, hart an einer Waldecke, wo ihm die vordersten Bäume gehörigen Schutz verliehen, setzte er sich hin, um ermüdet, wie er war, ein wenig auszuruhen. An wärmende Kleidung war bei ihm nicht zu denken. Er trug im Sommer wie im Winter dasselbe leinene Jäckchen; dabei offenen Hals und bloßen Kopf. Die gütige Natur hatte zwar dafür ihn nach Kräften mit guten Schutzmitteln versehen. Er war blühend und kräftig. Ein sehr starker, großgelockter Haarwuchs von dunkelbrauner Farbe bedeckte seinen Kopf, und ein feuriges, kerngesundes Blut durchströmte seinen beweglichen Körper und verlieh ihm die

ausgezeichnetste Spannkraft; dennoch aber saß er jetzt da auf dem Steine am Waldrande und seine herrlichen Zähne klapperten vor Frost aneinander.

Ein wonniges Gefühl von Schlummer kam über ihn; er konnte und wollte sich dessen nicht erwehren und hatte bereits die Augen geschlossen, als ihn ein kräftiger Ruck in die Höhe riß.

„Zum Henker, Bursche, was ist das? Willst Du wol auf den Beinen stehen und laufen? Du warst ja schon mit einem Fuß in der Ewigkeit, Hallunke!"

„So donnerte ein rauher Baß über ihn hinweg, und als Robert erschreckt die Augen öffnete, da erblickte er einen Mann vor sich von hoher Statur und braunem Gesicht, das zur Hälfte mit wildem Barthaar bewachsen war, in der Tracht eines Jägers und die Flinte auf dem Rücken.

Robert zitterte an allen Gliedern; doch gewiß nicht aus Furcht, die er nicht kannte, sondern vor Kälte, die sein warmes, jugendliches Blut fast erstarrte. Er war wirklich dem Erfrieren nahe gewesen und nur der dazu gekommene fremde Jägersmann hattte ihn dem gewissen Tode entrissen.

„Wo kommst Du her, mein Bürschchen, und wo willst Du hin?" sprach jetzt freundlicher der Mann, und als er hörte, daß Robert in das nächste Dorf zu seinem Großvater wollte, so entschloß er sich, ihn dahin zu begleiten.

„Jetzt, da ich bei Dir bleibe, Bürschchen, kannst Du es wagen und eine kleine Stärkung zu Dir nehmen," sprach der Fremde wieder, indem er seine Waidtasche öffnete und ein Fläschchen daraus hervornahm. Er zog den Pfropfen mit den Zähnen heraus und ließ etwas vom Inhalte dem Knaben in den Mund laufen.

„Schmeckt's?" brummte er ihm freundlich zu.

„'S brennt," war die Antwort.

Lächelnd nahm der Jäger den Pfropfen aus dem Munde, strich sich die langen Haare des Schnurrbartes nach beiden Seiten zurecht und that jetzt selbst einen tüchtigen Schluck. Hierauf steckte er die Flasche in den Waidsack, warf diesen auf den Rücken, lehnte den einen Arm behaglich in den Riemen der Flinte, ergriff mit dem andern den Knaben bei der Hand und, mit dem Ausruf: „Marsch vorwärts!" trabten sie durch den frischfallenden Schnee weiter.

Unterwegs mußte Robert seinem wild aussehenden, aber in der That sehr freundlichen Begleiter von seinen Umständen und Verhältnissen erzählen. Dieser schüttelte manchmal bedenklich den Kopf, blickte, wie scharf beobachtend, auf den frischen Jungen und sprach dann heiter: „Ein Jägersmann solltest Du werden! Hättest Du wol Lust dazu?"

„I das möcht' ich wol," sagte Robert. „Im Walde muß es gar hübsch sein, besonders im Sommer, und schießen — ja schießen kann ich wol auch!"

„Bist ein prächtiger Kerl!" sprach der Jägersmann wieder, und nun unterhielt er ihn ganz anmuthig über das Waldleben und würzte seine Unterhaltung mit allerhand lustigen Jagdgeschichten, die dem Knaben eine große Freude erregten. So waren sie an das Dorf gekommen, wo Roberts Großeltern wohnten. Sein Begleiter nahm vor dem Dorfe Abschied von ihm, und der Knabe, der ihn recht lieb gewonnen hatte, blieb noch lange stehen und sah ihm nach, wie er so langsam und vornehm seinem Waldreviere zuschritt.

„Solch' ein Jägersmann ist doch ein gar stattlicher Mensch," sprach Robert vor sich hin. „Es wär' mir noch das Allerliebste, bei meinem neuen Freunde immer im Walde leben zu können. Je nun, ich will nächstens einmal

zu ihm hinlaufen und sehen, wie er wohnt, und welch ein Leben er führt" —

Da fiel es ihm mit Centnerlast auf die Seele, daß der Jäger ihm seine Wohnung nicht angezeigt und er selbst auch nicht einmal darnach gefragt hatte. Er wurde ganz schwermüthig darüber; sein Schritt wurde langsamer, je näher er dem Hause seines Großvaters kam, und er konnte sich eines alten Liedleins nicht erwehren, das er manchmal hatte singen hören. Es klang so kräftig und doch so heimsüchtig und wehmüthig dabei, und lautete:

„Der Jägersmann aus Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her,
So wie es ihm gefallt.
Ju, juhe!
Gar lustig ist die Jägerei,
Gar lustig wollen wir jagen,
Allhier auf grüner Haid!"

So trällernd ging er fast mit Widerwillen vorwärts; immer zog's ihn nach dem Wald zurück; oft blieb er stehen und blickte dann sehnsüchtig hinüber nach dem schwarzen Streif, der sich immer tiefer in Nebel verhüllte; endlich trat er über des Großvaters Schwelle, wo ihn doch Mutter und Bruder erwarteten; aber selbst diese wieder zu sehen — es freute ihn nicht.

2.

Robert's Großvater, der seit langen Jahren einen Kramladen in seinem Wohnorte führte, hatte nach und nach durch Sparsamkeit und Ordnungsliebe mit diesem Erwerb

im Kleinen sich ein ganz anständiges und im Verhältniß zu seiner Umgebung sogar ansehnliches Vermögen erworben. In seinem Hause herrschte Ordnungsliebe, Thätigkeitstrieb; ein Jeder machte sich etwas zu schaffen und für Niemand mangelte die Gelegenheit hiezu. Alle waren gute Christen, die fleißig beteten, in die Kirche gingen und Nichts unternahmen, was ihnen eine Rüge oder Bestrafung hätte zuziehen können. Sie gaben dem Himmel, was des Himmels ist, und der Obrigkeit, was dieser gebührt. Der Alte war nicht nur ein angesehener Mann, sondern auch von allen Leuten ein wohl angesehener. Gingen die ärmern Einwohner des Ortes vorüber, so grüßten sie ehrerbietig in die Fenster, oder wenn einer von der Familie unter der Thüre stand, obgleich Niemand so eigentlich wußte weshalb, denn keiner hatte sich irgend einer Wohlthat, irgend einer freundschaftlichen Theilnahme aus diesem Hause zu erfreuen gefragt. Führte den Amtmann oder Richter der Weg vorbei, so grüßten sie mit Herablassung und Freundlichkeit; der Pfarrer sprach aber wol ein, um die christliche Familie mit Salbung zu begrüßen, und selbst der Schulmeister ging nie an dem Hause vorüber, ohne an das Fenster zu klopfen und freundlichen Gruß zu bieten, wofür ihm dann gewöhnlich ein Gläschen Magenstärkung aus dem Laden verabreicht zu werden pflegte.

Es kann nicht befremden, daß eine so wohl geregelte anständige Haushaltung an andern Manches zu tadeln fand und unter sich selbst solche Mittheilungen verbreitete, um sich an dem bösen Beispiel zu stählen, wol auch im Gefühl der eigenen Vorzüglichkeit einen gerechten Thriumph zu feiern.

Ein Gast wie Robert konnte hier nicht willkommen sein. Selbst Mutter und Bruder wandten sich mit Ab-

neigung von ihm weg, und die Uebrigen fühlten nur Schadenfreude, wenn sie das Wesen des fremden Knaben mit der ehrbaren Züchtigkeit ihres Wohlerzogenen vergleichen konnten. Der Anstand verlangte indeß, daß mindestens zwei Mal im Jahre der Sohn seine Mutter besuchte, und dieses war zu Weihnachten und Ostern. Beide Theile waren jedoch innigst erfreut, wenn das Wiedersehen genossen war.

Robert hütete sich wol, von der Begegnung mit dem alten Waidmann zu sprechen. Eine gewisse Scheu hielt ihn davon zurück, und dann sagte ihm auch sein natürlicher Verstand: wenn der Jäger hier hätte genannt sein wollen, so wäre er wol mit ins Dorf bis vor die Thür gegangen. Er mag wol seinen Grund dazu gehabt haben, vor dem Dorfe von mir Abschied zu nehmen.

Nach der ersten Begrüßung folgte eine große Schaale Milch-Kaffee mit Zwieback, die Robert ganz wider seinen Willen austrinken mußte. Er war daran nicht gewöhnt und hätte ein Glas Bier oder Wein, das er manchmal von seinem Vater erhielt, viel lieber gemocht.

„Das bekommst du zu Hause wol nicht?" fragte die Tante.

„Was? nicht einmal Kaffee?" kreischte Gottliebchen, sein Bruder, mit einer feinen Stimme.

„Ich mag ihn auch nicht," sagte Robert barsch.

„Leckermaul! Du willst wol immer Chokolade trinken?" kreischte Gottliebchen wieder.

„Das kenn' ich gar nicht einmal," versetzte Robert.

„Ach, Mutter, er weiß nicht einmal, was Chokolade ist. Erlaubst du wol, Großpapa, daß ich ihm aus dem Laden ein Täfelchen holen darf?"

Und fort sprang er, ohne die Erlaubniß abzuwarten,

und war bald wieder mit einer Tafel zurück, von der er, das größere Stück für sich behaltend, dem Bruder einen Bissen zukommen ließ.

„Das schmeckt mir auch nicht," sagte dieser, und spuckte einen großen schwarzen Fleck ins Zimmer, der unter lauten Klagen von allen Seiten sogleich wieder weggewischt wurde.

„Aus dem Jungen wird nun und nimmermehr etwas," sagte verdrießlich der Großvater, und schob die Mütze auf's rechte Ohr.

„Ach Gott!" seufzte die Mutter," und er ist ja doch mein Sohn, so gut wie der andere. Aber das muß ich sagen, Gottliebchen steht meinem Herzen näher."

Am andern Vormittage, nach der Kirche, hatte sich ein heller Sonnenschein recht feiertägig auf die Winterlandschaft gelagert und die Ofenwärme brachte in Robert's Innern eine seltsame Gährung hervor. Wie junger Wein, der sein Gebinde zu sprengen droht, so ließ es ihm keine Ruhe in dem Stübchen, und er mußte hinaus in den Hof hinter dem Hause, um zu sehen, ob er nicht irgend einen gleichgesinnten Kameraden träfe. Er fand Niemand. Schnell war er darüber her, sich einen Schneemann zu formen, ungeheuerlich und grotesk, mit langer Nase und großen Augen, die er durch zwei schwarze Kiesel hervorbrachte. Gottliebchen war im sonntägigen Staate, angethan mit dem zeisiggrünen Pelzchen und der rothen Zipfelmütze auf dem Kopf, unter die Thüre getreten und hatte das Treiben seines Bruders mit angesehen. Endlich, wie der Mann fertig dastand, ging er näher und sprach altklug mit seinem heiser kreischenden Stimmchen: „He, he, was treibst Du da für Schwänke, Bruder Robert? die Hände müssen Dir ja erfrieren und Du wirst den Schnupfen davon kriegen."

„O nicht doch," entgegnete Robert," der Schnee macht warm, versuch's nur einmal. Das Spiel ist nur erst halb gethan. Jetzt spiele Du mit. Wir wollen den Schneemann bombardiren. Laß' uns Schneeballen machen und nach ihm werfen. Da wollen wir sehen, wer ihn zuerst niederkriegt."

„Das ist nichts für mich, ich habe neue Fäustlinge an und die würde ich beschmuzen," sagte Gottliebchen.

„Ach, was, zieh' sie aus!" schrie Robert, und ihn bei der Hand packend, machte er Anstalten, ihm die Fäustlinge abzuziehen.

Aber Gottliebchen riß sich los und lief kreischend dem Hause zu. Spottend rief Robert ihm nach: „Wart nur, Du Hasenfuß!" und schnell einen Schneeballen aufraffend, schleudert er ihn mit kräftiger Hand dem Bruder nach, der in demselben Augenblick mit einem Schrei zu Boden sank.

Der unglückliche Zufall hatte in der Eile Robert nicht bemerken lassen, daß er mit dem Schnee einen kleinen spitzigen Kiesel ergriffen hatte, der den Bruder am Kopfe unweit von der Schläfe erreichte. Schreiend und um Hülfe rufend kniete der unglückliche Robert bei seinem Bruder, dessen Blut den Schnee röthete und den er getödtet zu haben vermeinte. Und als Gottlieb unter lautem Jammern ins Haus getragen wurde, dachte Niemand mehr seines armen Bruders, der bis zum hereindämmernden Abende, vergessen und verlassen, weinend an der blutigen Stelle geblieben war.

3.

Nach diesem traurigen Weihnachten durfte Robert keine Besuche mehr im Hause des Großvaters machen. Er sah weder Mutter noch Bruder wieder, und nun erst bekam er ein reges Verlangen nach ihnen; nun erst fühlte er, daß trotz der Verschiedenheit ihrer Neigungen und Gewohnheiten ein unsichtbarer Faden sie miteinander verband. Es war jedoch nicht mehr zu ändern. Seinen heitern Sinn trübte es ihm übrigens nicht. Zum Kopfhängen, Schmachten und Sehnsüchteln war einmal der Stoff, aus dem er geschaffen, zu derb und kerngesund, zum Flehen und Nachgeben zu spröde. Er betrauerte den Vorfall aufrichtig, als er aber spät am Abend in das Haus des Großvaters treten wollte und man ihm mit rauhen Worten die Thüre verschloß, da begnügte er sich damit, was ein mitleidiger Knecht, der vom Bette des Verwundeten kam, ihm über den Zustand desselben sagen konnte, und sich und seinen Bruder den Himmel empfehlend, trat er getrost den Heimweg an.

Die Kälte hatte nachgelassen und aufgeregt, wie er war, dachte er nicht daran, zu schlafen, sondern trabte frisch und munter seines Weges. Als er an die Waldecke kam, da gedachte er des Waidmanns, der ihn damals so freundlich begleitet hatte, und dessen Erscheinung ihm auch jetzt willkommen gewesen wäre. Allein so sehr er auch umherspähte, er war weder weit noch breit zu entdecken. Es wäre ja auch sonderbar gewesen, wenn der Mann zur Nachtzeit gerade jetzt hier hätte vorübergehen sollen.

Die Gleichgültigkeit von Robert's Vater bemerkte es kaum, ihn so plötzlich am andern Morgen wieder zu sehen, und als Robert sein Herz vor ihm ausschütten wollte, so hörte er ihn mit halbem Ohre an, ohne irgend eine Be-

merkung hinzuzufügen. Dies war seine Art, die sich in keinem Lebensverhältnisse, bei keinem noch so wichtigen Ereignisse verleugnete.

Es waren nunmehr in dieser Einförmigkeit wieder einige Jahre verstrichen, und Robert wurde stets schöner und stärker. Die Schule hatte er jedoch nie besucht; was er an Mutterwitz besaß, flatterte frei umher, ohne an bestimmten Gegenständen zu haften. Er war ein ächtes Naturkind, ungebildet, aber auch unverdorben. Er selbst dachte über seine Zukunft nicht nach. Er war von Jugend auf an ein kümmerliches Leben gewöhnt, das keine Bedürfnisse kennt, und nur darauf gerichtet ist, das Allernothwendigste zum Bestehen zu haben; dies glaubte er — und nicht ohne Grund — durch seine gesunden Arme sich leicht verschaffen zu können. So lange jedoch sein Vater lebte, wollte er nicht Fremden als Knecht dienen. Ein ihm angeborener Stolz hielt ihn davon ab. Manchmal dachte er wol an den Wald und an die edle Jägerei; dann kam ihm immer das alte Liedchen: „Von dem Jägersmann aus Churpfalz" in den Sinn; und sein schwarzer Begleiter von jenem heiligen Abende, da er zu Großvaters ging, stand dann immer wieder freundlich vor ihm. Er hatte aber schon längst alle Hoffnung aufgegeben, den wackern Biedermann jemals wieder zu sehen, und meinte, er müsse wol seitdem gestorben sein, oder er sei vielleicht auf Besuch im Lande gewesen und nun wieder in seine Heimath zurückgekehrt.

Man denke sich nun aber Robert's freudiges Erstaunen, als er eines Tages, vor der Thüre stehend, neben der läßig hinschlendernden Gestalt seines Vaters den straffen Schritt eines hohen Mannes erblickte, in dem ihm etwas Aehnliches mit seiner Erscheinung an der Waldecke auffiel. Er hielt sich nicht zurück, sondern lief den Kommenden entgegen.

Es war keine Täuschung. Er stand vor dem wackern Waidmann, der ganz derselbe, nur ein wenig älter geworden war. Seine buschigen schwarzen Haare hatten sich stellenweis mit Silber durchzogen, die Haut war gelber geworden, aber die Augen blickten noch ebenso scharf und freundlich auf Robert, ohne dabei den Blick so senken zu dürfen, da der Bursche um ein Bedeutendes größer geworden war und fast die Höhe des alten Waidmanns erreicht hatte.

Sie schüttelten sich derb die Hand, dann schritten sie der Wohnung Mellinger's zu.

„Ich habe deinem Vater einen Vorschlag gemacht, Robert," sprach der Fremde im Gehen. „Ihm ist er genehm, und ist er auch dir recht, so soll's mich freuen."

Dem jungen Menschen schlug das Herz bis zum Halse hinauf. Er zweifelte fast nicht mehr, was dies wol für ein Vorschlag sein könne, und wünschte doch auch zu vernehmen, daß er sich nicht täusche. So waren sie in das Haus und in die Stube getreten.

„Setzen Sie sich, mein Herr Förster," sagte der alte Mellinger zu seinem Gaste, indem er ihm einen Stuhl zurecht schob. „Ich bin nur ein armer Mann, und vermag für meinen Jungen nichts zu thun. Wie ich ihn vom Himmel erhielt, so ist er geblieben; ich habe zwar nicht viel gethan, ihn besser zu machen; allein ich habe ihn auch nicht schlimmer gemacht. Ich bin kein Freund von unnützem Schwatzen. Wollen Sie ihn, da ist er! Er wird bei Ihnen was Rechtes lernen, und ich habe Last und Sorge vom Halse. Mehr wünsche ich nicht."

So viel und so zusammenhängend hatte Robert's Vater schon seit Jahren nicht gesprochen; der Sohn war ganz erstaunt darüber, und die Worte klangen ihm so freundlich

und erquickend, daß er den Vater und den Gast zugleich hätte umarmen mögen.

„Ihr Sohn gefällt mir. Mein alter Jägerbursche, der Anton, den ich bereits fünf und zwanzig Jahre bei mir hatte, ist gestorben. Meine Wirthschaft ist eigen eingerichtet, wie Sie wissen; einen Jeden kann ich nicht gebrauchen. Alte Burschen bringen mir ihre Neigungen und Gewohnheiten mit ins Haus; bei mir muß sich Alles nach meinem Willen richten; ich will mir meinen neuen Burschen erziehen, wie ich mir meinen alten Anton erzogen hatte. Nun aber bin ich auch damit übel dran. Wo kriegt man ein gesundes, muthiges und kräftiges junges Blut, guten Willens, reg und thätig, nicht faul und verschlafen, kein Kopfhänger, Duckmäuser und dergleichen. Die Menschen fangen an, viel zu viel zu erziehen, und verderben so, was die liebe Natur gut geschaffen. Da brachte mich der Zufall einmal mit Ihrem lieben Jungen zusammen, Herr Mellinger. Wir trabten so ein paar Stunden Wegs im Schnee und Wetter und sprachen von diesem und jenem. Da lernt man sich kennen. Ich merkte gleich, daß es Keiner wagen dürfe, Ihrem Jungen den Finger ins Maul zu stecken, der ist beschlagen! Das wär' ein Bursche für mich! dacht' ich mir damals, und nun, da der Alte das Zeitliche gesegnet und Ihr Robert reifer geworden, so will ich's gern mit ihm versuchen, und sehen, ob mich meine Hoffnung, die ich auf ihn gesetzt, nicht trügen wird. Was meinst Du, Robert? Willst mit mir ziehen in meine Wüstenei? Ein Jäger sollst Du werden, das versprech' ich Dir, mehr aber nicht!"

Robert's Gesicht flammte hoch auf. Plötzlich hob es sich wie ein Schleier vor seinen Blicken. Sein Leben wurde ihm plötzlich klar, er war sich einer Zukunft bewußt. Er sah den grünen Wald mit seinen hellen Streiflichtern und

dunkeln Schatten; er wollte ihn kennen lernen mit allen seinen feierlichen Geheimnissen, mit allen seinen Wundern und Schrecken, seinem Rauschen und Tönen, und eine unendliche Lust wurde wach in ihm bei diesem Gedanken. Freudig schlug er ein in die dargebotene Rechte des alten Waidmanns; aber wie diese sich um die seinige zusammenpreßte, durchzuckte es ihn, wie mit einem elektrischen Schlage. Er fühlte es, daß sein Schicksal hienieden erfüllt war, daß er dem eingegangenen Bunde nicht mehr zu entrinnen vermochte, es komme Wohl oder Wehe über ihn.

Die Bewohner des Ortes standen an demselben Abende heimlich plaudernd vor ihrer Thür. Der fremde Gast, der bei Mellingers eingekehrt war, bildete den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Was mag nur der wilde Jäger bei dem Alten machen?" fragte der Eine.

„Das ist die Folge so schnöden Wandels," sprach der Andere. „Wenn man die Kinder aufwachsen läßt ohne Christenthum, sich um Gott und die Welt nicht kümmert, die Frau verstößt, dann wird man am Ende von solchen Gästen heimgesucht. Zu einem von uns könnte der schwarze Förster nicht kommen; da fehlt ihm dann doch die Macht dazu."

„Gebt Acht! er verkauft ihm die Seele seines Jungen, um noch ein paar Jahre im Müßiggange so hinschlemmen zu können," warf dann wieder ein Dritter hin. „Wir wollen uns kreuzen und segnen, wenn das Ungethüm ein Mal aus der Gemeinde scheidet."

Solche Gespräche führten sie noch, als am späten Abende der alte Förster stolz durch's Dorf schritt, mit finsterem Blicke, ohne Gruß, Robert an seiner Seite, heiter und lächelnd um sich blickend. Der alte Mellinger gab

ihnen bis zum Dorf hinaus das Geleite, und versprach in einiger Zeit beim Förster einzukehren und nachzusehen, wie es mit seinem Sohne vorwärts gehe. Dann kehrte er um und die Beiden gingen allein weiter dem Walde zu. Das Gerede der Nachbarn hatte noch nicht aufgehört, als Mellinger zurückging. Alte Weiber bekreuzten sich; Kinder zeigten mit den Fingern auf ihn, und überall hätte er, wenn er nämlich aufmerksamer gewesen wäre, die Worte vernehmen können: „Seht, da geht der Rabenvater, der sein Kind dem „Gott sei bei uns" verkauft hat! Gott sei uns Allen gnädig!" —

Die beiden Wanderer hatten nun den Saum des Waldes erreicht und begannen einen bergigen Weg emporzusteigen, der zu der Försterwohnung führte. Das Abgelegene derselben in einer wüsten, wilden, fast unzugänglichen Gegend, das einsame Leben, das der alte Förster seit Jahren hier führte, da seine Frau schon lange todt war — seine Seltsamkeit im Benehmen, seine Schroffheit in seinem ganzen Wesen hatten ihm einen unheimlichen Ruf angehängt; er hieß in der Gegend nur der „schwarze Jakob," und man glaubte steif und fest, daß er mit den höllischen Mächten ein Bündniß abgeschlossen habe, oder wol gar der Teufel selbst sei. Seine Wohnung wurde geflohen, man wußte nichts von seiner Lebensweise, wer bei ihm sei, was er eigentlich trieb. Nun kann man denken, welch' ein Aufsehen es erregte, den frischen, kräftigen Robert so plötzlich durch den schwarzen Jakob aus dem Dorfe entführt zu sehen.

Sie waren eine Stunde gegangen; der Weg war immer beschwerlicher geworden; das trauliche Gespräch, welches der Förster bisher unterhalten hatte, verstummte, da das Steigen ihm den Athem versetzte. Es war finster und

kalt geworden; der Nachtwind rauſchte in den Wipfeln und die Zweige der Tannen raſchelten zuſammen. Der Wald wurde immer dichter; ſie waren jetzt mitten in dem Forſte, der ſich auf viele Meilen weit tief ins Gebirge erſtreckte. Immer rüſtiger ſchritten die Wanderer; der alte Förſter ſchnaufte ſtark.

Da hörten ſie Hunde anſchlagen.

„Das iſt der Sultan und der Waſſer," ſagte der Alte.

Der Weg wurde ſteiler und beſchwerlicher; ſie glitten auf alten, abgefallenen Nadeln; zwei ſchwarze Hunde ſchnoben im Dickicht und umſprangen jetzt den Förſter, ihm die Hände leckend, ohne ſich um ſeinen Begleiter zu kümmern.

Jetzt wurde eine ſchwarze Maſſe vor ihnen ſichtbar, aus der das Gebell vieler Hunde erſchallte.

„Wir ſind zur Stelle," ſprach der Förſter. „Meine Tochter hat mich heute nicht mehr erwartet und iſt zur Ruhe gegangen. Gib mir die Hand, daß ich Dich im Finſtern die Treppe hinauf führe. Oben will ich Licht machen."

Robert reichte ſeinem Führer die Hand; er ſchämte ſich, denn er konnte ein leiſes, unwillkürliches Zittern nicht verbergen. „Du haſt kalt, wie mir ſcheint," ſagte der Alte; „oben ſollſt Du einen Schluck zur Stärkung erhalten!"

Stolpernd über Hunde, die ihnen von allen Seiten durch die Beine liefen und knurrend, ſchnoppernd und leckend an ihnen hinaufſprangen, kamen ſie endlich in dem Zimmer an, wo der Förſter Robert ſtehen ließ, um Feuer zu ſchlagen.

„Mein Haus iſt nicht groß," ſagte der Förſter, während er die Kerze anzündete, „aber hoch. Ich wohne in dem einzig noch ſtehen gebliebenen Thurme von der Behauſung des alten Waldwarts, der vielleicht zur Zeit, als die

Tatarn in Schlesien waren, in diesem Reviere hauste; Krieg oder Blitz, oder auch beides zusammen, haben das Uebrige längst zerstört. Je nun, wir brauchen nicht viel. Hier wohne ich; dort drüben im Erker wohnt meine Tochter; Du erhältst Deine Schlafkammer einstweilen oben, denn hier nebenan, wo Dein Vorgänger schlief, befindet sich noch seine geringe Hinterlassenschaft; auch ist die Leiche erst vorgestern hinausgetragen worden. Du wirst indeß müde sein und ich will Dir deine Lagerstätte zeigen."

Damit nahm er die Lampe und führte Robert eine hohe Wendeltreppe hinan zu einem Kämmerchen, dessen Fenster offen war, sodaß man nach dem gestirnten Himmel sehen konnte.

„Zumachen kann man das nicht," sagte lächelnd der Förster, „denn es ist weder Fenster noch Lucke darin; allein es ist so übel nicht, sich von den schönen Gestirnen im Schlafe bescheinen zu lassen, und ich hab's oft schon im Leben versucht. Eh' Du einschläfst, lisch mir die Lampe wohl, damit wir Nachts keine rothe Haube auf den Thurm kriegen, und nun schlaf wohl!"

So verließ der Förster seinen neuen Jägerburschen.

Robert sah sich in der Kammer um, die fast gänzlich leer war. Auf einem alten Tische stand Wasser in einem großen Steinkruge und eine Schaale daneben, nebst einem groben Handtuche; ein Strohsack lag auf dem Boden, der zwar grob, aber reinlich bedeckt war. Dies war Alles. Als Robert ermüdet, wie er war, die Lampe gelöscht hatte und sich auf das Lager warf, begleitete ihn noch eine Weile das Schnaufen und Schnarchen der Eulen im Gemäuer und manch pipendes Vögelchen, das sie fingen und zerrissen, bis daß er eingeschlummert war. Er schlief ohne Traum bis zum hellen Morgen.

Ungefähr um dieselbe Zeit war es, daß sein Bruder Gottlieb nach der nahen Hauptstadt gebracht wurde, um zu dem geschicktesten Schneidermeister in die Lehre gegeben zu werden, der aber auch zugleich für einen sehr gottesfürchtigen und guten Christen galt.

4.

Am andern Morgen zur frühesten Tageszeit erwachte der neue Jägerbursche. Alles war noch still in der alten Warte, und als er den Kopf zur Fensteröffnung hinausstreckte, durch die ihn soeben ein kühler Luftstrom erweckt hatte, dampfte der Wald erwachend, und die Wipfel schüttelten den Thau in ihr inneres Gezweig, wie ein vor Freude weinendes Mädchen ihre Thränen in den Busen fallen läßt, um ihr inneres Leben zu erfrischen. Das nächtliche Wild zog sich müde und satt in seine Höhlen zurück, aber Hasen und Rehe sprangen von ihren Lagern und guckten sich freudig in der Welt um, die doch so voll von Verderben für sie war; die Vögel auch erwachten und begannen ihr Morgenlied.

Wer je einen solchen Frühmorgen im Walde erlebte, weiß, welche Wirkung er auf ein gesundes Herz hervorbringt. Robert schlug Augen und Seele dankend zum Himmel empor; er war frei, das fühlte er, wie alle Bewohner des grünen Bezirks; mochte auch kommen, was über ihn verhängt war, Gutes oder Schlimmes, was kümmerte ihn das jetzt; der Augenblick war sein und es war ein glücklicher.

Seine Morgentoilette war bald beendigt und rasch sprang er die Treppen hinunter, um sich im Hause umzu-

sehen. Er fand es jetzt nicht viel anders, als es ihm in vergangener Nacht erschienen war. Alles war von Alter geschwärzt und verfallen, und nur Dasjenige, was durchaus zur Wohnung nöthig war, in einem passenden Zustande erhalten. An der Thüre des Försters ging er leise vorüber, denn drinnen regte sich noch nichts. Der Alte war, vom gestrigen Marsche ermüdet, heute wahrscheinlich wider seine Gewohnheit zum Langschläfer geworden. Eine zweite Thür sah er angelehnt. Da schläft die Tochter, dachte er. Eine angeborene ehrbare Scheu — denn Niemand hatte ihm ja gesagt, was Anstand sei — hieß ihn bei dieser Thüre vorübergehen, und er wagte nicht, den flüchtigsten Blick hinein zu werfen. Jetzt trat er vor die Thür in den Wald hinaus. Ein runder ausgehauener Platz umgab in nicht zu großer Entfernung den alten Bau, der sich malerisch genug, wenn auch nicht in demselben Grade traulich und wohnlich, vom Boden erhob. Einige Hunde tummelten sich bereits im Grase herum und sprangen nun auf ihn zu, ihn als Bekannten grüßend, denn sie hatten's gleich weg, die klugen Thiere, daß er Derselbe sei, der in der Nacht mit ihrem Herrn angekommen war. Nur ein einziger schlimmer Köter hielt sich fern und knurrte. Als Robert aber auf ihn zugehen wollte, setzte er sich in Positur, als wolle er Ernst machen. Er fing an, die Zähne zu zeigen und einen Ton anzuschlagen, der bei seiner Größe ziemlich verfänglich lautete. Dies hatte ungefähr ein paar Minuten gedauert, als eine klare, liebe Stimme den Hund beim Namen rief, worauf er sogleich parirte und wedelnd nach dem Orte hinsah, von wo die Stimme kam. Robert war instinktmäßig dem Hunde gefolgt und wie elektrisirt, als er am Fenster einen Kopf erblickte, aus welchem diese Stimme getönt haben mußte, der aber keineswegs dem

alten Förster angehörte. Robert hatte noch nie einen schöneren Mädchenkopf erblickt; weder in seinem Dorfe, noch in der Umgegend, die er durchstreift hatte, war ihm etwas Aehnliches aufgestoßen, und da er hier dies am wenigsten erwartet hatte, so war die mächtige Ueberraschung wol erklärlich, die ihn ergriffen.

Marie, des Försters Töchterchen, bot ihm einen guten Morgen mit aller Herzlichkeit. Man hörte der Art und Weise, wie sie diese wenigen Worte vorbrachte, auch nicht die leiseste innere Bewegung an, während Robert so sehr von der seinigen übermannt war, daß er kaum zu antworten vermochte.

Sie kam herunter, um auf einem großen Steine, der vor der Warte lag, eine Schaale Milch, ein Brot und das nöthige Geräthe zum Frühstück hinzustellen; denn der Vater war erwacht und wollte nach seiner Gewohnheit das Morgenbrot im Freien nehmen.

Marie war kein Kind mehr; sie war eine vollblühende Jungfrau in ihrer größten Schönheit. Wenn auch die Sonne ihre Wangen gebräunt hatte, so schimmerte doch die Rose der Gesundheit hindurch, und ihr großes Auge zeigte jene hervorstrebende Halbkugel, die stets das Zeichen einer frischen reinen Jugendlichkeit ist. Sie war in die Tracht der Bewohner des Waldgebirgs gekleidet, die malerischer war, als die der Leute im Unterlande und sich schon mehr jener der südlichen Grenzbewohner näherte. Auch dieses Fremdartige hatte für Robert einen eigenthümlichen Reiz, und er konnte sein Auge voll Wohlgefallen von dem Mädchen nicht mehr abwenden.

Der alte Förster war indeß herunter gekommen, um zu frühstücken; Marie sprang ihm freundlich entgegen und hing sich liebkosend an seinen Arm.

„Wir Drei machen das ganze Haus," ſagte der Alte freundlich; „auf viele Meilen in die Runde ſind wir drei die einzigen Menſchen. Dieſe Einſamkeit verleiht ein eigenes Gefühl. Man hält höher ſeinen Werth, wenn man nur ſo auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt. Widerfährt uns etwas Uebles: wir müſſen es abwehren; etwas Gutes: wir genießen es für uns allein. Niemand theilt unſere Sorgen, wie unſere Freuden. Helfen wir uns nicht ſelbſt, ſo ſind wir verlaſſen."

„Und der Himmel, Vater?" fiel das Mädchen ſchnell ein.

„Ja, der Himmel, der iſt eben in uns. Er gibt uns Kraft zu handeln, es mag kommen, was da wolle. Und ſiehſt Du, Robert, dieſen Himmel in uns zu erhalten, muß man beſtrebt ſein. Jetzt haben wir ihn noch alle drei; wir haben ihn bekommen und wiſſen nicht wie und wofür; wir wollen ihn aber bewahren und bei Leibe nicht verſchleudern!"

Das Frühſtück war bald beendigt und der Förſter nahm ſeinen Burſchen mit in den Wald, um ihn mit Verſchiedenem bekannt zu machen; dann aber ſandte er ihn nach Haus, um einige Gewehre, die er ihm übergeben hatte, zu reinigen und zu putzen.

Wie Robert nun ſo daſtand vor der alten Warte, über den Gewehrlauf her, wünſchte er wol, daß Marie erſchiene, um ihr vielleicht irgend eine Handreichung thun zu können, ihr den Schöpfeimer aus dem Brunnen herauf zu ziehen, oder ſich für ſie zu bücken und von den kleinen Beeten etwas Salat oder Suppenkraut zu pflücken; allein ſie kam nicht. Sie hatte Alles ſchon vorbereitet und wirkte in der Küche nach gewohnter Weiſe.

„Robert's geſunder Appetit wuchs bedeutend, wenn er

daran dachte, daß sie ihm heute die Speisen bereite und sie ihm auch auftragen würde.

5.

Das Waldleben hat bei allem seinem Wechsel dennoch eine gewisse wohlthuende Einförmigkeit. Robert fühlte sich glücklich in seinem neuen Stande; das freie Jägerleben sagte sehr seinem Sinne zu; der alte Förster behandelte ihn wie seinen Sohn, aber mehr als Alles beglückte ihn Maria's Liebe.

Das stete Beisammensein, die Beschränkung, in der sie lebten, konnte nicht anders als diese Wirkung auf Beide hervorbringen. Der alte Förster sah es nicht nur ruhig mit an, sondern er schien wol gleich anfänglich nichts Anderes erwartet zu haben, ja dies Verhältniß entsprang wol zunächst aus dem von ihm wohl überlegten Plan, sich in ihm einen wackern Nachfolger und Eidam zu erziehen.

Als im Herbste das Waidwerk Robert mit vielen fremden Genossen zusammenbrachte und er oft ein erlegtes Wild auf ein benachbartes Schloß oder in das nächste Städtchen tragen mußte, verstimmten ihn je zuweilen die seltsamen Redensarten, die er über seinen Herrn und Pflegevater vernehmen mußte, und die sein ganzes Verhältniß auf eine peinliche Weise berührten.

Er erfuhr dann nämlich das alte Gerücht, das wir schon kennen, und wodurch der „schwarze Jakob," wie das Volk den Förster nannte, zu einem zauberhaften bösen Wesen gestempelt wurde, das mit seiner Tochter in dem Walde hause und sie gleichsam gebrauche, wie der Erlkönig

seine Töchter in der bekannten Ballade, um junges Blut damit zu ködern und ins Verderben zu verlocken.

Abgesehen von dem üblen Eindruck, den dieses Geschwätz auf Robert's Gemüth machte, und der nachhaltigen Verstimmung, die dadurch in ihm hervorgerufen wurde, nahmen solche Aeußerungen selbst dann und wann einen so beleidigenden Charakter für ihn an, daß er nur mit Mühe seine Aufwallung bekämpfte, um blutigen Händeln auszuweichen, die bei jungen Leuten dieses Standes, denen Mordwaffen immer zu Gebote sind, selten anders als mit dem Tode enden.

Oft drückte den armen Jungen schwere Sorge darnieder und es bedurfte der ganzen Kraft seines reinen Gemüthes, um sich mit ungetrübter Liebe Marien zuzuwenden und so die volle Ueberzeugung in sich auf's Neue zu befestigen, daß hier kein böser Zauber walten könne.

So verlebte er nun mehre Jahre auf der alten Warte im Walde und der Förster hatte ihn so lieb gewonnen und so tüchtig befunden, daß er ihm länger Das, was er mit ihm vorhatte, nicht vorenthalten wollte. An einem schönen Abende, wo die stillste Feier durch den Forst zog und das Gemüth unserer drei Waldbewohner weit geöffnet hatte, legte der gute Vater die Hände seiner Kinder in einander und verlobte sie im Angesichte des Himmels. Alle Drei wähnten, das Ziel ihrer Wünsche glücklich erreicht zu haben.

„Seit mehren Jahren, Robert," sprach der Förster, „hast Du Deinen Vater nicht gesehen. Noch längere Zeit ist es her, daß Du von Deiner Mutter nichts hörtest. Du stehst jetzt an einem Wendepunkte Deines Lebens, wo Du des Segens Deiner Aeltern nicht entbehren kannst. Geh hinab zu ihnen und sage ihnen, daß Du mein Eidam werden sollst. Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben.

Meine Tochter kannst Du dann später einmal zu ihnen führen. Sieh erst zu, wie Deine Mutter Dich aufnimmt und wo Du Deinen Vater findest. Wenn ich manchmal in Deine Heimat kam, so hörte ich wunderliche Dinge von dem Manne. Er soll, durch Noth getrieben, sich einer andern Lebensweise ergeben haben, wie bisher. Er verläßt oft auf Wochen das Dorf und zieht ungewissem Erwerbe im Lande nach. Man will sogar etwas Wohlstand bei ihm bemerkt haben. Ich weiß jedoch am Besten, was man von dem Gerede der Leute zu halten hat. Gehe daher hin und sieh selber zu. Wie es auch mit ihm stehen mag, an meinem Entschlusse soll dadurch nichts geändert werden.

In Seligkeit versenkt, trennte sich das liebende Paar. Sie waren sich bewußt, im brennenden Abschiedskusse ihr höchstes Glück erreicht zu haben, unbesorgt um ihre Zukunft, die ihnen ja nur die heiterste Aussicht zeigte. Auch der alte Förster war voll beglückender Rührung. Vater und Tochter sagten Robert ein Lebewohl, da er morgen mit dem Frühesten die Warte verlassen und zu seinen Aeltern gehen sollte.

Robert lag noch lange im Fenster seines jetzt nicht mehr unheimlichen, sondern recht wohnlichen und trauten Schlafkämmerchens, das in seiner ganzen Einrichtung schon den zukünftigen Sohn des Hauses, den zukünftigen Förster verrieth. Einige gute Gewehre, Geweihe, ausgestopfte Vögel, getrocknete Pflanzen und zierlich ausgestellte Holzarten schmückten den Raum; überall webten Reinlichkeit und Ordnung; die Hand des holden Bräutchens war sichtbar.

Robert's Herz ward schwer und sein Auge trübe; er kehrte die Blicke vom Himmel, wohin er sie erhoben hatte, auf die Gegenstände, die ihn hier näher umgaben, und Thränen perlten ihm über die Wangen, als sollte er von

dem Allen auf ewig Abſchied nehmen — ach! und er wußte doch nicht, daß dies die letzte Nacht ſein ſollte, die er unter dem Dache der alten Warte ſchlief, das, ſo ſchadhaft es auch ſein mochte, ihm doch ſo trauten, beſeligenden Schutz verliehen hatte.

Dies aber iſt die Gewalt der Ahnung in uns.

6.

Obgleich Robert einen kürzeren Weg hätte einſchlagen können, um in ſeine Heimat zu gelangen, ſo zog er es doch vor, an jener Waldecke vorüber zu gehen, wo er in rauher Winterszeit als halberfrorener Knabe durch denſelben Mann gerettet worden war, dem er jetzt mehr als ſein Leben zu verdanken hatte. Er konnte es nicht unterlaſſen, an dieſer Stelle zu verweilen und der freudigſten Erinnerung ein Opfer zu weihen. Er ſah noch einmal, wie es einſt war, und wie es denn ſo gekommen, daß er ein gelernter Forſtmann geworden, bald ein beglückter Gatte werden würde. Heiter und wohlgemuth riß er ſich endlich aus den Träumereien, die ihn an dieſem Orte gefeſſelt, und wollte muthig zum väterlichen Hauſe. Da ſchoß es ihm plötzlich durch den Sinn: Ei, du könnteſt doch im Vorbeigehen den Bruder beſuchen. Es war ein ſtolzes Selbſtgefühl, was ihm den Gedanken eingab. Er, der einſt ſo Verachtete, der ohne Erbtheil in die Welt hinausgeſtoßen, durch eigene Kraft und Vermögen ſein Loos ſich ſelbſt geſchaffen hatte, wollte hintreten vor den jüngern Bruder, den vom Glücke Begünſtigten, und ihm zeigen, daß er ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauche. Er bog daher von der geraden Straße

ab und ging, wie damals, auf dem Pfade durch die Felder dem Hause seines Großvaters zu. Nur war jetzt die Jahreszeit heiterer wie damals, der Knabe war ein Mann geworden, die Felder grünten und durch die Brust des jungen Mannes zogen beseligende Gefühle.

Im Hause seines Großvaters fand er Alles verändert, sodaß er sich kaum zurecht fand. Er mußte um so überraschter davon sein, als er in der langen Zeit, daß er aus dem Hause verbannt war, auch nicht die geringste Nachricht von dort erhalten hatte. Sein Großvater war indeß gestorben; seine Söhne hatten den Kramladen übernommen, und Robert's Mutter war zu ihrem Sohne Gottlieb gezogen, der in der nahen Stadt sich als vornehmer Kleiderkünstler niedergelassen hatte.

Die Brüder erkannten ihren Vetter nicht, als er zu ihnen eintrat. Sie erstaunten jedoch bedeutend, als er sich ihnen nannte. Mit stolzem, hochfahrendem Tone fertigten sie ihn ab. Sie wollten von seinem Vater nicht das Geringste gehört haben; die Lage seines Bruders schilderten sie ihm aber beneidenswerth. Sie riethen ihm vorerst dahin zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen, denn im Dorfe seiner Heimat würde ihm wol Niemand etwas anzugeben wissen, um den Aufenthalt seines Vaters zu erkundschaften; nur so viel wußten sie, daß er vor längerer Zeit, ohne Jemand zu benachrichtigen, auf und davon gegangen sei. Nach diesem Bescheid machte sich Robert so schnell als möglich auf den Weg, um Bruder und Mutter aufzusuchen.

Er hatte zwar die Stadt bald erreicht; allein in dem Gewühl der Straßen konnte er sich nur schwer zurecht finden, da er noch nie dort gewesen war. Er dachte sich's so schwer, einen unbedeutenden Schneider in diesem vorneh-

men Treiben aufzufinden. Wie sehr aber erstaunte er, als man ihm sogleich das stattliche Haus zu zeigen wußte, wo der Herr Leibschneider Mellinger wohnte. Robert war nicht blöde und hätte mit dem Könige ebenso aus freier Brust gesprochen, wie mit jedem Andern; er kannte ja zu wenig von Rang und Verhältnissen, als daß ihm dies irgend einen Zwang hätte auflegen können — als er jedoch nun so vor dem Hause seines Bruders dastand, zu der blanken Fensterreihe empor schaute, die mit prächtigen Vorhängen verziert war, durch die große Glasthüre in das prächtige Magazin blickte und vergebens unter den vielen darin Hantierenden nach seinem Bruder spähte, endlich die stolzen Worte mit großen blitzenden Buchstaben las: Mellinger, fürstlicher Leibschneider — da wurde ihm ganz sonderbar um's Herz, und er dachte zum ersten Male daran: Wie werde ich mich hier wol ausnehmen, dem stolzen Manne gegenüber, der mein Bruder ist? Dann aber sprach es in seinem Innern wieder: Immerhin, er ist ja dein Bruder! und damit ergriff er den Drücker und wollte ins Haus treten.

Die Thüre war aber verschlossen und blieb es trotz alles seines Drückens. Vergebens sah er sich nach einem Klopfer um, um seine Anwesenheit draußen den Bewohnern des Hauses bemerkbar zu machen; denn den Knopf, der zum Glockenzug führte, sah er zwar, doch wußte er nicht, wozu er zu gebrauchen.

Ein gefälliges Bürschchen sprang endlich aus dem Laden und fragte, was der fremde Mann wolle? Robert trat ohne Weiteres ein und sagte, daß er mit Herrn Mellinger sprechen wolle. Da reckten die bleichen, hohläugigen Gesichter mit langen Haaren, Nasen und Augen von ihrem Nähzeug in die Höhe und betrachteten den Fremden von oben

bis unten, als wollten sie ausfindig machen, wo die Mode wol herrschen möchte, nach welcher er seinen Rock trug. Eigentlich war aber das Kleidungsstück, welches Robert's schöne Glieder umgab, und ihre Form eher entstellte, als verschönte, nicht sowol ein Rock als ein Wamms zu nennen. Man betrachtete ihn noch immer zu seinem großen Misvergnügen, als schon der Herr Leibschneider in den Laden trat. Das Bürschchen, welches Robert die Thüre geöffnet hatte, war sogleich fortgesprungen, um jenen herbeizurufen.

Gottlieb Mellinger war ein kleines Männchen mit einem gelben Gesichte, aufgewickelten Haaren, in einem seidenen Schlafrock. Wenn man die stämmige Gestalt Robert's, das offene, schöne, von der Sonne gebräunte Gesicht von einem Walde schwarzer Locken umgeben, in dem grünen Wamms vom gröbsten Tuche, die Flinte auf der Schulter, dem Andern gegenüberstehen sah, so hätte man diese Beiden schwerlich für Brüder halten können.

Der Leibschneider, welcher geglaubt hatte, irgend ein vornehmer Herr wäre da, um sich Maß nehmen zu lassen, war höchlich überrascht, als er den wilden Waidmann vor sich erblickte. Dann faßte er sich jedoch wieder und meinte, er könne ja wol von einer Herrschaft abgeschickt sein, um eine Bestellung zu machen.

„Was wollt Ihr, guter Freund?" sagte der Leibschneider, indem er aus einer kleinen goldenen Dose eine Prise nahm.

Robert ließ einen lang verweilenden tiefen Blick auf seinem Bruder ruhen, und sprach dann dumpf und gezogen: „Kennst Du mich denn nicht mehr, Gottlieb?"

Da schien eine Erinnerung in dem Männchen aufzutauchen. Er fuhr sich mit der langen Manschette, die aus

dem Schlafrock hervorhing, über eine Narbe an der Schläfe. Robert bemerkte dies und setzte schnell hinzu: „Die hast Du von mir, und seitdem sahen wir uns nicht wieder!“ Es lag große Innigkeit in diesen wenigen Worten. Gottlieb aber begriff sie nicht.

Er blickte scheu um sich und schien sich vor seinen Leuten zu schämen. Stumm öffnete er eine Thür und winkte dem Bruder mit der Hand, ihm zu folgen. Gottlieb führte Robert durch mehre Zimmer. Endlich schloß er eine Thür hinter sich und fragte erstaunt: „Mein Gott! wie kommst Du her und was willst Du von mir?“

Robert war vernichtet; solche Aufnahme beim Wiedersehen nach so langer Zeit hatte er nicht erwartet. Er war nicht im Stande zu antworten.

„Du bist da wol in recht schlechte Hände gekommen, Robert?“ fing endlich der Leibschneider wieder an. „Deine Seele war gefährdet, wie ich hörte, und Du thatest recht daran, wenn Du Dich losgesagt von dem schwarzen Jäger, bei dem kein Heil zu erlangen ist. Willst vielleicht über die Grenze und Dein Glück in der Fremde versuchen? Je nun, ich will Dir gern dazu behülflich sein. Mein brüderliches Herz wird sich nie verleugnen.“ Dabei zog er den Beutel und wollte ein paar Thaler, die er daraus nahm, seinem Bruder in die Hand drücken. Dieser aber machte eine abwehrende Bewegung und schüttelte den Kopf.

„Ich höre Dich mit Verwunderung so sprechen,“ nahm nun Robert das Wort. „Ich bin nicht so hülflos, wie Du meinst, und weder gesonnen, über die Grenze zu gehen, noch Deines Geldes bedürftig. Ich gedenke dort zu bleiben, wo ich bin, und wo ich Alles habe, was mein Herz begehrt.“

„Was Dein Herz begehrt?“ schrie der Leibschneider mit

der bekannten kreischenden Stimme, und war ganz wieder Gottliebchen geworden, „und wir armen Menschen müssen uns quälen Tag und Nacht, und arbeiten, daß uns der Schweiß herabläuft, und können doch nicht sagen, daß wir haben, was unser Herz begehrt. O wir armen sündigen Menschen! Wie schwer wird es uns, auf dem Weg der Tugend zu wandeln und uns in Ehren fortzubringen, während ein solcher Mensch, der sich vermißt, mit bösen Zauberkräften in Unterhandlung zu treten, Alles mit leichter Mühe erhält, und frech sich rühmen kann: er habe, was sein Herz begehrt. Nein! mit dem will ich keine Gemeinschaft haben. Weiche aus meinem Hause, in das Du nur Schande und Kummer bringen kannst. O wie strafbar war es von dem Vater gehandelt, Dich dem verrufenen Gesellen, dem schwarzen Jäger zu überlassen und ihm Deine junge Seele zu verpfänden."

So hatte nun das Schneiderlein seine lange Rede geschlossen und stand ängstlich erwartend da, welchen Eindruck sie wol auf den Bruder machen würde; denn es lag ihm hauptsächlich daran, ihn so schnell als möglich los zu werden. Robert kam ihm auf halbem Wege entgegen.

„Nicht schmähe den Vater, daß er so handelte," sagte er rasch; „denn Du siehst mich auf dem Wege zu ihm, um ihm zu danken für das Glück, das er mir bereitete. Ich hörte jedoch von unsern Vettern, den Dorfkrämern da drüben, daß unser Vater seinen alten Wohnsitz verlassen habe, ohne daß sie mir sagen konnten, wohin er sich gewendet, und da komme ich nun zu Dir mit der Bitte, mir es anzuzeigen. Das ist Alles, was Förster Robert von seinem Bruder will, der seine Thaler nur behalten mag."

Und ich soll Dir sagen, wohin sich der Vater gewen-

det?" rief Gottliebchen erstaunt. „Weiß ich's denn selbst wol?"

„Du weißt's nicht, Unglücklicher?" schrie Robert, indem er seines Bruders Hand krampfhaft packte, der sich vergebens loszumachen strebte.

„Und hast Du denn vergessen," erwiderte ängstlich der Schneider, „daß ich seit frühester Jugend vom Vater entfernt lebte? daß die Mutter mich nie zu ihm ließ? daß er des Großvaters Schwelle nie betreten durfte? Treffen nicht vielmehr Dich jene Vorwürfe, die Du nunmehr mir machen wolltest? Warst Du nicht eigentlich des Vaters Sohn, von frühester Jugend bei ihm, von ihm erzogen? Verdankst Du ihm nicht, wie Du nun selbst sagst, Dein Glück, und dachtest nicht an ihn und ließest ihn verkümmern?"

„Deine Vorwürfe treffen mich hart," sagte Robert, und sein gutmüthiges Herz floß über, und Thränen traten ihm in die Augen. Er haßte jetzt nur sich, und war versöhnt mit dem Bruder.

„Ich will sogleich fort nach unserem Dorfe, will Erkundigungen einziehen, wo ich kann, will Alles aufbieten, eine Spur zu entdecken; — wenn wir ihn wieder haben — wollen wir vereint dem alten Manne ein sorgenloses Alter bereiten."

Robert hatte sich zum Gehen gewendet; da kehrte er plötzlich um, und sprach: „Wo ist die Mutter? Ich will die Mutter sehen."

„Die Mutter ist längst hinübergeschlummert. Sie hatte zuletzt recht schlimme Tage und litt sehr, eh' der Tod sie befreite," sprach der Leibschneider ganz kalt, indem er mit der kleinen Dose spielte.

„Die Mutter todt!" schrie Robert schmerzvoll, „und das wußte ich nicht? Unmensch, warum hast Du mich um ihren

Segen bestohlen? Sie war mir nie freundlich und liebevoll im Leben, wie sie es Dir war. Allein sie würde mich dennoch gesegnet haben, wenn ich zu ihrem Krankenbette hergeeilt und an ihrer Seite gebetet hätte. O meine arme Mutter! O ich Aermster, der ich nun so viel, so Unersetzliches zu beweinen habe! Ohne Aeltern segen ist kein Glück auf Erden; um den Segen der Mutter hast Du mich gebracht, den Segen des Vaters habe ich durch meinen Leichtsinn verscherzt. Ich will mir aber gerecht werden und nicht eher zu meinem Glücke heimkehren, bis ich meinen alten Vater mit mir bringe. Wir sehen uns heute zum letzten Mal!"

Mit diesen Worten riß Robert den Riegel zurück und stürzte fort.

„Ich wünschte es selbst," kreischte ihm der Leibschneider nach, „daß wir uns nie wieder sehen mögen; doch wer weiß, ob es nicht dennoch geschieht. Wenn man das Unglück hat, daß Vater und Bruder Landstreicher sind, so kommen sie einem ganz wider Willen in den Wurf."

Robert vernahm den Ausdruck dieser sauberen Gesinnung nicht mehr. Er war längst schon zum Laden wieder draußen, zur großen Verwunderung der Schneidergesellen, die gar nicht begriffen, was der stolze, vornehme Meister mit einem solchen Menschen so lange zu verhandeln gehabt hatte.

In glühender Aufregung eilte Robert jetzt dem Heimatdorfe zu, das er am späten Abend erreichte. Das Haus, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, war ganz verändert. Wohlhabenheit war eingezogen und Niemand kannte ihn, wie er Niemand. Von dem früheren Bewohner vermochte er im Hause selbst keine Auskunft zu erhalten. Dennoch konnte er sich von dem Platze nicht trennen; er ging um das Haus, als hätte er Uebles im Sinn, und

wahrlich, wer die ſchlanke, abenteuerlich ausſehende, bewaffnete Geſtalt in dem geheimnißvollen Umherſchleichen belauſchte, dürfte leicht ſie für etwas Anderes gehalten haben, als für einen weichgeſtimmten unglücklichen Menſchen, der einen Vater ſuchte.

Endlich näherte ſich ihm eine tröſtliche Erſcheinung. Ein alter Nachbar, der es ſtets gut mit dem Hauſe gemeint und ſich auch oft des jungen Robert angenommen, wenn er, ſich ſelbſt überlaſſen, Tage lang auf der Straße umhergetrieben hatte, ohne daß Mellinger daran gedacht, ihn mit Geld oder Nahrung zu verſehen.

Der alte Mann hatte ihn wieder erkannt und lud ihn freundlich in ſein Haus. „Wollt Ihr meine Muthmaßungen hören und Das, was ich von Eurem Vater weiß, ſo kommt mit mir, ich will Euch beherbergen für dieſe Nacht, und, bis Ihr eingeſchlafen ſeid, will ich Euch Alles erzählen, was ich weiß.“

Robert folgte in großer Spannung der freundlichen Einladung, und da hörte er denn, daß ſein Vater, nachdem er in gänzlicher Unthätigkeit ſeine Mittel nach und nach alle aufgebraucht hatte, von Gläubigern gedrängt, gezwungen worden war, den Ort zu verlaſſen. Zu einer weiten Entfernung wie zu einer bedeutenden Thätigkeit, um ſich anſtändig zu ernähren, vermochte die in ſich verſunkene Trägheit und Gleichgültigkeit des Mannes ihn jedoch nicht zu bringen. Der Zufall hatte ihn auf die nahe Grenze geführt, wo ſich ihm bald ein gefährlicher Erwerb zeigte, der keine beſondere Anſtrengung des Geiſtes wie des Körpers in Anſpruch nahm. Seit frühſter Jugend ſtets in dieſer Gegend lebend, war er mit allen Wegen und Stegen vertraut, die aus dem einen Lande in das andere führten. Ein Zufall ließ ihn ein paar Kerle finden, die

von den Preußen deſertiren wollten und die ihm ein Goldſtück boten, wenn er ſie ungefährdet über die Grenze bringen könnte. Er übernahm es, und es gelang. Seit der Zeit hatten ſich mehr Ausreißer eingeſtellt, und er machte aus dem Menſchenpaſchen ein förmliches Geſchäft, das ihm zwar Geld eintrug, aber auch das Leben koſten konnte, da ſich ein ſtarker Verdacht bereits gegen ihn regte.

Robert ließ ſich genau das Dorf an der Grenze bezeichnen, um andern Tages mit dem Früheſten zu ſeinem Vater zu eilen und ihn der Gefahr, die ihm drohte, für immer zu entreißen. Dann verſuchte er es, einzuſchlummern; allein die erſchütternden Erlebniſſe dieſes Tages und der ſchmerzliche Vergleich zwiſchen dem beglückenden Geſtern und dem fürchterlichen Heute ließen keinen Schlummer über ihn kommen.

7.

Die Sonne brannte heiß, als Robert, immer höher und höher in dem Grenzgebirge aufſteigend, ein weithin verſtreutes Dorf erreichte, das ihm als der jetzige Aufenthalt ſeines Vaters bezeichnet worden war. Ein Kind leitete ihn über den Bach in die entlegenſte Schlucht, wohin ſich ein einzelnes Häuschen von ärmlichem Anſehen verloren hatte. Hier ſollte er ſeinen Vater wiederſehen.

Das Haus gehörte einem Tiſchler, der gerade darüber her war, eine Wiege zu zimmern. Ein Sarg ſtand fertig daneben. Der Anblick machte auf Robert's Gemüth eine ſchlagende Wirkung. Es war gleichſam, als überſchaute er von dieſer Schwelle die beiden Enden ſeines Lebens, wo er

aus dem räthselvollen Nichts zum Sonnenlichte und zum Bewußtsein erwacht war, und wo er wieder zu ihm hinüberschlummern sollte. Der Anfang stand ihm noch so nahe; wie ein Traum waren ihm die kurzen Tage vorübergeflogen; sollte ihm das Ende wol auch schon so nahe sein? Diese Frage schien ein leiser Schauder zu beantworten, der ihm durch die Adern rieselte. Es war der Schauder der Ahnung, der unwiderstehlich uns erfaßt, wenn uns unser Verhängniß einer entscheidenden Begebenheit entgegenführt.

Der Tischler war ein alter Mann; gebückt über seine Arbeit, beschatteten die herabfallenden weißen Haare sein Auge, und sein Werkzeug machte ein solches Geräusch, daß er den Eintretenden nicht merkte.

„Wißt Ihr mir vom alten Mellinger Kunde zu geben?" fragte Robert mit seinem jugendlich tönenden Baß.

Gleichsam erschreckt fuhr der arbeitende Greis in die Höhe, strich sich mit der geschwärzten runzligen Hand die Haare aus den Augen und blickte den Frager an, um sich schnell zu überzeugen, ob irgend eine Gefahr für seinen Gastfreund vielleicht im Hinterhalte laure.

„Mellinger?" wiederholte er gedehnt und forschend. „Mellinger? Und was wünschten Sie von dem alten unglücklichen Manne zu erfahren?"

„O nichts, nichts, das Euch beunruhigen könnte," sprach Robert schnell, der den Blick und Ton des Tischlers wohl verstand. „Ich bringe ihm angenehme Nachricht."

Der Alte, indem er immerfort Robert ins Auge faßte und wol die Gabe besitzen mochte, die Gesichtszüge der Menschen zu deuten, sprach jetzt fest: „Ja, ja, mir ist's, als hätte er von Ihnen gesprochen — sind Sie nicht —?"

„Ich bin sein Sohn Robert, ich besuche meinen Vater; sagen Sie mir schnell, wo ich ihn finde.

Da schüttelte der Tischler wieder bedenklich den Kopf und sagte: „Ihr Vater ist nicht daheim, junger Mann, und wo er ist, kann ich Ihnen nicht verrathen.“ Dann fügte er mit Bedeutung hinzu: „Er sagt keinem Menschen, auf welchen Wegen er wandelt.“

„Um Gottes willen! was ist's mit meinem Vater?“ schrie Robert.

„Junger Mann,“ versetzte der Greis, „ich kenne Sie nicht, und weiß nichts von Ihren Verhältnissen. Mögen sie aber sein, wie sie wollen, so nehmen Sie sich Ihres alten Vaters an. Machen Sie das Unrecht gut, das Ihr reicher, angesehener, in der Nähe wohnender Bruder an ihm verübte. Mehr sage ich nicht, bleiben Sie im Dorfe, bis Ihr Vater wieder zurückgekehrt sein wird. Er kommt sicher diesen Abend, wie er mir gesagt hat. Dann führen Sie ihn mit sich fort, nicht als ob ich ihn nicht gern behielte, nein, sondern weil es zu seinem Besten ist.“

Mit welcher Sehnsucht erwartete Robert den Abend. Wie ungeduldig ward er, als die Sonne sank und sein Vater noch immer nicht zurückgekommen war. Die Nacht brach herein und sein Warten blieb immer vergebens. Auch sein alter Wirth theilte seine Unruhe. Wie viele Fälle konnten sich nicht ereignet haben, die den auf so geheimen und gefährlichen Pfaden Begriffenen getroffen hatten! Die Natur und die Menschen waren hier bedrohlich; er konnte gefangen worden sein, im Handgemenge verwundet, erschlagen, ein Sturz von der Klippe konnte seinem Leben ein Ende gemacht haben.

Nachdem Robert einige Stunden der Nacht in stets wachsender Sorge hingebracht hatte, duldete es ihn nicht

länger im Hause. Er ergriff seine Flinte und, nachdem er sie vorsorglich geladen und über die Schulter geworfen hatte, ging er aus dem Hause, ohne den alten Tischler zu wecken. Er hatte sich von den Hirten den Weg zeigen lassen und ging jetzt dem Walde zu, der sich längs der Grenze hinzog. Er hatte keiner bestimmten Richtung zu folgen; sein Zweck war, einen Tag lang an der Grenze hinzustreifen, alle Winkel und Schluchten zu durchstöbern und, wenn dies erfolglos sein sollte, Hülfe aufzubieten, um die Spur seines Vaters zu erforschen.

So hatte er denn den größten Theil des Tages dieses Ziel verfolgt, als er bei sinkender Sonne an einen rauhen wilden Paß gerieth, der so recht ein Ort zu sein schien, an dem Pascher ihr Wesen treiben. Er war vom Streifen sehr ermüdet und ein brennender Durst quälte ihn, als er unter einer dichten Baumgruppe ein niedriges langes Gebäude erblickte, das ein Wirthshaus zu sein schien, obgleich es einem Raubneste nicht unähnlich sah. Es war dies eine jener Grenzbauden, wie man sie in Schlesien zu nennen pflegt, eine Art von Sennhütten und Wirthshäusern zugleich, und nebenbei das Absteigequartier der Pascher und die Ablage gepaschter Waaren. Robert kehrte hier ein, begehrte einen Trunk und saß dann sorgenvoll versenkt in einem Winkel vor dem gefüllten Glase, das seine lechzenden Lippen noch nicht einmal berührt hatten.

Klirrende Tritte und lautes Reden störten ihn plötzlich auf und unterbrachen die Stille, die bisher in dieser Einöde geherrscht hatte. Es waren Soldaten, die jetzt in den dunklen Raum der Stube eintraten und sich um einen Tisch hinpflanzten, während sie einen Mann aus ihrer Mitte hinter den Ofen stießen, der es sich ruhig und stillschweigend gefallen ließ. Robert wurde aufmerksam und

glaubte ein seltsames, schweres Klingen zu vernehmen; sein Blut kam in schnellere Bewegung. Ein Knecht brachte Licht und stellte es den Soldaten auf den Tisch.

Robert blickte jetzt nach dem Manne hinter dem Ofen; er war gefesselt an Händen und Füßen; eine gräßliche Angst trieb ihn in die Höhe; er trat dicht vor den Mann und erkannte die verwitterten Züge seines alten Vaters.

„Mein Vater!" schrie er, „was hast Du verbrochen?" und stürzte sich vor ihm nieder, die gefesselten Füße umklammernd, während heiße Zähren auf die Fesseln herabströmten.

Der Alte weinte auch; dieser Moment hatte sein stumpfes Gefühl doch ergriffen. Er neigte sich über seinen knienden Sohn und wollte ihn zu sich erheben, aber die Soldaten waren aufgesprungen und rissen vereint Robert weg von seinem Vater, dessen Wuth keine Grenzen kannte und der ihnen verzweifelten Widerstand leistete. Der Wirth und seine Knechte sprangen nun auch hinzu und schlugen sich, wie natürlich, auf die Seite der bewaffneten Macht. Dies gab den Ausschlag. Robert's Händen entwand man den Hirschfänger, mit dem er einige leichte Wunden schon ausgetheilt hatte; dann ergriff man ihn und warf ihn unter lautem Geschrei und Hohnlachen zur Thüre hinaus, die man verriegelte und verrammelte, um die Nacht ruhig hier hinbringen zu können.

Tiefe Finsterniß war indessen hereingebrochen und der Regen goß in Strömen. Robert blieb im Freien ohne Hut, den sie ihm vom Kopfe gerissen, unbekümmert um sich, nur von dem Einen glühend erfüllt, Rache zu nehmen an den Schergen und seinen Vater aus ihrer Macht zu befreien. Es ließ ihn nicht los aus dem Bann dieses Hau-

ses, bis er dies erfüllt; er mußte untergehen oder siegen in diesem Kampfe, das fühlte er.

Er fluchte seiner Unmacht und schämte sich, daß er nichts konnte, als das, und verwünschte es, daß ihm seine Waffen genommen waren, denn seine gute geladene Flinte stand drinnen in dem Winkel, wohin er sie beim Eintreten gestellt hatte.

Er ging zum Fenster und ließ sein Auge über die Gruppe der Soldaten hinschweifen, die weiblich trinkend um den Tisch saßen. Von dem Gefangenen am Ofen sah er nur den Schatten.

Einer der Soldaten bemerkte ihn und rief laut seinen Kameraden zu: „Da steht er noch immer, der saubere Sohn von dem Galgenstrick, der uns morgen keine Sorge mehr machen soll, da ihm der Profoß das Handwerk für immer legen wird. Solch ein Kerl, der uns die besten Leute desertiren macht und dem Feinde zuführt, verdient doch wahrhaftig nichts anders als den Strick, und wenn ich sein eigener Sohn wäre, so könnte ich's nicht anders sagen!"

„Der Junge ist doch ein braver Kerl; er hat Muth und Kraft im Leibe. Da steht er noch immer draußen im Regen. Er thut mir leid!"

Dies sagend nahm der Unteroffizier Robert's Hut, Hirschfänger und Flinte, öffnete das Fenster und reichte es dem draußen Stehenden mit den Worten hin: „Da nimm und mache Dich auf den Heimweg, damit Dir nicht auch noch Schlimmes begegnet; laß Dich von der Lehre witzigen, die Du erhalten: wie die That, so der Lohn!"

Robert hörte auf die Worte nicht; er drückte seine Waffen mit Inbrunst, dann sorgte er, vor Allem das Gewehr vor Nässe zu bergen. Er stellte sich seitwärts unter

das Dach, bis der Regen aufgehört hatte. Als er aber beim grauenden Morgen die erwachenden Soldaten wieder sprechen hörte, horchte er schärfer und glaubte das Klirren der Fesseln wieder zu vernehmen. Ein Stich fuhr ihm durch's Herz. Er verbarg sich tiefer, um nicht bemerkt zu werden. Die Soldaten verließen die Baude und führten den Gefangenen in ihrer Mitte. Robert ließ sie einen Vorsprung gewinnen, um dann fern von der Wohnstätte der Menschen an einsamem Orte seinen Vorsatz zu vollführen.

8.

Der alte Mellinger war abermals im Begriff gewesen, zwei junge Soldaten des Königs von Preußen den Oestreichern überzuführen, als ihn die Soldaten, die ihm lange vergeblich aufgelauert hatten, überfielen und gefangennahmen. Die beiden Ausreißer, die sich zur Wehre setzten, wurden auf dem Platze getödtet, Mellinger aber, schwer gefesselt, zum General-Commando geführt, um dort den Tod nach den Kriegsgesetzen zu erleiden. Ihm stand der Strick bevor, ohne alle weitere Untersuchung, nachdem das sogenannte Standrecht über ihn gehalten worden. Es ist dieses die hoffnungsloseste Art, gerichtet zu werden; der Moment entscheidet hier, zumeist der Schein, oft die gute oder böse Laune; keine Appellation findet statt; der Spruch des Standrechts ist gefallen und der Angeklagte wird dem Leben oder dem Tode überantwortet.

Mellinger war mit stoischer Ruhe seinem Schicksale ergeben; die Gleichgültigkeit, die ihn durch's Leben geleitet, reichte ihm die milde Hand an der Brücke zum Jenseits;

nur der Marsch mit den schweren Fesseln mochte dem alten Manne wol beschwerlich werden; sein Schritt erlahmte oft, er schien ermattet inne zu halten; dann aber stießen ihn seine rauhen Begleiter auf aus seiner Erschlaffung und die erhobenen Kolben vermehrten seine Kraftanstrengung und brachten ihn vorwärts.

Robert hatte einen Platz gewählt, wo der Waldpfad sich, vom Dickicht beengt, krümmte und keinen weiten Blick darüber hin gestattete. Hier lauerte er im Gebüsche, von belaubten Zweigen versteckt, mit der heißen Erwartung eines wilden Thiers, das die nahende Aetzung wittert. Und in der That, seine Unruhe schien in jenem Augenblicke ebenso sehr von dem Gefühl erregt, Rache an den Schergen seines Vaters zu nehmen, als von dem Drange, diesen aus ihren Händen zu befreien. Das zum Kopfe steigende Blut hatte ihm das klare Bewußtsein geraubt; er war ein Anderer geworden; der sanfte, edle Robert lechzte nach Rache; er war voll Grimm und Mordlust.

Die rauhen Stimmen der vier Soldaten, die seinen Vater begleiteten, schallten jetzt zu ihm in sein Versteck, ehe er ihre nahenden Schritte vernehmen konnte, da der Weg durch den Regen aufgeweicht, keinen Ton beim Auftreten hören ließ. Robert's Gehör neigte sich mit ganzer Schärfe dem Orte zu und er glaubte nun deutlich das Klirren einer Fessel zu hören. Er suchte sich zu fassen, damit er gut ziele und sicher treffe. Auf sein Gewehr durfte er sich verlassen; so stand er schießfertig da. Kaum bog der Erste in den gekrümmten Weg des Dickichts ein, so war er auch schon von Robert's Kugel erreicht und sank zu Boden; die drei Andern wußten in der Ueberraschung nicht sogleich, ob sie zuerst ihrem Kameraden beispringen oder dem Thäter nachspüren sollten. Der Ort erschwerte das Letztere und schien

gefährlich. Man konnte nicht ermessen, wie viele Wegelagerer hier versteckt waren. Zwei von den Soldaten folgten daher ihrer Eingebung, ließen ihren Gefangenen, sowie ihren gefallenen Kameraden im Stich und machten sich aus dem Staube; nur Einer blieb zurück und stellte sich bereit, einen Jeden, der sich ihm nahen würde, gebührend zu empfangen.

Robert hatte schnell wieder geladen und wollte schon abdrücken; aber der Soldat hatte die Kette seines alten Vaters um seinen eigenen Arm geschlungen, damit er sicher sei, daß er ihm nicht entwische, und so mußte Robert fürchten, von seinem Standpunkte aus seinen Vater mit zu verwunden, vielleicht gar zu tödten. Seine Lage gab ihm eine List ein. Auf einem Umweg schlich er gebückt durch das Gesträuch, dem Soldaten in den Rücken, und als dieser — da kein weiterer Angriff erfolgte — sich eben anschickte, mit Vorsicht weiter zu gehen, traf ihn ein Schuß in den Nacken, der ihn sogleich todt zu Boden streckte.

Mit gezogenem Waidmesser stürzte Robert jetzt bebend und schweißtriefend aus seinem Verstecke hervor und bohrte seine Waffe den am Boden liegenden Soldaten mehrmals in die bereits entseelten Körper. Er wollte sicher sein, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr mehr drohe. Hierauf beschäftigte er sich erst mit seinem Vater, der erschreckt von dem Tumulte ohnmächtig dalag und Alles ruhig mit sich geschehen ließ.

Robert's Bemühung, ihm die Fesseln zu lösen, war vom besten Erfolge gekrönt; da sie in der Eile nicht genietet waren, sondern nur durch Stricke befestigt, so half ihm sein scharfes Waidmesser dabei. Jetzt erwachte der Alte. Der Sohn, der um seinetwillen zum zweifachen Verbrecher geworden war, indem er einen dem Tode Verfallenen be-

freit und einen Doppelmord auf sich geladen hatte, lag vor ihm in Thränen gebadet, und es rührte ihn nicht. Diesem Menschen war der Tod gleichgültig, wie das Leben.

Nachdem Robert seinen Vater völlig frei sah, dachte er [illegible] daran, diesen gefahrvollen Ort zu verlassen und auf Seitenwegen in ein Dorf zu gelangen, wo ihm ein Bekannter einen Wagen geben würde, um schneller seine Waldeinsamkeit zu erreichen. Dort hoffte er vor allen Nachstellungen sicher zu sein. Er war jetzt noch nicht im Stande, über seine That und ihre Folgen eine erschöpfende Betrachtung anzustellen.

Stumm zogen Vater und Sohn ihres Weges. Robert ließ dann und wann einen Blick auf die neben ihm schreitende Jammergestalt fallen, und dann wurde er weich und empfand die Wonne, seinen Vater befreit zu haben, selbst um den schweren Preis, den es ihn gekostet. Dann nahm er sich vor, ihm das ruhigste, beglückendste Alter zu bereiten, um das Unrecht gut zu machen, ihn früher so vernachläßigt zu haben.

Sie waren bereits mehre Stunden gegangen und hatten endlich das Dorf erreicht, wo sie ihren Freund zu Hause fanden. Mit Bereitwilligkeit erhielten sie von ihm den Wagen und nach dem kurzen Aufenthalte, dessen sie zu ihrer nöthigsten Stärkung bedurften, fuhren sie der alten Waldwarte zu.

Die Soldaten, die auf den ersten Schuß geflohen waren, hatten indeß den nächsten Ort erreicht, wo von ihren Truppen lagen, und Anzeige von dem Vorfall gemacht. Während man nun sogleich sich nach dem Platz verfügte, wo der Vorfall geschehen war, verordnete man zur selben Zeit eine Streife in der ganzen Gegend. Im Augenblick wimmelte es überall von Soldaten, die nach allen Richtun-

gen hin Wälder und Felder, Berge und Thäler durchstrichen, Alles anhielten, was ihnen begegnete, aus dem kleinsten Umstand, der sich ihnen nicht sogleich klar darstellte, Verdacht zogen und eine Menge solcher Verdächtigen verhafteten.

Robert und sein Vater, die wahrscheinlich zu Fuße bei ihrer Kenntniß der Gegend glücklich durchgekommen wären, fuhren jetzt der Gefahr in die offenen Arme. Ein Streif-Commando hielt sie an, und da ihre Persönlichkeit schon wider sie zeugte — ein alter zerlumpter Bettler mit dem jungen bewaffneten Jäger — so wurden sie sogleich gefangen und unter Geleite zum Verhöre geführt.

Das Standrecht wurde eröffnet. Robert war zu stolz, um zu leugnen. Er wußte durch sein offenes Geständniß die Richter zu rühren, aber ihren harten Spruch abzuwenden oder nur zu mildern, war er nicht im Stande. Der Spruch lautete für Vater und Sohn auf Tod am nächsten Baume. Als eine besondere Gnade wollte man es betrachtet wissen, daß man das Urtheil nicht sogleich vollziehen ließ, wie es in Kriegszeiten gewöhnlich ist; der Waffenstillstand, der eben herrschte, ließ diese Abweichung von der Regel zu. Ob aber diese Menschlichkeit den Verurtheilten wünschenswerth war, darum bekümmerte man sich nicht. Man verlängerte ihr Leben um wenige Tage, aber auch ihre Schmerzen, ihre Todesnoth, und das edle gebrochene Gemüth Robert's mußte sich neuen Prüfungen unterwerfen.

9.

Robert saß, sich selbst überlassen, in seinem einsamen Kerker von Finsterniß umgeben. Draußen war es hell und heiter, aber kein Sonnenstrahl drang in das Gewölbe, das ihm zur letzten Wohnung auf Erden angewiesen war. Er getraute sich nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu hoffen. Selbst der Gedanke an das sonst Beseligendste für ihn, die Gegenwart der Geliebten, erfüllte ihn nur mit Entsetzen. Er getraute sich wohl die Kraft zu, den nahenden Tod mit festem Blicke zu erwarten, ihre Verzweiflung jedoch hätte er nicht zu ertragen vermocht.

Ein fein gekleideter Mann, der Empfehlungsbriefe von hoher Hand mitbrachte, hatte die Erlaubniß erhalten, den Gefangenen allein zu sprechen. Der Profoß führte ihn ein, setzte eine Lampe auf den Tisch und entfernte sich wieder.

Der Fremde, der in einiger Entfernung vor Robert stand, schlug jetzt den Mantel auseinander und dieser erkannte mit Widerwillen seinen Bruder. Es war dasselbe Gottliebchen, das erzogen und gehätschelt von früher Jugend, nur vom Glücke gewiegt worden war, während er mit Elend und Sorge stets zu kämpfen gehabt hatte; es war derselbe Mann, der in der Nähe des Vaters, von seiner Lage vollkommen unterrichtet und ebenso im Stande, ihr aufzuhelfen, sich seiner geschämt und sich deshalb seiner nicht angenommen hatte; es war derselbe, der seinen Bruder noch bei seinem letzten Besuche so herzlos empfing, der ihn um den Segen der sterbenden Mutter gebracht und der jetzt wahrscheinlich gekommen war, ihm ein neues Herzeleid zu bereiten.

„Siehst Du, daß wir uns nicht zum letzen Mal sahen, als Du damals mein Haus verließest," fing der Leibschnei-

der im salbungsreichen Tone an. „Niemand weiß so etwas im Voraus zu sagen. Nicht Du, sondern Deine Familie ist zu beklagen, über die Du Schmach und Schande verhängst. Dieses und nur dieses allein ist im Stande, den Abscheu niederzudämpfen, der mich erfüllt, einen verruchten Mörder zu besuchen, an dessen Händen das Blut Unschuldiger klebt. O verstockter Verbrecher, wirf Dich der Reue in die Arme, damit nicht die Teufel noch Oel in die Flammen gießen, die Dich sicher erwarten. Dich muß ich Deinem Schicksale überlassen; allein ich heiße wie Du, und ich habe Kinder als fromme Christen erzogen und ausgestattet mit der feinsten Bildung; sie ererben von mir ein großes Vermögen und ihnen ist der Weg zu allen Aemtern und Würden im Staate offen. Diese Kinder ererben aber auch meinen Namen, einen Namen, der beim hohen Adel wie beim ganzen Publikum seit langen Jahren in Achtung steht. Diesen Namen schändet Deine That und bedeckt ihn für immer mit Schimpf. Du bist Schuld, daß alle meine Entwürfe für die Zukunft, alle meine glänzenden Aussichten vernichtet sind. Ich wollte meinen Namen verändern; ich wollte den Adel, ein Wappen, ich hätte eine große Summe daran gesetzt; allein es wurde mir abgeschlagen. Deine That hatte eine solche Indignation erregt, daß man Einem Deines Namens keine solche Auszeichnung gewähren will, selbst wenn er es in der edelsten Absicht wünscht, in der Absicht, sich von Dir gänzlich loszusagen. Mir bliebe nichts übrig, als dies Land zu verlassen, mich mit meinem Gelde und meiner Familie einzuschiffen und in weiter Ferne zu leben, wo man nicht weiß, daß mein Vater und mein Bruder den Tod am Galgen starben. So muß ich denn, ich unglücklicher Mann, Eure entsetzlichen Verbrechen an mir und den Meinigen mit bestraft sehen. Wenn Dich dieses nicht rühret,

wenn die Geschwisterliebe bei diesem meinem Kummer nicht in Deinem Herzen erwacht, so bist Du wirklich ein Auswurf der Menschheit, für den Du allgemein gehalten wirst. Regt sich aber noch in Deinem Herzen der Schatten eines menschlichen Gefühls, so höre meinen Vorschlag und nimm ihn an. Hier hast Du ein Sümmchen, das Dich auf lange Zeit für Mängel deckt." Bei diesen Worten zog er eine volle Börse aus der Weste. „Ich habe noch mehr Geld daran gewendet, um Deine Flucht vollkommen zu sichern; auch den Vater befreie ich auf gleiche Weise. So vertauschen wir nur die Rollen; statt meiner verläßt Du das Land. Mit Eurer Flucht wird das Ganze bald vergessen sein. Aber aus dem Lande mußt Du so schnell als möglich. Dies ist die einzige Bedingung, an die ich Deine Befreiung knüpfe. Versprichst Du mir dieses nicht, so lasse ich Dich so gleichgültig aufknüpfen und den Vagabunden von Vater dazu, wie ich hier diese Prise nehme, und muß dann freilich in den sauren Apfel beißen, und Heimat, Geschäft und Aussichten aufgeben. Dann ziehe ich aber nach dem Süden und werde dort immer ein reicher, geachteter und im Kreise meiner Familie auch glücklicher Mann bleiben."

„So bleibe denn glücklich, Elender!" war Alles, was Robert seinem Bruder erwiderte. Was dieser auch noch versuchte, es gelang ihm nicht, noch irgend ein Wort als Antwort zu erhalten. Voll Grimm und Verachtung hatte sich Robert abgewendet und der Leibschneider mußte im höchsten Verdruß, seinen Versuch gescheitert zu sehen und Alles, Einfluß, Geld und Beredtsamkeit umsonst verschwendet zu haben, den Kerker verlassen.

10.

Auf der alten Warte im Walde war der tiefſte Kummer eingezogen. Zuerſt hatte Robert's langes Ausbleiben Beſorgniſſe erregt, und als der alte Förſter von ſeiner waldigen Einſamkeit herabſtieg zu den Wohnungen der Menſchen und die Kunde vernahm von Robert's That, die ſcheelen Blicke ſah, die man auf ihn richtete, und die ihm nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß man ſeinem böſen Einfluſſe es zuſchrieb, da hatte er das Herz voll Kummer und wußte nicht, ob er heimkehren ſollte oder nicht, ob er ſeiner Tochter das Unglück auch verkünden ſollte oder es ihr verſchweigen. Der ſonſt ſo feſte, entſchloſſene Mann war jetzt zaghaft und niedergeſchmettert. Er verließ, nachdem er ſich über Alles, ſo weit es ihm möglich, Gewißheit verſchafft, den Ort und ſtieg hinauf in ſeinen Waldbezirk. Hier irrte er den Reſt des Tages ohne Speiſe und Trank umher. Die Sorge endlich, durch ſein langes Ausbleiben den Kummer ſeines Kindes mehr noch anzufachen, trieb ihn an, einen raſchen Entſchluß zu faſſen und zu ihr zu gehen.

Noch ehe er geſprochen, kannte ſie die Größe ihres Unglücks. Das Ausſehen ihres Vaters war ſo verändert, daß alle Angſt und Sorge, die ihr ſein langes Ausbleiben verurſacht hatte, dadurch Beſtätigung erhielt.

Sie drang nicht weiter in ihn, daß er ſeinem Schmerze Worte gebe, und ihr deutlicher mache, was ſie ahnend erieth; er verſchloß die Fülle des Unglücks in ſeine tiefſte Bruſt und dachte nicht daran, ſich durch Mittheilung Erleichterung zu verſchaffen. Sie aber dachte: mein Geliebter iſt verunglückt; mein Leben iſt hin; ich folge ihm bald! Er wußte, daß ihm keine Macht gegeben war, zu helfen und daß er beide Kinder zu beweinen habe. Kennt man einmal die

Größe seines Schmerzes ganz, so wird man gefaßt und vertrauter mit dem Gedanken an den Tod, der über solche Schmerzen ja leicht hinweg hebt. Was sonst Schrecken erregt, wird dann zum warmen Tröster. Er dachte: sind Beide todt, so säume ich nicht lange, sie einzuholen.

Während Robert in seinem Kerker an den schrecklichen Augenblick des Abschieds von seiner Geliebten dachte, beweinte ihn diese schon als gestorben. Der empörende Moment, der durch die Erscheinung seines Bruders ihm bereitet wurde, sollte der einzige sein, der ihn beim Ausgang aus dem Leben noch erschütterte. Ruhig hatte er sich in sein Schicksal ergeben; immer ruhiger wurde er, je kürzer die Spanne wurde, die er noch zu leben hatte. Durch ein wunderbares Uebereinstimmen der Gedanken — jene unerklärbare Sympathie, die sich liebender Herzen bemeistert und sie in weiter Entfernung verknüpft, sie gleich handeln, gleich empfinden läßt zur selben Stunde, in derselben Minute — dachte auch er sich seine geliebte Braut todt, und hatte die feste Ueberzeugung, sie dort wiederzufinden, wohin er die unfreiwillige Reise jetzt mit froherem Muthe antreten wollte.

Zu früher Morgenstunde setzte sich der Zug in Bewegung, um beide Delinquenten zur Richtstätte zu begleiten. Zuerst kam der Alte, das graue Haupt auf die Brust gesenkt, mit gefalteten Händen, die das Bild des Erlösers am Kreuze krampfhaft hielten. Sein schwankender Schritt wurde von zwei jungen Soldaten unterstützt, die ihn am Arme hielten. Auf ihn folgte Robert mit erhobenem Haupte, den Blick zum Himmel gekehrt. Er hatte ein Gesangbuch in der Hand, aber das Gebet, das er aus innerstem Herzen zur Höhe schickte, stand nicht in dem Buche verzeichnet. Beide trugen lange weiße Hemden, mit

schwarzen Schleifen besetzt und waren barfuß, wie es damals Gebrauch war, Verbrecher zum Tode zu führen.

Auf einem Platze vor der Stadt waren zwei Galgen errichtet. Der Vater war der Erste, der die schreckliche Leiter hinansteigen mußte; der unglücklichere Sohn sah zu Boden, wie jener den kurzen Todeskampf überstand; dann stieg er beherzt die Leiter hinan und ein paar Minuten genügten, um seine Schmerzen zu lösen.

Die theilnahmlose, neugierige Menge verlief sich mit wildem Geräusche, gleichgültig, welche gesunde Kraft, welche edle Gefühle, welch heller Geist hier so gewaltsam erstickt worden war, nicht neugierig zu forschen, welch' eine verhängnißvolle Kette von Zufälligkeiten und Umständen ein reines, thatenkräftiges Leben nach so kurzem Verlaufe schon diesem Ende zugeführt haben mochte. Sie sahen die Leichname, stumm und kalt, sprachen von Gerechtigkeit und priesen ihre Gesetze. Die Thoren!

Nachdem beide Leichen den ganzen Tag über gehangen hatten, sieht man bei einbrechender Nacht zwei Männer einherkommen. Der Eine, eine hohe, finstere Gestalt, zieht ein sorgfältig zusammengewickeltes Papier aus der Tasche, nimmt ein funkelndes Goldstück daraus hervor und drückt es dem Andern stumm in die Hand. Dieser klimmt schnell und flüchtig zu dem jüngsten der Gehenkten hinan und zieht etwas Blitzendes aus der Tasche; der Strick ist gelöst und der Leichnam gleitet in die Arme des unten Harrenden, der ihn in bereit gehaltene Tücher sorgfältig wickelt, ihn dann auf die Schulter nimmt und unter der schmerzlichen Last still weinend forteilt.

Still weinend erreicht der Mann seinen finstern Wald. Eine offene Grube erwartet hier den stummen Gast; doch eh' er ihn hineinlegt, beraubt er ihn der schönsten Locken,

die das dunkle Haupt des Todten schmücken. Dann schaufelt er die Grube zu und steigt mit seiner traurigen Beute langsam die Stufen zur Warte hinan.

Ein sterbendes Mädchen liegt hier auf dem Lager. Der Alte tritt zu ihrem Bette und legt sanft die Locken darauf hin; die Kranke ergreift sie und führt sie mit zitternder Hand an die Lippen, ihr brechendes Auge haftet noch einmal darauf, dann aber blickt es starr und gläsern vor sich hin; auf der Erde ist nichts mehr für es zu sehen; die Seele des Mädchens ist schon drüben bei ihm.

Die öde Warte diente noch ein halbes Jahr dem alten Förster zum Obdach; dann verschwand er aus der Gegend. Niemand wußte wohin. Die Vernünftigsten schlossen auf einen Selbstmord; das gemeine Gerücht sagte von ihm, der Teufel habe seinen Wechsel einkassirt und ihn geholt.

Die Warte bietet jetzt nur noch einen Haufen unbewohnter Trümmer.

Carlino.

„Welche Lustigkeit in dem Muthwill schöner Menschen!“
A. Brentano, Ponce de Leon.

1.

Ein leichtes Gewölk entlud sich in feinem Regen über den hohen Häusern des Corso und nöthigte die wenigen Masken, welche bei noch früher Tageszeit sich daselbst herumtrieben, Schutz unter den Hallen und Arkaden der Paläste zu suchen. Eine Gesellschaft junger Leute, als buntscheckige Arlechinos und graue Pulcinells gekleidet, liefen einige Schritte weiter als sie nöthig hatten, um mit lautem Kichern und Schnattern das Portal eines nicht sehr ansehnlichen Hauses zu füllen, dessen Fenster, ganz der Sitte entgegen, dicht verschlossen waren. Sie fingen nicht nur an die Läden mit den üblichen Gipskügelchen zu beschießen, die ein lustiges Getrommel, gleich Hagelschloßen, darauf ertönen ließen, sondern die Arlechinos hieben mit ihren Pritschen, die Pulcinells klingelten mit ihrer Glocke so anhaltend und laut, daß bald die ganze Nachbarschaft auf dieses Gelärm aufmerksam wurde; nur in dem Hause selbst rührte und regte sich nichts.

„Wenn sie das nicht hört,“ sagte endlich einer der Aus-

gelaſſenſten, „ſo müſſen ihre Ohren eben nicht die feinſte Beſchaffenheit haben —"

„Oder ſie hat ſie verſtopft, um nicht taub zu werden," fiel ihm ein Anderer in die Rede.

„Iſt ſie's denn aber werth, daß wir edeln Jünglinge uns dieſe Mühe um ſie geben?" fügte ein Dritter hinzu.

„Das müßt Ihr unſern Freund Vincenzo fragen," rief laut lachend der Erſte, „ich ſeh' es ihm an, daß er uns Alle verwünſcht und lieber ſeine Guitarre hier ganz einſam ſtimmen möchte, um den Engelskopf ans grüne Gitter zu locken."

„Und könnte ſie's denn, ſelbſt wenn ſie mich hier unten vermuthete?" ſprach mit einem tiefen Seufzer eine anmuthige Stimme unter der ſchwarzen Larve hervor. „Nicht um Tereſa ans Gitter zu locken, bin ich mit Euch gegangen, ſondern um dem alten Hanswurſte den Tod an den Hals zu ärgern, und darum laßt uns nicht aufhören, ihn zu beunruhigen!"

„Ei, ſeht doch, das Bürſchchen, den holden Sänger!" rief der Erſte.

„Unſere ſüßtönende Nachtigall vom Theater Valle!" erwiderte der Zweite.

„Und wißt Ihr nicht, daß die Galle der Nachtigall ein ſtarkes Gift enthält?" ſagte der Dritte.

Und wieder ging das Lärmen los. Die Confetti flogen, die Pritſchen klapperten, die Glocken klingelten, und dazwiſchen tönten die Worte: „Alter Arlechino! Höllenbraten! Finde Dich mit dem Teufel ab! Dieſe Nacht wirſt Du ermordet! Gib Deine Schätze her! Deine Tereſa vor Allen! Erſticke am erſten Biſſen! Pickelhäring! Beſtie!" und immer luſtiges Gejohle hinterdrein, und Springen und Pfeifen.

Schon zeigten sich Sbirren in einiger Entfernung, um das muthwillige Treiben dieser Masken zu beobachten.

Mittlerweile war die Wolke vorübergezogen, der Corso war wieder belebt, das Gedränge riß auch die Lärmenden mit fort, die sich einen König der holden Thorheit erwählten und mit frohem Jubel vom Hause des gehaßten Alten Abschied nahmen.

2.

Tief im Innern des Hauses, entfernt von dem lauten Markte der Thorheit, saß im halbverdunkelten Zimmer ein kleines Männchen, mit seltsam geformten, doch nicht unangenehmen Zügen, einen Rosenkranz in den Händen und, während er die Kügelchen durch die Finger rollen ließ, mit kleinen, halbgeöffneten, listigen Augen das Zimmer überschauend.

Ein braunes Gewand, halb Schlafrock, halb Kutte, hüllte die Gestalt ein, und den weißen Kopf bedeckte eine enganschließende Kappe von schwarzem Sammet, die auf der Stirne eine Schnibbe bildete und dann dicht an den Augenbrauen fortstreifend bis tief in den Nacken hinabreichte.

Um den Mund hatten sich tiefe Furchen des Grames gelagert, die bleichen, schmalen Lippen waren von Kummer, einem nach unten gekehrten Hufeisen zu vergleichen, und die ganze Erscheinung brachte den gemischten Eindruck von Rührung und Heiterkeit hervor.

Die Umgebung des Männchens zeigte, welchen ernsten Betrachtungen er sich hingab. Einige Gemälde von Werth,

die Qualen der Märtyrer, ein jüngſtes Gericht und einen Sturz der Verdammten darſtellend, bedeckten die Wände, dazwiſchen Gebet- und Erbauungsbücher, einige Blumen vor der Madonna und dem Crucifixe und das vollſtändige Habit eines Bruders vom Orden des heiligen Franziskus, des Erſten und Erhabenſten aller Heiligen, welches anſtatt eines Spiegels am Pfeiler hing.

Trotz der Entfernung von der Straße tönte je zuweilen Einiges von dem Lärm herauf, welchen die Masken vor der Thür verübten, und dann zuckten die Glieder des Männleins gar ſonderbar zuſammen, ſeine Lippen bewegten ſich ſchneller und er ließ den Roſenkranz eifriger durch die Finger laufen.

Da trat plötzlich eine kleine, runde Frauensgeſtalt ein, die den ſchreiendſten Contraſt zu ihm bildete.

Sie war in buntem Kattune gekleidet, kurz und drall. Die dicken, kleinen Füße trippelten unſicher einher, denn die Laſt des Bäuchleins war ihnen offenbar zu gewichtig. Rothe Hängebacken, große, fettige Augen, ein ſtarkes Doppelkinn, um das ſich, ſelbſt im Zorne, wie aus Gewohnheit ein ſtetes Lächeln gelagert hatte, und ein dickes Stumpnäschen gaben den alternden Zügen der Fünfzigerin eine nicht zu beſchreibende Liebenswürdigkeit.

„Ah, Carlino, ſüßer Carlino!“ fing ſie gleich beim Eintreten an, „öffne die Fenſter und ſchau hinab auf die luſtigen Jungen, die allerliebſte Poſſen treiben vor unſerer Thür, und laut ſchreien, daß ſie Dich ermorden wollen. Wahrhaftig, ſie thun Dir eine Ehre an, die Du nicht mehr verdienſt, weil Du ein alter Sauertopf geworden biſt. Heut Abend zünde Dein Lichtchen an und trete auf den Balkon hinaus, und Du ſollſt ſehen, ſie huldigen Dir Alle als dem Könige des Faſchings.“

„Schweig ſtille, Marianne!“ erwiderte der Alte mit grämlicher Miene. „Ein Fieber ergreift mich, wenn ich dieſe Thorheit nur aus der Ferne wittere. Hüte Tereſa wohl, daß ſie nichts bemerke von dem Höllentrödel.“

„Ach, was würde das Kind jammern,“ ſprach Marianne, „ſähe ſie die Herrlichkeit von weitem und dürfte ſich nicht drein miſchen. Ah, Carlino, warum biſt Du auf Deine alten Tage ſolch ein Eſel geworden? Welch ein glückliches Alter könnten wir verleben! Wer mir jemals in meinem zwanzigſten Jahre in Paris geſagt hätte, Du ſollſt zu Faſching in Rom ſein und nichts davon zu ſehen und zu hören krigen, dem hätte ich recht derb ins Geſicht gelacht — ihn einen Verrückten geſcholten — oder ich müßte geglaubt haben, auf meine alten Tage könnte ſich mein heller Verſtand ſo verwirren — daß ich — nein! ich kann's noch gar nicht glauben —“

Hier unterbrach ein lautes Schluchzen ihre Rede, ſie führte die ſchwarzſeidene Schürze vor die Augen und trippelte mit Ach! und O! auf und ab, gleichwie es die Columbinen des damaligen Theaters zu machen pflegten.

Der Alte ward ungeduldig und erhob ſich endlich, da die Scene, welche ihm Marianne vorſpielte, nicht aufhören wollte, von ſeinem Seſſel, lief mit kleinen Schritten zu ihr hin und rief, indem er den Kopf mit größter Schnelligkeit auf den Halswirbeln hin- und herkugeln ließ und dabei die Arme vor den Bauch ſtemmte, im weinerlich gerührten Tone:

„Aber kann ich denn etwas dafür, Marianne? Sind wir nicht Beide die unglücklichſten Geſchöpfe auf der Erde? Ach! und welche Qualen erwarten uns jenſeits — wie freuen ſich die Teufel darauf! brr! ich fühle ſchon die hölliſchen Flammen! Geh', Marianne, verlaſſe mich —

ſtöre mich nicht länger in meinen Betrachtungen — denke nicht mehr daran, daß Faſching iſt — bald haben wir Faſten — dann laſſ' uns des Lebens froh werden in Bußübungen aller Art — ja, Marianne, bald iſt die Teufelswirthſchaft zu Ende!"

Indem er noch ſo ſprach, hörte man auf dem Gange vor dem Zimmrr ein lautes Gelächter. Der Alte erbebte bis in die Zehenſpitzen, ſo verwundeten ihn dieſe Töne in ſolcher Nähe; aber Marianne war zur Thür gelaufen, guckte hinaus und kehrte dann ſogleich wieder zurück.

„Nein!" ſchrie ſie, indem ſie die Hände in einem fort in die Höhe hob und wieder auf den Bauch fallen ließ, „Carlino! das mußt Du ſehen. Ich hatte heute Morgen meinen alten Smeraldinarock herausgeſucht und ergötzte mich daran, wie ich die bunten Bänder ſah und die lieblichſten Erinnerungen wieder in meinem Herzen wach wurden. Dabei überraſchte mich Tereſa."

„Tereſa?" rief erſchreckt der Alte.

„Nun ja," fuhr Marianne fort. „Sie wollte wiſſen, ob man in Paris ſich ſo niedlich kleide und ob ich ſonſt mich ſo getragen hätte. Ich ſagte ihr natürlich nichts von Allem, weil Du es nicht haben willſt, und ſollſt Du's wol denken, jetzt hat ſich das Engelskind ganz als Smeraldina coſtümirt und ſpringt draußen herum mit dem ächten Anſtand, der naiven Grazie, dem vorgebogenen Kopfe, den Armen in der Seite, den trippelnden Füßchen, als hätt's ihr der erſte Meiſter gezeigt — o Carlino! welch ein Genie! komm' und überzeuge Dich ſelbſt!"

Sie machte die Thür weit auf und herein hüpfte eine Sylphengeſtalt in dem barocken Coſtüme einer Schauſpielerin der damaligen Zeit, das im Widerſpruche mit den zier-

lichen Wendungen und Drehungen einen unaussprechlich reizenden Eindruck hervorbrachte.

Der Alte vergaß auf einen Augenblick Alles um sich her und überließ sich der uneingeschränktesten Bewunderung.

„Und wer hat Dir das gezeigt, Teresa?“ rief er endlich mit dem Ausdrucke der höchsten Begeisterung, indem er unbewußt alle Lazzi, die das Mädchen ihm vormachte, nachzuahmen suchte.

„Ei, Niemand! Du kannst's nicht so!“ schrie das Mädchen trotzig und lief zur Stube hinaus.

„Ach,“ jammerte Marianne, „dieser Schmerz ist nicht zu ertragen! Würde das Kind Dich nicht ebenso lieben wie mich, wenn Du weniger grämlich wärest, sie nicht einsperrtest und sie's wissen dürfte, daß Du ihr Vater bist?“

„Schwatze nicht davon!“ rief der Alte, „erforsche lieber, wer ihr die Rolle der Smeraldina einstudirt hat; denn daß man eine solche schwierige Partie aus Instinkt so geben könne, das glaubt kein Kunstverständiger. Da steckt mein Neffe Vincenzo dahinter, der tolle Bursche! Doch wie es es ihm möglich wurde, das kann ich nicht begreifen. Halt! da zieht Eins die Glocke — Ein — Zweimal — das ist der Abbé Mouton — öffne und lasse mich mit ihm allein, vor Allem aber sorge dafür, daß sich Teresa nicht in der Teufelstracht vor ihm zeige und sie sogleich ablege.“

3.

Der alte Mann, den wir in seinem seltsamen Haushalte soeben kennen lernten, hieß Carlo Antonio Bertinazzi

und war Niemand anders, als jener bewundernswerthe Schauspieler, der nahe an ein halbes Jahrhundert das pariser Publikum in der Rolle des Arlechino auf dem italienischen Theater daselbst entzückt hatte, der einen Enthusiasmus erregte, wie es vor ihm keinem Künstler gelungen war, und der so sehr der Liebling der Damen wurde, daß die Vornehmsten einer Art von kleinen Bologneserhündchen den Namen Carlino gaben und diese in ihrem Pompadour oder wol gar im Busen mit sich herumtrugen. Mit dem hohen Alter verbreitete sich eine Melancholie in dem Gemüthe Bertinazzi's, Gewissensbisse, eine damals noch im Rufe der Gottlosigkeit stehende Kunst ein langes Leben hindurch getrieben zu haben, folterten ihn, er ging nach Rom und unterzog sich dort, am Quell der Gnaden, den strengsten Kasteiungen. Marianne, seine ehemalige Smeraldine, einst das munterste Mädchen in Paris, und die Mutter seiner Tochter Teresa, lebte bei ihm. Obgleich ihre Gesinnung noch sehr am Weltlichen hing, so konnte sein gutes Herz sich nie entschließen, die einst von ihm geliebte Person zu verstoßen.

Der Abbé Mouton trat jetzt eilfertig in das Zimmer, indem er sich den Gipsstaub von Hut und Rock wegzublasen bemühte, womit die Confetti der Masken des Corso ihn freigebig überschüttet und ihm ein getiegertes Ansehen dadurch verliehen hatten.

Bertinazzi eilte ihm in banger Erwartung entgegen.

„Habt Ihr Nachricht von ihm, Monsu Abbate," rief er, in seiner gewöhnlichen Weise das Französische aussprechend, „war es mein alter Jugenfreund, den ich heute früh, aus der Messe kommend, unweit Sta. Maria Maggiore erblickte?"

Der Abbé, ziemlich wohlgenährt, setzte sich schnaufend hin, indem er sich mit dem Hute Luft zufächelte.

„Es ist heiß bei Euch im Zimmer," näselte er, „ja Bertinazzi — die Masken hatten eine ordentliche Hetze mit mir vor — das wußte ich wol, daß es meines Gleichen an diesem tollen Tage nicht anders zu ergehen pflegt, jedoch wollt' ich Euch nicht auf die angenehme Nachricht warten lassen, die ich Euch zu überbringen habe."

„So sprecht doch nur — er war's also?" rief lebhaft der Alte.

„Bruder Antonio von den Franziskanern," sagte mit niedergeschlagenen Augen und ehrfurchtsvoller Miene der Abbé.

„Antonio, ja, so hieß er — ich entsinne mich! Giovanni Vincenzo Antonio! mein innigster Jugendfreund, mein Spielkamerad! Wo sind die Zeiten hingeschwunden? Wie wir damals so glücklich waren! Ach, mich hat das Verderben hinabgerissen in den Schlund der Hölle und er ist ein frommer Mann geworden!"

„Ja wol," fügte der Abbé hinzu. „Ein sehr frommer Mann."

„Wenn ich nur an ihn zu kommen wüßte — aber er wird nichts von mir wissen wollen —" jammerte der Alte.

„Nicht doch," sprach der Abbé.

„Und warum wandte er sich denn von mir ab und beschleunigte er seine Schritte, als ich auf ihn zutrat?" fragte Bertinazzi weiter.

„Das mag wol seine absonderlichen Gründe haben," sprach fein lächelnd der Franzose. „Genug, ich kann Euch die Versicherung ertheilen, daß er sich Eurer noch sehr wohl erinnert."

„Ach, das freut mich!" rief entzückt der Alte. „Ihr

werdet ihm doch nichts gesagt haben von meinem unglückseligen Wandel, das würde den heiligen Mann mir gewiß sogleich entfremdet haben."

„Im Gegentheile," erwiderte der Abbé, „ich habe ihm Alles gesagt, von Eueren Gewissensbissen und von Eurer Buße, und er schien innig gerührt davon."

„O, ich Glücklicher — er wird für mich armen Sünder beten!" sprach Bertinazzi.

„Noch mehr," sprach der Abbé, „er wird Euch besuchen, um Euch seine Tröstungen angedeihen zu lassen."

„Das will er?" schrie der Alte außer sich.

„Das wird er, diesen Abend," berichtete der Abbé. „Sein Kloster ist unfern von hier. Während sich Alles auf dem Corso zusammendrängt, um das Lichterspiel zu treiben, will der fromme Mann, durch ein Hintergäßchen, in einen dunkeln unscheinbaren Tabarro gehüllt, Euch einen Besuch abstatten. Empfangt ihn mit Ehrfurcht, denn er steht hier in großem Ansehen wegen seiner Frömmigkeit, doch mögt Ihr keineswegs die Zutraulichkeit verbannen, die Euer früheres Verhältniß erheischt. Er wird das auf jeden Fall gern sehen. Doch jetzt, Ser Carlo, laßt die Maccaroni auftragen, denn ich muß Euch gestehen, daß meine Zeit zum Essen da ist und ich um Alles in der Welt jetzt nicht den weiten Weg bis zum Venetianischen Palaste, wo meine Trattorie ist, durch das tolle Gewühl zurücklegen möchte."

Ohne Bertinazzi's Einwilligung abzuwarten, stand der mit dem Hausbrauch ziemlich vertraut scheinende Abbé auf und zog an die seitwärts hängende Klingelschnur.

Marianne trat herein.

„Das Essen!" sagte Bertinazzi freundlich.

Während sie nun aus einem Schranke das Gedeck hervorholte und Schinken, Käse und Salami vorläufig darauf

setzte, bemerkte der Abbé, daß sie von Zeit zu Zeit die Schürze vor die verweinten Augen führte.

„Was hat Madame?“ fragte der galante Pariser mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Soll man nicht weinen?“ sprach mit zitternder Stimme die alte Smeraldina. „Nichts sieht man von der Herrlichkeit, Moccoli werden angezündet, und das arme Engelskind, die Teresa, wird nicht ahnen, welche Welt der Lustigkeit um sie gaukelt!“

Sie ging hinaus, um die warmen Speisen aufzutragen.

„Lasset die Weiber auf den Altan treten mit ihren Lichtern,“ sprach bedächtig der Abbé, „während Ihr den Besuch Eures Jugendfreundes empfanget. Ihr werdet ungestörter sein können.“

Marianne erschien, und mit ihr Teresa, welche noch schmollte. Aber wie erheiterten sich Beide, als Bertinazzi ihnen die Zusicherung ertheilte, sie dürften Abends vom Altane aus mit ihren Lichtern die Belustigung auf der Straße in Augenschein nehmen.

4.

Wer die Liebe kennt, weiß, wie erfinderisch sie macht. Kein noch so mächtiger Damm vermag den glühenden Strom der Leidenschaft aufzuhalten und was vermöchte wol die kleinliche Vorsicht eines thörichten Alten. Wir wissen aus guten Büchern zur Genüge, wie leicht Vormünder und andere ähnliche Isegrimme von pfiffigen Liebesleuten überlistet wurden und der Verspottung anheimfielen.

Dem alten Selbstpeiniger Bertinazzi erging es nicht besser.

Sein Neffe Vincenzo, der nach Rom gekommen war, um auf dem Theater dieselbe Kunst auszuüben, die seinen Onkel so berühmt gemacht hatte, durfte, wie natürlich, dessen Schwelle nicht betreten. Von seinem Vermögen, das nicht unbedeutend war, konnte er ohnedies keinen Heller erwarten, weil es der Alte frommen Stiftungen vermacht hatte. Vincenzo sollte nach seines Oheims Willen sich dem Dienste der Kirche widmen. Statt dieser Gesinnung zu entsprechen, band er aber jeden Abend die Maske von gebranntem Leder vor, schlüpfte in die Hülle von hundert bunten Fetzen und führte die artigsten Schelmereien aus vor den Augen der stolzen Bevölkerung der Hauptstadt der Welt.

Einem solchen Menschen von Vincenzo's Schlage tritt bei einem abenteuerlichen Streiche nicht eben viel Ueberlegung in den Weg.

Einem verliebten Arlechino wird leicht das ganze Jahr zum Fasching. Und verliebt war er, das mußte Jeder, der ihn näher kannte, eingestehen.

Mit demüthiger Bitte hatte er sich oft bei seinem Oheime gemeldet, doch immer war er zurückgewiesen worden. Aber Teresa, die er bei diesen Besuchen zu sehen bekam, war zu schön, als daß sie auf sein empfängliches Herz keinen Eindruck hätte machen sollen.

Bald war ein Plänchen ausgeheckt, um sie täglich sehen zu können.

Die ehrlichen Brüder Franziskaner sandten jeden Morgen durch einen Gärtnerburschen dem frommen Carlo Bertinazzi aus ihrem Garten, den sie selbst bestellten, ein Körbchen herrlichen Broccolis, saftiger Melonen, würzreicher Artischoken, oder anderer edler Gemüsearten, die, von ihren Händen gehegt und gepflegt, in besonderer Güte reiften.

Dies hatte Vincenzo kaum erfahren, als er dem Burschen aufpaßte und ihn durch ein Geldstück dahin brachte, ihm die Gabe der guten Brüder zu überlassen, um sie dem alten Herrn einzuhändigen.

Die tägliche Wiederholung der silbernen Ueberredungskunst verfehlte ihre Wirkung nicht und der Gärtnerbursche ging bald nicht weiter als bis an das Eckhaus der Straße, wo Vincenzo wohnte, übergab ihm den Korb und ließ ihn für das Weitere sorgen.

Der junge Schauspieler hatte sich ein Costüm zu dieser Rolle verfertigen lassen, das zierlichste von allen, die an beiden Ufern der Tiber getragen werden, und bestellte seine Commission ganz dem übernommenen Charakter gemäß.

Wie konnte es fehlen, daß die liebliche Teresa bei aller Unbefangenheit auf den täglich wiederkehrenden, zierlichen Burschen aufmerksam wurde.

Er zauderte oftmals, ehe er den Korb ihr überreichte, um erst irgend ein freundliches Wort ihr zu sagen, und nach einiger Zeit stand sie schon im Vorhause, um die Thür zu öffnen, wenn er läutete, und der alten Donna Marianne die Mühe zu ersparen, selbst Korb und Artigkeit aufmerksam von dem jungen Gärtner in Empfang zu nehmen.

Nach einem Monate war jeden Tag die Hausuhr von dem Anläuten des Gärtnerburschen bis zu seinem Fortgehen regelmäßig um eine Stunde weiter gerückt. Teresa wußte bereits, daß in der Verkleidung ein Liebhaber stecke, und sah gar nicht ein, warum sie sich um den artigen Spaß bringen sollte, den ihr diese Morgenbesuche gewährten. Darum schwieg sie davon.

Aber das Gelingen ihrer List machte die jungen Leute zu unbedachtsam. Auch eine Stunde des glücklichsten Beisammenseins genügte ihnen nicht mehr und sie überhörten

das Schlagen der Uhr und den kreischenden Ruf Mariannens, der durch's ganze Haus erschallte.

Wie ein Blitz fuhr sie zwischen Beide, die in einer gar sonderbaren Stellung in dem Zimmerchen des Erdgeschosses einander gegenüberstanden.

Alles hatte Vincenzo der Geliebten bereits entdeckt und die Flucht zu einer gelegenen Zeit verabredet. Sie sollte mit ihm, unter anderm Namen, zum Theater gehen, und weil sein Kennerauge viel Talent in ihr entdeckt zu haben glaubte, so bemühete er sich bereits seit einigen Tagen, ihr die Schritte und das Benehmen der Smeraldina zu zeigen, und da sie eine ungeheure Fassungskraft besaß, so war er jetzt daran, mit ihr jene niedliche Scene einzustudiren, in welcher Arlechino seine Geliebte zum Erstenmale erblickt und ihr mit neckischer Naivetät seine Liebeserklärung macht.

Dem Geschmacke der damaligen Zeit konnte nichts Anziehenderes geboten werden, und Kenner versichern, nicht im Stande zu sein, das Anmuthige einer solchen Scene zu beschreiben, die freilich von der Art und Weise unserer heutigen Arlechinos der Pantomime gänzlich abwich.

Man kann sich denken, welchen Eindruck Das, was sie sah, auf das weiche Künstlerherz der alten Smeraldina hervorbrachte. Sie wollte anfänglich zürnen, aber sie vermochte es nicht. Nicht lange, so mischte sie sich förmlich in den Unterricht, und ward so hingerissen, den beiden jungen Leuten zum innigsten Ergötzen eine Scene selbst vorzuspielen.

Diese Gutmüthigkeit bewog die Kinder leicht, Alles zu gestehen. Sie fielen, im Charakter, der Mutter zu Füßen und fleheten um ihren Segen, und man kann denken, mit welcher Würde sich die alte Smeraldina dabei benahm. Nie hat das Theater eine Scene von dieser Wahrheit gesehen.

Aber damit war noch nichts gewonnen. Marianne, welche ihr Verhältniß zu Bertinazzi, und daß Teresa auch seine Tochter sei, dieser stets verheimlicht hatte, durfte auch jetzt nicht sprechen.

Alles, was sie thun konnte, bestand darin, daß sie den Liebeshandel unter ihren Auspicien fortbestehen ließ, und das Versprechen gab, des Alten Gesinnung günstig zu wenden.

Doch nichts wollte glücken. Alle Anfälle schlug er barsch zurück.

Wir haben gesehen, wie die liebliche Teresa als Smeraldina verkleidet, eine List, welche die Mutter ausgeheckt hatte und worauf sie so viel gab, von dem grämlichen Greise aufgenommen wurde.

So scheiterten alle Versuche bisher.

5.

Ein heiterer Abend begünstigte das Fest. Auf Balconen und Altanen weheten die Flämmchen der angezündeten Lichter und die Tausende auf der Straße beleuchteten die bunten Ansichten der Häuserreihe, die mit Blumen und Teppichen geschmückt waren. Wie Irrwische verlöschten und entzündeten sich die hüpfenden Feuer, und der übliche Fluch: „daß ihr ermordet wäret!“ erschallte überall, von Gelächter begleitet.

Es war ein Fest der ausgelassensten Thorheit. Wer wollte die Narrenstreiche zählen, die an diesem Abende verübt wurden, wer wollte sie zu beschreiben wagen? Ein Nichts, ein fades Spiel würd' es einem jeden Leser erscheinen; todt und geistlos, wär' es nicht im Stande uns ein Lächeln ab-

zugewinnen, denn die Buchdruckerschwärze ist keine Farbe und die feurigste Schilderung gäbe kein Bild dieses Lebens.

Aber mitten in dem Strudel erhält Alles Bedeutung. Wie sie nur da sind, um zu genießen, wie sie gierig einsaugen die Luft, von hunderttausend Narrenlungen ein- und ausgeathmet und von holdem Unsinn ganz geschwängert. Welche Laune das Alles gebiert!

Der armseligste Lump, bringt er nur einen Schatz von Wahnsinn mit, so ist er der König des Festes. Alles macht sich den Spaß, ihm zu huldigen, man trägt ihn im Triumphe und er genießt die Freude, die manchem ernsthaften Regenten versagt ist, sein Volk glücklich zu sehen.

Die Bewohner der Gräber, welche sonst nur Angst und Entsetzen verbreiten, wenn sie — wie die Sage erzählt — zum Besuche der Menschen ihrem gräßlichen Aufenthalte entsteigen, geben dieser tosenden Volksmenge selbst noch Veranlassung zu erhöheter Lustigkeit. Weiße, ganz verhüllte Wesen, die sich bald kleiner, bald größer zu gestalten vermögen, schweben zwischen den Gruppen umher, und, wo sie erscheinen, verbreiten sie ein komisches Erschrekken und ein unvertilgbares Gelächter.

Der scheußliche Wahnsinn muß sein Aeußeres vernünftigen Leuten borgen, die selbst in dieser Hülle noch Scherz zu verbreiten wissen.

Vor Allen aber sind es jene lieblichen Erscheinungen, in unscheinbares Grau gekleidet, ein blutrothes Herz auf der Brust und die große Glocke am Gürtel hängend. Die schwarze Nase keck hervorreckend, springen sie zu Hunderten im Gewühle umher und sind die allgewöhnlichsten, allbeliebtesten Gäste. Pulcinell und Pulcinella sind die eigentlichen Einwohner, die Eingeborenen dieses Schlaraffenlandes, die längst das Bürgerrecht in dieser ewigen Republik

der Thorheit erlangt haben. Sie bewegen ſich aber auch mit einer Sicherheit, ſie herrſchen mit einem Uebergewichte, ſie wiſſen, daß es ihnen zukomme, und daß Niemand ihnen das angeſtammte Recht ſtreitig machen wird, da es einem Jeden freiſteht, ſich aus eigener Narrenmacht zu ihres Gleichen zu erheben.

Ueber dieſem Gewühle war Roms milder Frühlingshimmel ausgeſpannt und die Millionen Sterne leuchteten aus der Unermeßlichkeit auf die Lichterchen herab, welche die Menſchen in den Händen trugen, die jener großen Weltenlichter gar nicht achteten. Aber tief unter den Sternen, und dennoch hoch über den Köpfen der ſich herumtummelnden Menge, ſtrahlten andere Sterne, mild und feurig, aus den ſtrengſchönen Geſichtern der Römerinnen, die von ihren Häuſern, von Fenſtern, Dächern und Balconen herniederſahen und denen — ſo ſchien es — all dies bunte Getümmel ſo eigentlich galt, weil es ihnen große Freude zu erregen ſchien.

Am meiſten machten ſich die luſtigen Gärtnermasken, in ihren weißen, mit Blumen beſetzten Coſtümen, den Schönen bemerkbar. Sie trugen jene Art von Scheeren, die durch einen geſchickten Handgriff plötzlich bis zur Höhe der Balcone und Fenſter ſich ausſtreckten und an deren Ende ein ſinnig zuſammengebundener Strauß, auch wol gar ein duftendes Billetchen ſich befand, welche Gabe von den Damen freundlich in Empfang genommen wurde und oftmals eine Quelle von ſtillern Freuden, bis weit in die trübe Faſtenzeit hinein, dem Geber, ſowie der Empfängerin eröffnete.

Auch vom Balcone des finſtern Carlo Bertinazzi wehete ein alter Teppich herab, deſſen Farben wol einſt glänzend geweſen ſein mochten, der aber dem ſchwarzen Eiſengelän-

zugewinnen, denn die Buchdruckerschwärze ist keine Farbe und die feurigste Schilderung gäbe kein Bild dieses Lebens.

Aber mitten in dem Strudel erhält Alles Bedeutung. Wie sie nur da sind, um zu genießen, wie sie gierig einsaugen die Luft, von hunderttausend Narrenlungen ein- und ausgeathmet und von holdem Unsinn ganz geschwängert. Welche Laune das Alles gebiert!

Der armseligste Lump, bringt er nur einen Schatz von Wahnsinn mit, so ist er der König des Festes. Alles macht sich den Spaß, ihm zu huldigen, man trägt ihn im Triumphe und er genießt die Freude, die manchem ernsthaften Regenten versagt ist, sein Volk glücklich zu sehen.

Die Bewohner der Gräber, welche sonst nur Angst und Entsetzen verbreiten, wenn sie — wie die Sage erzählt — zum Besuche der Menschen ihrem gräßlichen Aufenthalte entsteigen, geben dieser tosenden Volksmenge selbst noch Veranlassung zu erhöheter Lustigkeit. Weiße, ganz verhüllte Wesen, die sich bald kleiner, bald größer zu gestalten vermögen, schweben zwischen den Gruppen umher, und, wo sie erscheinen, verbreiten sie ein komisches Erschrekken und ein unvertilgbares Gelächter.

Der scheußliche Wahnsinn muß sein Aeußeres vernünftigen Leuten borgen, die selbst in dieser Hülle noch Scherz zu verbreiten wissen.

Vor Allen aber sind es jene lieblichen Erscheinungen, in unscheinbares Grau gekleidet, ein blutrothes Herz auf der Brust und die große Glocke am Gürtel hängend. Die schwarze Nase keck hervorreckend, springen sie zu Hunderten im Gewühle umher und sind die allgewöhnlichsten, allbeliebtesten Gäste. Pulcinell und Pulcinella sind die eigentlichen Einwohner, die Eingeborenen dieses Schlaraffenlandes, die längst das Bürgerrecht in dieser ewigen Republik

der Thorheit erlangt haben. Sie bewegen ſich aber auch mit einer Sicherheit, ſie herrſchen mit einem Uebergewichte, ſie wiſſen, daß es ihnen zukomme, und daß Niemand ihnen das angeſtammte Recht ſtreitig machen wird, da es einem Jeden freiſteht, ſich aus eigener Narrenmacht zu ihres Gleichen zu erheben.

Ueber dieſem Gewühle war Roms milder Frühlingshimmel ausgeſpannt und die Millionen Sterne leuchteten aus der Unermeßlichkeit auf die Lichterchen herab, welche die Menſchen in den Händen trugen, die jener großen Weltenlichter gar nicht achteten. Aber tief unter den Sternen, und dennoch hoch über den Köpfen der ſich herumtummelnden Menge, ſtrahlten andere Sterne, mild und feurig, aus den ſtrengſchönen Geſichtern der Römerinnen, die von ihren Häuſern, von Fenſtern, Dächern und Balconen herniederſahen und denen — ſo ſchien es — all dies bunte Getümmel ſo eigentlich galt, weil es ihnen große Freude zu erregen ſchien.

Am meiſten machten ſich die luſtigen Gärtnermasken, in ihren weißen, mit Blumen beſetzten Coſtümen, den Schönen bemerkbar. Sie trugen jene Art von Scheeren, die durch einen geſchickten Handgriff plötzlich bis zur Höhe der Balcone und Fenſter ſich ausſtreckten und an deren Ende ein ſinnig zuſammengebundener Strauß, auch wol gar ein duftendes Billetchen ſich befand, welche Gabe von den Damen freundlich in Empfang genommen wurde und oftmals eine Quelle von ſtillern Freuden, bis weit in die trübe Faſtenzeit hinein, dem Geber, ſowie der Empfängerin eröffnete.

Auch vom Balcone des finſtern Carlo Bertinazzi wehete ein alter Teppich herab, deſſen Farben wol einſt glänzend geweſen ſein mochten, der aber dem ſchwarzen Eiſengelän-

der nicht eben zur besondern Zierde gereichen konnte; mehr war dies der Fall mit dem holden Mädchen, das gar phantastisch und stattlich von Marianne ausgeputzt, ohne Larve, das Gesicht, nach pariser Sitte, mit einem Paar kleiner Schminkpflästerchen und einer Brille von schwarzem Draht geziert, die das Blendende der Haut erhoben, mit jugendlicher Unbefangenheit und hochklopfendem Herzen die Herrlichkeit einer Traumwelt darin aufnahm.

Um so mehr war Teresa's Erscheinung überraschend, da man einen solchen Engel in des alten Bertinazzi's Umgebung nicht vermuthete, von dem die unsinnigsten Gerüchte, durch seine Sonderbarkeit veranlaßt, im Munde des Volkes waren.

Gar herrlich wußte Marianne in den Scherz der Masken einzugehen, wie sie es durch ihre frühere Uebung erlernt hatte, zur großen Freude ihrer Tochter, die des lauten Lachens kein Ziel wußte.

Da tauchte mit einem Male, gerade unter ihrem Balcone, eine befreundete Gestalt aus den Volksfluthen auf.

Das Theater war geendet und in dem Gärtnercostüme, das er täglich, wenn er mit den Gemüsen der Franziskaner kam, zu tragen pflegte, nur zierlich an diesem Abende mit purpurglühenden Liebesblumen geschmückt, stand Vincenzo da, die starrblickende Maske zu den Frauen hinaufgerichtet, welche seine in Liebesfeuer und Sehnsucht schwimmenden schönen Augen ihren Blicken entzog.

Mit leisem Ah! erblickte ihn Teresa und sogleich schob ihr die mit geschicktem Schwunge emporgeworfene Scheere ein Billetchen in die Hand, das sie hastig erbrach und mit Hülfe ihres Kerzchens sogleich folgende Worte las:

„Licht meines Lebens! Das Theater hat bis jetzt gedauert. Aber nun ist es schon bald Mitternacht und dann

sinkt all diese Seligkeit in das Grab von zwölf traurigen Monaten. Alle Masken zerstieben, als wären sie aus Nichts gewoben, und auch ich werde dies Schicksal theilen müssen — wenn nicht Deine Huld — Teresa! es mir vergönnt, in Deiner Nähe, an Deiner Seite, dies beglückende Dasein länger fortzuspinnen."

Marianne hatte sich nach einer andern Seite gekehrt, um mit einem närrischen Quacquero ein tolles Geschwätz zu unterhalten. Teresa sah ängstlich nach ihr, dann wieder in das Zettelchen, und wußte nicht, was sie eigentlich zu thun hatte. Der kühne Gärtner aber wußte es weit besser. Denn im Nu war er an Säulen und Laubwerk, von dem architektonischen Schmucke, womit die Häuser in Rom mehr als anderswo geziert erscheinen, begünstigt, zu dem nicht sehr hohen Balcone hinangeklettert und hatte dem Mädchen das Lichtchen ausgeblasen, indem er dem Feste sein Recht widerfahren ließ und so lieblich, wie Gruß, ihr die unerläßlichen Worte dabei zuflüsterte: „Daß Du ermordet würdest, mein süßes Leben!"

Grell schreiend, warf Marianne ihren Kopf herum und eilte herbei, ihrer Tochter Licht wieder anzuzünden, deren Wangen dies leicht bewerkstelligt hätten, so loderten sie auf in Gluth des Entzückens.

Was war zu machen! Denselben Weg den verliebten Waghals zurückzusenden, dazu war Mariannens Herz nicht grausam genug; ihn durch's Haus zu führen, in diesem Augenblicke, war nicht räthlich, da Bertinazzi noch wachte und den Besuch seines Jugendfreundes, den der Abbé am Morgen ihm gemeldet hatte, bei sich sah. Daß der Alte nicht auf den Balcon kommen würde, das konnte mit Bestimmtheit angenommen werden.

„Wird ja bald die ernste Stunde schlagen, wo die

ganze Welt sich in Sack und Asche hüllt," dachte Marianne, „und dann hat ohnedies Alles wieder ein Ende. Drum laßt uns die karg zugemessenen Secunden ganz genießen!"

Und sie ergötzte sich aus der Ferne daran, wie Vincenzo so ehrbar und schön mit Teresa that, und hing mit liebenden Mutteraugen an der Gruppe.

6.

In des alten Carlo Zimmer saßen indeß bei glimmendem Kamine und hellbrennender Lampe die beiden Freunde, die sich seit frühester Jugend nicht mehr gesehen hatten, in traulichem Gespräche.

Bruder Antonio war ein hochgewachsener Mann, mit strengen, doch angenehmen Gesichtszügen, an Jahren seinem Freunde Bertinazzi beinahe gleich. In seinen Worten spiegelte sich der herzlichste Antheil an Carlo's Schicksal, mit Vergnügen ließ er sich von ihm seine bunten Lebensfahrten mittheilen und suchte mit Kraft und Milde seine Besorgnisse für die jenseitige Zukunft zu heben.

„Wer hätte das denken sollen," rief Carlo aus, „wie wir uns als Jünglinge kannten, daß unsere Bahnen, ganz unsern Charakteren entgegen, so von einander abweichen würden! Ich, der Ernste, Stillbrütende, nur nach innen Gerichtete, zur Selbstbeschauung Aufgelegte, mußte nun mein ganzes Leben hindurch das leichtfertigste Volk der Welt mit Possen und Zoten unterhalten, und es mir zur Ehre schätzen, daß lose Weiber meinen Namen ihren Hunden gaben! Ich, zu Höherem und Besserem geboren, sollte

verdammt sein, den Launen des Pöbels zu fröhnen, um in frechen Spielen, welche die Kirche verflucht und der Ernst der Weisen verachtet, die entartete Menge zu ergötzen! Und Du — der Du in heitern Scherzen und losen Streichen die Jugend verlebtest, Dich leitet der gütige Himmel zum Quell der Gnaden, Du erhältst die Weihen, Du erscheinst mir jetzt ein Heiliger auf dem Pfade des Sünders! Sprich, nicht mein Freund, nicht mein Antonio, nein! mein Vater! wird sich der Himmel meiner erbarmen? wird er meine aufrichtige Buße annehmen und mich eingehen lassen in das Reich des Herrn?

Sein Blick hing an dem Munde Antonio's, dessen Lippen sich mit sanftem Lächeln öffneten.

„Ich betrachte es als eine besondere Gnade der ewigen Vorsehung, daß mir vergönnt ist, Deine drückenden Zweifel zu heben," begann er endlich. „Möge Dich der Wahn für immer verlassen, als verfluche die Kirche das Gewerbe, das Du triebst, und das darin bestand, den Menschen den Druck der Tageslasten durch angenehme Scherze zu erheitern. Dein reiner Sinn, den ich an Dir kannte, Deine Reue, die Du jetzt über Dein zurückgelegtes Leben empfindest, sind mir Bürgen, daß Du die Achtung der Bessern verdientest, und der Ruhm, den Du Dir errangst, und der bis zu mir drang, daß Du ein tüchtiger Künstler warst."

„Bis zu Dir, Antonio?" rief erstaunt Bertinazzi. „Ist es möglich, daß in Deine stille Zelle ein Ruf wie der meine dringen konnte?"

„O, wüßtest Du, Carlo, wie viel Wünsche, Hoffnungen und Begierden unsere Zellen begraben!" erwiderte der Andere. „Wie lebenslustig unser Blick hinausschweift in die heitere Welt mit ihren bunten Erscheinungen, bis ihn

die Zeit ertödtet oder abſtumpft, und er ſich daran gewöhnt, nur die ehrfurchtgebietenden Dinge ſeiner Umgebung zu betrachten. Schätze Dich glücklich, Carlo, daß Dir der Himmel nicht dieſe Laſt der Heiligkeit hienieden auferlegte, daß er Dich ein Menſch ſein ließ, froh mit andern Menſchen. Eine Zeit wird kommen, und ſie iſt nicht mehr fern, wo der Schimmer der Heiligkeit verſchwinden wird vor dem wahren Glanze der Menſchenwürde. Kein Menſch ſtrebe danach, ein Heiliger werden zu wollen, wir ſind aus zu grobem Stoffe gemacht. Der Menſch begnüge ſich damit, es ganz, im wahren Sinne zu ſein!"

„Armer Bruder!" ſprach Carlo zögernd, „mit dieſen Geſinnungen kannſt Du in Deiner Zelle nicht glücklich ſein!"

„Ich bin es, ja!" ſagte ernſt Antonio, indem er ihm die Hand drückte. „Ich bin es in dieſem Augenblicke in einem höhern Grade als je; ich fühle Kraft in mir, die Menſchheit zu beglücken, ich vermag viel zu wirken, ich kann Dir, meinem innigſten Freunde, Troſt und Ruhe ins Herz gießen! Wie ich Dich am Morgen erblickte, wie ich meinen Augen kaum trauen wollte — ach! wie gern hätt' ich Dich da ſchon ans Herz gedrückt! Aber ich bin zu ſehr gekannt in Rom, ich war in weltlicher Tracht, wie Du ſahſt, wollte kein Aufſehen erregen, und entfernte mich ganz ſchnell, um jetzt ungeſtört die Freude des Wiederſehens zu genießen. Ach! wie alle Jugenderinnerungen wach in mir werden! Carlo, es waren ſchöne Tage! Ohne Ehrgeiz, ohne Plane, ohne ernſte Wünſche, unbekannt mit der Welt, lebten wir nur dem Vergnügen! Es war der Lenz — Alles in Blüthe — ewiger Sonnenſchein — himmliſche Muſik der Sphären! o Jugendzeit! zauberiſche Erinnerung! ſeliges Thal, wo ein ſorgloſer Schlummer uns umfing, den holde

Träume belebten. Nun haben Nebel Dich den Blicken entzogen — und nur Dein Wiederfinden zerstreut sie und ich sehe es wieder in seiner ewigen Anmuth!"

„Auch Dein Stand macht nicht glücklich," sagte ernst Bertinazzi; „auch Du beklagst eine verlorene Glückseligkeit!"

„Ich bin glücklich, sag' ich Dir! glücklich vor allen meinen Brüdern!" sprach wiederum der Freund.

„Du wirst wol hoch geachtet in Deinem Kloster?" fragte Bertinazzi.

„Ich kann darüber nicht klagen," entgegnete Antonio, dessen Züge nun die gewohnte Heiterkeit wieder zeigten.

„Deine Obern lieben Dich?" fuhr der Andere fort.

„Die Obern? zum Theil!" versetzte Jener.

„Sie neiden Dir wol Deine Einsicht, sie fürchten wol, Du könntest Dich über sie erheben?" fügte Bertinazzi hinzu.

„Sie fürchten mich," sagte mit großem Ernst Antonio; „denn mein Augenmerk geht dahin, das Volk der Christen, die große Gemeinde, auf dem Wege der Erkenntniß zum Heile zu führen."

„Solch weitaussehende Plane hast Du?" rief überrascht Bertinazzi. „Ei, die mag wol noch kein Bruder Deines Ordens gehabt haben; Dich plagt ein starker Ehrgeiz, wie ich spüre."

„Wahr sprichst Du, Carlo," sagte der Freund, „kein Anderer meines Ordens, oder meines Standes, hat wol je meine Plane gehegt. Doch nicht Ehrgeiz beseelt mich mehr, das magst Du mir glauben! Unser trauliches Gespräch ist nun aber zu ernst für das Wiederfinden zweier Freunde geworden — ich kam in der heitersten Stimmung von der Welt her und möchte nicht gern das Herz voll trüber Gefühle, mit Gedanken an meine Feinde und meine

Plane, von hinnen weggehen. Es ist ein Fest der Erinnerung! Der Himmel hat uns erlaubt, einen langen Weg zurückzugehen, und wenn auch nur für einen Augenblick, so wollen wir diese Gnade mit freudigem Danke genießen. Viel hörte ich von Deiner Kunstfertigkeit, Carlo, nie sah ich dergleichen. Ich hege die Meinung, wenn ich Dich in Deiner Vollendung gesehen, alle andern Genüsse dieser Art leicht entbehren zu können. Mein Stand schließt mich aus von jenen Versammlungen, wo die Kunst ihre heitern Reize entfaltet; was ich davon in meiner Jugend auf offenem Markte sah, kann wol mit Dem, was Künstler Deiner Art leisten, nicht im Entferntesten verglichen werden. Darum gib mir ein Schauspiel dieser Gattung, lasse es Dir gefallen, Deinem alten Freunde ein seltenes Fest zu bereiten!"

„Du wolltest es mit ansehen," rief Carlo, „wie ich — nein — es ist nicht möglich! In diesem Schlafrocke ging es nicht an, und ich sollte die Teufelslivree wieder anziehen?"

„Ziehe Deine Livree getrost an," sprach lächelnd der Freund, „sie ist nicht des Bösen! Laß mich die angenehme Erinnerung dieses Augenblicks mit mir fortnehmen, damit das heitere Bild des Freundes mich stets begleite."

Wir werden uns ja wol noch öfter wiedersehen!" sprach Carlo.

„Du wirst mich oft sehen," versetzte Antonio, „doch so vertraulich einander gegenüber schwerlich mehr. Auf, Carlo, beginne Dein Spiel, die Zeit verrinnt, und ich bin wahrlich begierig es zu bewundern."

Carlo war stillschweigend in ein Nebenzimmer gegangen und trat nun mit dem Harlekinshabite, der Pritsche und Maske daraus hervor.

„Wenn Du es denn so haben willst," sprach er ernst,

„so mag es drum sein! ich werde mich aber nur schwer in die rechte Laune finden. Und wenn ich's thue, so geschieht es nur, um Dich zu befriedigen und Dich zu vermögen, Deine frommen Gebete, um Verzeihung meiner Sünden, zum Himmel zu schicken."

Der alte Mann war nun darüber her, sich ins Zeug zu werfen, und Bruder Antonio mußte schon mit Hand anlegen, um die Häkchen zu befestigen, den Gürtel zuzuschnallen und was dergleichen Hülfsleistungen mehr waren. Nun stand er da, ganz in der Tracht der italienischen Scene; sein Freund saß ihm gegenüber, neugierig auf ihn die Blicke gerichtet.

„Siehst Du," fing er nun an, „so trat ich gewöhnlich auf, und diese kleinen Gallopaden, diese Wendungen des Kopfes, dieser Schwung der Pritsche waren genug, um die guten Pariser in lauten Jubel ausbrechen zu lassen."

Der Freund nickte beifällig mit dem Kopfe.

„So machte ich meine Lazzi, wenn ich Smeraldina einherkommen sah," fuhr er fort; „dieß war mein Kompliment für sie; so nahm ich ihre Hand— "

„Wenn Du Deine Erklärungen lassen wolltest," sprach Antonio, „das stört den Effekt. Spiele mir lieber, ich bitte Dich, eine Scene —"

„Ich wollte wol," sagte Bertinazzi, der nun schon in Feuer gerathen war, „wenn Du die Güte haben wolltest, die Partie der Smeraldina zu machen."

„Ich?" rief erschreckt Antonio aus; „das wär' ich nicht im Stande!"

„Doch!" doch! fiel ihm Carlo ins Wort, der, nun ganz Eifer, ein dünnes Büchlein aus der Kammer herbeigeholt hatte und es dem Freunde in die Hand gab. „Dies ist die Komödie „von der Entstehung des Arlechino,"

der Part der Smeraldina ist darin ganz ausgeführt durch den berühmten Gherardi, und Du darfst nur mit zarter Stimme ihre Worte ablesen, ich werde Dir dann immer ex tempore antworten."

Mit sanft ablehnender Miene schob Antonio das ihm dargebotene Heft zurück.

„Ich würde nur Alles verderben," sagte er, „denn meine Stimme taugt wol wenig dazu, Dir die nöthige Illusion zu bereiten. Auch käm' ich um allen Genuß dabei. Versuch' es nur, mir Deine Reden ohne Einschaltungen und Unterbrechungen vorzutragen, das ist Alles, was ich wünsche."

Ohne darauf zu antworten, lief Carlo, als hätte er einen plötzlichen Einfall, zur Thür.

„Wo willst Du hin?" fragte überrascht Antonio.

„Ich habe ein junges Ding im Hause, das so ganz von ungefähr mir heute ein Pröbchen von Talent gab, und ich will sogleich —"

„Halt!" rief nicht ohne Heftigkeit der Freund, „sowie noch ein Anderer zugegen wäre, müßte ich diesem Genusse entsagen, weil er bei meinen strengen Obern mir zum Nachtheile gereichen könnte."

„Wolan denn!" sprach Bertinazzi, „so will ich Dir einen großen Monolog vorspielen. Verhalte Dich ruhig und schenke mir einige Aufmerksamkeit!"

Die Scene, die nun folgte, hätte ganz vortrefflich ihr Ende erreicht, wenn nicht plötzlich bei dem guten Antonio ein schon seit lange nur mühsam unterdrücktes Lachen sich einen gewaltsamen Ausbruch gebahnt hätte. Es war gar erfreulich anzusehen, wie sehr sich der heilige Mann ergötzte.

„Ich habe meine Lust gestillt," sprach er in der Pause, die ihm das Lachen vergönnte, „und danke Dir! Ich kann mir wol denken, welche Lust das heitere Volk der Pariser

an Deinem Spiele haben mochte, da es auf meinen Ernst diese Wirkung hervorbrachte. Nein, Carlo! gebe Deine trüben Grillen auf, diese harmlose, freundliche Kunst, die der Menschen Brust erweitert, indem sie ihr Herz mit Freude erfüllt, führt keine ewigen Strafen in ihrem Gefolge. Es war ein schöner Beruf, den Du ausfülltest hienieden, genieße in Ruhe Deiner noch übrigen Tage und denke mit innerer Zufriedenheit an die zurückgelegte Laufbahn!"

Hiebei hatte er seines Freundes Hand ergriffen, der sie plötzlich zum Munde führte und mit heißen Thränen benetzte.

„Was ist Dir?" fragte Antonio, indem er nur mit Mühe seine Hand dem weinenden Arlechino entzog.

„Deine Worte, Antonio, träufeln wie Balsam in mein verwundetes Gemüth!" sprach Carlo; „wie hätte ich denken können, daß mir der heutige Abend, bei dessen tollem Lärmen mir alle meine Sünden einfielen, solches Heil bescheeren würde?"

„Der tolle Abend wollte sein Recht," sprach der Andere, „wir haben es ihm Beide gezollt. Doch nun erlaube, daß ich mich entferne. Eine ernste Zeit nahet und verlanget, daß ich mich sammle."

Bei diesen Worten nahm er seinen dunkeln Mantel und warf ihn um die Schultern.

„Und werde ich Dich wiedersehen?" sprach Carlo.

„Du wirst —" antwortete Antonio, ihm freundlich mit der Rechten die Schulter berührend — „morgen schon sollst Du mich sehen — zur Messe in der sixtinischen Kapelle —"

„Ich werde mich dort einfinden," sagte Bertinazzi und ergriff das Licht, um seinen Freund bis zur Hausthür zu

begleiten, der ihn darum gebeten hatte, um von keinem Andern der Mitbewohner bemerkt zu werden.

Ermüdet, doch leichten Herzens, stieg Carlo Bertinazzi wieder die Treppe hinauf, um sich in sein Zimmer zu begeben; aber Marianne und Teresa, die eben vom Balcone traten, wo sie der schöne Vincenzo verlassen hatte, erblickten den Alten in seiner Theatermaske. Voll Verwunderung beschlossen Beide ihn am andern Tage deshalb zu befragen, und Marianne vermuthete nichts Anderes, als daß eine Sinnesänderung bei ihrem Carlo sich zugetragen habe, und fußte darauf mit schönen Hoffnungen.

Wie toll jubelte zwar noch Alles auf dem Corso, denn den Masken galt es ja, der letzten Augenblicke theilhaft zu werden, da die Mitternacht nicht mehr fern war; aber die Leutchen auf dem Balcone Bertinazzi's hatte das Knarren der Hausthür und die daraus schlüpfende dunkle Gestalt, die sich recht geheimnißvoll in einen unfern haltenden Wagen warf, an den Abschied von dieser Herrlichkeit und raschen Aufbruch gemahnt. Die Trennung Vincenzo's und Teresa's war kurz, denn sie sollte ja ihren Gärtner andern Tages wieder sehen.

7.

Bei frühem Morgen sah es in dem großen Corso wie in einem Saale aus, wo vorigen Tages ein Ball gehalten worden war. In jedem Winkel erblickte man Spuren der gewesenen Lustbarkeit. Buntes Papier, die niedlichen Hüllen lieblicher Süßigkeiten, Stückchen Band, Nadeln, weggeworfene Larven, die ungeheure Menge von Stühlen,

in Haufen geſtellt, um weggefahren zu werden, und Alles eingehüllt in feinen Gipsſtaub, der durch das Zuſammenkehren der Confetti hervorgebracht wurde und die Gegenſtände wie durch Nebel ſehen ließ.

So Mancher, der in voriger Nacht des Lärmens kein Ende finden konnte, entriß ſich mit Mühe dem erquicklichen Schlummer und ſchickte ſich an zur ernſten Bußübung, welche ihm von der tiefen Betrachtung auferlegt wurde:

„Was da lebt und webt auf Erden,
Muß zu Staub und Aſche werden! —"

Aber auch Mancher dehnte ſich noch im beglückenden Traume und vernahm darin das feierliche Glockengetön, das durch die Lüfte ſich über Rom erſchütternd vernehmen ließ, und horchte noch immer dem ſchrillenden Geſchnatter der Masken, das der Traum ihm vorſpiegelte.

In Bertinazzi's Hauſe fand Beides ſtatt.

Während Carlo mit inniger Erhebung eine feſtliche Toilette machte, um ſich in die ſixtiniſche Kapelle zu begeben, färbte noch ein lieblicher Schlummer Tereſa's blühende Wangen mit höherer Röthe.

Im dunkeln Sammtkleide, umſäumt mit ſchmalen Blumenzweigen, aus buntfarbiger Seide geſtickt, die übrigen Kleidungsſtücke von ſchwarzem, ſchwerem Seidenſtoff, in der kleinen weißgepuderten Perücke, Degen und Hut an der Seite, ſo ſtand Bertinazzi da, in dem anſtändigen Koſtüme eines feinen Weltmannes der damaligen Zeit, um ſich zu Fuße, wie es die Demuth gebot, auf den weiten Weg zur ſixtiniſchen Kapelle zu begeben.

In großer, innerer Bewegung ſchritt der alte Mann aus ſeinem Hauſe über die Straße und immer beklommener, immer ahnungsvoller erfüllt ward ſeine Bruſt, je näher er dem Heiligthume kam.

Nun trat er durch das wogende Gedränge in den wunderbaren Bau des Vaticans und sah sich bald von Michel Angelo's Wunderwelt umfangen, kein Glanz umgab die heilige Handlung, nur Hoheit und Andacht athmete die Feier. Selbst die Fürsten der Kirche, im Chore versammelt, hatten den Purpur abgelegt und erschienen an diesem Tage in ein dunkes Violett gekleidet, ein Zeichen der Ehrfurcht vor dem Höchsten, jeden Eintretenden strenge mahnend, sich aller Gedanken, die Hochmuth und Dünkel eingeben konnten, zu entschlagen.

Carlo's Augen waren nun tief gesenkt, um das stille Gebet, das sich aus seiner Brust drängte, durch keinen äußern Eindruck zu stören; jetzt hatte er geendet und erhob den Blick, um ihn auf den Hochaltar zu heften.

Aber wer könnte das betäubende Erschrecken schildern, welches sich des armen, alten Mannes bemächtigte. Von Schwindel ergriffen, mußte er sich an einen Pfeiler festhalten, um nicht hinzusinken. Die Figuren des jüngsten Gerichtes vor ihm kreis'ten riesengroß dicht vor seinen Augen. Die gefallenen Engel umschwirrten ihn mit dem mächtigen Flügelschlage, die Sibyllen wandten auf ihn durchbohrend die strengen Blicke und die verschränkten Glieder der im jähen Sturze begriffenen Verdammten umkrallten ihn und zogen ihn zu sich und hinab in den Pfuhl ewiger Qualen. Er war vernichtet, anheimgefallen den Riesenphantomen, womit des Meisters mächtige Schöpfungskraft diesen Zauberraum erfüllte.

Endlich ließ der Wirbel nach, der ihn ergriffen hatte, mildklagende Stimmen schallten wie himmlische Musik durch das Gewölbe, seine Besinnung kehrte wieder.

Ein furchtbarer Traum, so dachte er, hatte ihn geängstigt. Er schloß die Augen und ließ Das, was ihn soeben

ſtark ergriffen hatte, noch einmal vor dem innern Sinn vorüberziehen.

Am Hochaltare hatte er ſeinen Jugendfreund geſehen, nicht unter den Kardinälen, ſondern allein knieend, als Haupt der geſammten Chriſtenheit, für ſie Vergebung erflehend von dem ewigen Throne der Erbarmung. Sein Antonio, ſein Spielkamerad, mit dem er noch geſtern — es war nicht zu denken! — irgend ein neckender Teufel übte dieſe Macht über ihn aus, er ſah in ſich den Verworfenſten der Menſchen, da an heiliger Stätte der Hölle ſolches Recht über ihn eingeräumt war.

Mit Mühe nur entſchlug er ſich der furchtbaren Gedanken, mit dem feſten Willen, durch aufrichtiges Gebet des Satans Macht zu brechen. Langſam ſuchte er ſich dem Altare zu nähern und richtete feſt die Augen dahin. Doch nicht wich die Täuſchung.

Der heilige Vater, der dort kniete, deſſen Gebet für Alle zum Himmel ſtieg, es war Antonio, ſein Freund. Jetzt erhob er ſich, er wandte ſich zum Segen, Alles ſtürzte nieder, Carlo hob den fragenden Blick hinauf zum Himmel und das Auge des Papſtes, des ſegnenden Vaters, begegnete ihm, und es war Antonio's milder Blick — Antonio's Züge — denn Antonio war — Clemens der Vierzehnte!

Nun war es kein Traum der verſtörten Einbildungskraft. Hin ſenkte ſich die Stirne des greiſen Arlechino auf den kalten Boden der Kapelle; Thränen benetzten ihn, und ſein Herz floß über in Dank und Erhebung und alle trüben Gedanken ſchwanden, denn welch ein Glück konnte das ſeinige aufwiegen, der höchſte Troſt war ihm geworden aus dem Munde des Statthalters Gottes auf Erden.

Das Amt war zu Ende, der Papſt entfernte ſich, von ſeinem Gefolge begleitet, und noch immer ſtand Carlo da,

mit bebenden Lippen, leise Gebete murmelnd, und wankte, als die glänzende Erscheinung ganz aus seinem Sehkreise entschwunden war, hinaus, seinem stillen Hause zu, dessen Schwelle er mit seltenen Gefühlen, mit einem Herzen, der rosigen Freude zugewendet, wieder betrat.

8.

Beim Eintritte in sein Haus mußte Carlo Bertinazzi sich sogleich in das Zimmer des Erdgeschosses begeben, weil er so stark ergriffen war, daß er nicht die Treppe hinaufzusteigen vermochte.

Hier überraschte er das Pärchen, das ungestört zu sein glaubte und sich ganz rücksichtslos der süßesten Unterhaltung hingab.

Marianne hatte soeben Vincenzo die Mittheilung gemacht, wie sie gestern dem Alten im Arlechinskostüme von der Hausthür herauf habe gehen sehen, und sie waren eben darüber her, ihre Folgerungen zu machen, als Carlo ins Zimmer trat.

Sie erschraken dergestalt über des guten Alten verstörtes Aussehen, daß Niemand an die eigene Verwirrung dachte, worein ihn die überraschende Erscheinung versetzte.

Aber Carlo schien mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als daß er seiner Umgebung große Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Er setzte sich und athmete in kurz auf einander folgenden Zügen, fuhr sich einmal über das andere mit der flachen Hand über Stirn und Augen und grüßte seinen Neffen Vincenzo, als sei er gewohnt, ihn täglich in seinem

Hause zu sehen, und bemerkte nicht einmal das Gärtnerkostüm, worein er gekleidet war.

Teresa's Winke entfernten den jungen Menschen bald, der, von der Güte des alten, sonst so grämlichen Oheims überrascht, gar nicht Lust hatte, sich von diesem lieben Orte, wo er sich nun so heimisch fühlte, zu trennen.

Mit der Zentnerlast, die von Carlo's Gewissen abgewälzt war, fingen menschliche Regungen, wie verscheuchte Sommervögel, die unter dem friedlichen Dache des Landmannes nisten, wieder an, in sein Herz einzuziehen. Er sprach dabei wenig und lächelte freundlich in sich hinein.

So nahete die Stunde der ersten Fastenmahlzeit, wo es der herrlichen Seefische und anderer ausgesuchter Leckerbissen auf den Tischen aller Römer gab, und es war daher keine sehr überraschende Erscheinung, den Abbé Mouton bei seinem Freunde Bertinazzi einkehren zu sehen. Mehr war es jedoch seine Miene und die heimliche Eile, womit er den alten Carlo drängte, ihm eine Audienz in seinem obern Zimmer zu gewähren.

Dort angekommen, rief der Alte sogleich aus: „Aber ist es denn möglich, Monsu Abbate?"

Dieser, statt aller Antwort, überreichte dem Fragenden, mit feinem Lächeln, ein kleines Schreiben mit grünem Wachse gesiegelt, worauf ein Familienwappen abgedruckt zu sehen war.

Bertinazzi riß es hastig auf und las diese Worte:

„Theurer Jugendfreund!"

„Du weißt nun, wer ich bin, und wirst mir ein Recht einräumen, Dein geängstetes Herz von seiner Last zu befreien. Mit Liebe bin ich Dir stets zugethan, und es wird mich freuen zu hören, daß Du Dich einem heitern Lebensgenusse, der Deinem Stande angemessen ist, wieder

hingabst. Sind meine heiligen Funktionen in Rom geendet, so lockt mich der milde Frühling nach Castell Gandolfo. Dort, fern vom Gepränge der Welt und der Kirche, gehöre ich mir an, und die Augenblicke, wo ich der Sorgen mich zu entschlagen hoffe, würden durch Deine Gegenwart einen beglückenden Reiz empfangen. Ich werde dorthin meinen lieben Freund berufen lassen. Dein alter

Antonio Ganganelli."

Nun war Bertinazzi's Glück auf der höchsten Stufe. Eine solche Heiterkeit hatte sein ganzes Wesen erfüllt, daß — hätten sich noch finstere Grillen seiner bemächtigen können — diese ihm wie Sünde vorgekommen sein würden, obgleich die ernste Fastenzeit soeben begonnen hatte.

Ein üppiges Mahl vereinigte die frohen Leute, auch Vincenzo wurde herbeigeholt; das volle Glas mit feurigem Montepulciano wurde oft geleert und schnell wieder gefüllt, und am Schlusse der Tafel eröffnete Carlo Bertinazzi seinen Genossen, die sich, bis auf den Abbé, seine Sinnesänderung nicht erklären konnten, mit kurzen, herzlichen Worten: „daß Marianne seine liebe Ehehälfte, Teresa sein holdes Töchterlein sei und Vincenzo sie zum Altare führen sollte, welchem Stande er auch gehören möchte, wenn er nur dem ächten Glauben und der Tugend stets angehören wolle."

Alle Aufklärungen versprach er nach und nach zu geben, weil die Ereignisse den alten Mann für den Augenblick zu sehr ermattet hatten.

Die Verliebten verlangten nicht so sehr danach und waren zufrieden mit ihrem Glücke. Bertinazzi genoß nun aber eines ruhigen Alters und bis an sein seliges Ende der Freundschaft des hocherleuchteten Ganganelli.

Der Wehrwolf.

1.

In einem armen finstern Dörfchen Westphalens, das seitwärts von den lachenden Geländen der Weser, von waldbewachsenen hohen Bergen umgeben, wie vergessen daliegt, lebten arme, gottesfürchtige Leute ein kümmerliches Leben. Nicht nur die Entbehrungen aller Art, die ihnen die Armuth auferlegte, nicht die schwerste Arbeit, dem unfruchtbaren Boden eine geringe Nahrung zu entlocken, bereitete ihnen diese Kümmeniß, sondern ein eigenthümliches Unglück, dem sie sich vor den ohnedies begünstigteren Nachbarn ausgesetzt wähnten, und das sie folterte bei Nacht und bei Tage, und dem sie nicht zu entgehen vermochten, sie ließen denn liegen Haus und Hof und trennten sich von der Scholle, die sie gebar.

Wer aber thut das wol? Sieht man nicht überall willig der Liebe zur Heimat jedes Opfer bringen? Hängt nicht der Mensch mit unauflöslichen Banden an seiner Geburtsstätte? Nur die neueste Zeit zeigt das unnatürliche Widerspiel, daß entartete Söhne ihre Heimat schänden, daß sie Spott und Hohn über die ehrwürdigen Sitten und

Gebräuche ihrer Aeltern ausgießen. Dies ist ein Vatermord im Kleinen, und wenn ihn die bürgerlichen Gesetze auch ungestraft lassen, die Meinung der Mitbürger verdammt ihn gewiß. Wie rührend ist es hingegen, auf unwegsamen Stegen arme Häusler zu finden, die um keinen Preis ihre traurige Einöde verlassen möchten, weil sie Alles hier so lieb anspricht, weil hier Alles das selige Gefühl der Heimatlichkeit in ihnen anregt und befriedigt, was ihnen die Schönheiten des Golfs von Sorrent — die schon allein den Aermsten zum Reichsten machen können — nicht zu ersetzen vermögen. Es gibt Unglückliche, die ein früherer Hang zur Unbeständigkeit oder wunderliche Schicksalsfügungen aus der Heimat forttrieben, die aber dennoch ihr zugethan bleiben mit inbrünstiger Liebe für's Leben; es gibt sogar solche, denen es in der Fremde wohl ward, die ihr zeitliches Glück in der Fremde begründeten — wie die Leute meinen. — Ach! aber sie sind in der Fremde — und in diesem einzigen Worte liegt es allein ja schon, daß sie nicht glücklich sein können.

Von dieser Art waren nun unsere armen Leute in Westphalen. Trotz ihres bedrohlichen, beängstigenden Zustandes lebten sie fort und fort in ihren kleinen Hütten — arbeiteten schwer, genossen wenig, beteten viel und ängstigten sich nach Kräften.

Wenn ich dem günstigen Leser diesen Zustand recht klar vor Augen führen will, so ist es nöthig, daß er sich mit mir gleichsam auf den Weg macht und von der mit wogenden Getreidefeldern üppig bedeckten Hochebene dort hinabsteigt den holperichten Weg, der nicht fahrbar genannt werden kann, und den auch in der That nur die Holzkarren und im Winter einige Handschlitten befahren, um die waldige Schlucht zu betreten, in der unser Dörfchen liegt.

Die Häuschen sind aus Lehmklumpen mit Stroh vermischt, aufgeführt; diese elenden Wände bauschen schief nach allen Richtungen, selbst von der leichten Wucht des kärglichen Strohdachs zu sehr belastet, und zeigen so fürchterliche Risse und Spalten, daß man befürchten muß, sie jeden Augenblick zusammenstürzen zu sehen. Diese ärmlichen Wohnungen, hie und da von einem kleinen Gemüse- oder Salatacker von traurigem Ansehen umgeben, liegen wie zu einer Familie gehörig in einer dichten Gruppe beisammen, während weit entlegen von ihnen eine Hütte daliegt in einem so gänzlich verfallenen Zustande, daß man kaum annehmen kann: hier wohnten noch Menschen.

Gleich als hätten sich alle Bewohner des Dorfes zurückgezogen von einem ihrer Mitbewohner, als hätten sie Scheu gehabt, irgend eine Gemeinschaft mit ihm zu pflegen, so einsam und verlassen liegt diese Hütte da. Und doch wohnen unglückliche, hülfsbedürftige Leute in ihr. Allein wenn sie siechen und hungern, Niemand nimmt sich ihrer an; wenn sie Arbeit verlangen, Niemand will sie ihnen geben; sie bleiben ihrem elenden Schicksale überlassen; mag Krankheit in der Hütte wüthen, kein helfender Arzt erscheint; mag der Tod darin herrschen, kein Todtengräber kommt, die Leichen zu bestatten.

Alle Einwohner des Dorfes betrachten diese Hütte als die Quelle ihres Unglücks. Sie vermeiden es, ihre Schritte dort vorüberzulenken, und ist einer genöthigt, zur späten Abendzeit des Weges zu ziehen, so macht er einen weiten Umweg, beschleunigt seine Schritte und schlägt manches Kreuz, von frommen Stoßseufzern begleitet.

In der Hütte aber wohnte eine Familie armer Tagelöhner, die vom Vater zum Sohn das furchtbare Erbtheil eines bösen Namens erhalten hatte. Welch einen großen

Schatz besitzt doch auch der ärmste Mensch in seinem ehrlichen Namen! Wie Derjenige, der sich unglücklich wähnt, nicht ahnen will, welch' ein Glück ja schon darin liegt, beim Erwachen den blauen Himmel über sich und die goldene Sonne daran leuchten zu sehen, so auch Der, der sich für arm hält, welch' einen Schatz er in seinem ehrlichen Namen besitzt. Schon von den graueſten Zeiten her soll man in dem kleinen westphälischen Dorfe, von dem wir sprechen, viel von Wehrwölfen zu leiden gehabt haben. Von jenen räthselhaften fürchterlichen Geschöpfen, die, am Tage Menschen gleich den andern, in grausen Mitternächten plötzlich Wolfsgestalt annehmen und mit ihr die reißende Natur des Wolfes, dann ausziehen auf Raub und Mord und Alles zerfleischen und zerstören, was ihnen erreichbar ist. Wer wollte solche Dinge, die im Volksglauben so tief wurzeln, durch eine nüchterne, jedem baar auf der Hand liegende Herleitung aufzuklären versuchen? Wer vermöchte mit Sicherheit darzuthun, welcher Grund zum Entstehen dieses Volksglaubens die Veranlassung war? In unserem Falle lag die Annahme nicht fern, daß namentlich in früheren Zeiten wirkliche Wölfe aus den nahgelegenen Wäldern in die Schlucht kamen, um ihrem Raub nachzuspüren; doch widersprachen in jüngster Zeit die sorglichen Bemühungen, die Raubthiere auszurotten, dieser Annahme, sowie auch die Aussage aller Derer, welche den Wehrwölfen begegnet sein und in ihnen Menschen und, was noch mehr war, die Bewohner jener einsam stehenden Hütte erkannt haben wollten.

Aber nicht blos, was sich auf nächtliche Räubereien bezog, auf ein erwürgtes Schaf, auf eine erschreckende Begegnung, die einsamen Wanderern aufgestoßen, sondern jedes Unglück, das sich zu jeder Stunde des Tages auch ereignen

konnte und mit den Wehrwölfen in keine nähere Beziehung zu bringen war, wurde der Anwesenheit jener unglücklichen Familie zugeschrieben. Wenn Abends die Weiber beim Spinnen ihres groben Hanfes zusammensaßen, oder wenn sie zur Winterszeit ihre Gänse rupften — der Haupterwerbszweig der Leute — dann wurden die schrecklichsten Dinge von den Alten erzählt. Es waren blutige, geheimnißvolle, entsetzliche Geschichten! Der Kirchhof und ein altes Kreuz am Wege waren die Schauplätze unerhörter Thaten und Erscheinungen. Dort brachen die Wehrwölfe trotz Eisengitter und Riegel verheerend ein, wühlen die Gräber auf und fressen die Leichen; hier fiel einst ein alter betrunkener Bettler und zerschellte sich das Hirn, der nun tanzend spukt, tolle Weisen singt und die Wanderer begleitet, weil er keine Ruhe finden kann, die ihm doch Niemand zu verschaffen weiß. Beim Umgraben eines Ackers wollte man ein Gerippe gefunden haben und auf diesem in fester Umarmung den vor einem halben Jahrhundert schon gestorbenen Großvater aus dem Geschlechte der Wehrwölfe, im frischesten Aussehen, als wäre er erst vor einigen Stunden beerdigt. Ueberall müssen die Wehrwölfe im Spiele sein; Alles hatten die Wehrwölfe verschuldet.

Die arme Familie wußte, was man ihr nachsagte, sie kannte ihre Feinde, aber sie hatte weder Mittel, ihnen offen entgegenzutreten, noch sich zu vertheidigen. Sie mußte sich auf den Bezirk ihrer Hütte beschränken und durfte sich am Tage niemals sehen lassen, ohne sich den gröblichsten Beleidigungen auszusetzen. Wenn die heitere, lärmende Kirmeß in den reichern Dörfern der Nachbarschaft gefeiert wurde, wenn sich auch die ärmsten Einwohner ihres Dörfchens in den verblichenen Sonntagsputz warfen, um sich mit dem mühsam Ersparten eine außergewöhnliche frohe

Stunde zu machen, dann mußten sie daheim bleiben und durften nicht Theil nehmen an der allgemeinen Heiterkeit. Wenn im benachbarten Flecken Markt gehalten wurde und Alles herbeiströmte — Der, um das Ergebniß seines Fleißes zu Gelde zu machen, Jener, um sich irgend eine nützliche Unentbehrlichkeit zur Verbesserung seines Hausstandes zu verschaffen, — dann jammerte erst recht die arme Familie, denn sie konnte weder das Eine, noch das Andere, und sah sich auf ihr einsam hülfloses Elend beschränkt. Wenn die Einwohner des Dörfchens in feierlicher Procession, ihr verwittertes Kirchenfähnlein an der Spitze, laut singend durch den Wald zogen, um sich der großen Wallfahrt anzuschließen, welche nach unserer lieben Frau von Wiehlenbrück hinzog, dann durfte die arme Familie nur still für sich ihr Gebet zum Himmel schicken und jammern, daß ihr gräßliches Geschick sie ausschloß von der Gnade, die durch solche heilige Wallfahrt zu erringen sei. Wären sie irgendwo bei Fest und Gelag, im Handel und Wandel, bei Gebet und Feier unter den Mitbewohnern des Dorfes erschienen, man würde sie nicht geduldet, ja, wenn nicht anders, getödtet haben, um sich von ihrer unseligen Nähe zu befreien.

Und selbst Abends, wenn ihre schwarze Wohnung so lichtleer dalag und ringsumher aus dem sie umgebenden, nirgends angebauten sumpfigen Boden unzählige Irrlichter huschten, wagten sie doch nur scheu und furchtsam einen Gang ins Freie, wo zwar keine Gefahr, keine offene Thätlichkeit sie bedrohte, wo sie aber Allen, die sie bemerkten, einen Schrecken einflößten, der sie selbst fast zu Tode ängstigte. In diesem namenlosen Jammer führten die armen Leute dennoch ein patriarchalisches Leben. Mit Hungern seit frühester Jugend vertraut, fühlten sie fast das Schmerzende desselben nicht mehr; sie liebten sich unter ein-

ander, sie beteten und schliefen dabei ruhiger als Viele, deren Glück sie sich gewünscht hatten.

Eine furchtbare Seuche wüthete im Lande. Die bevölkerten Orte wurden verheert und auch unser einsames Dörfchen überzog die Krankheit. Abermals mußten es die zauberhaften Geschöpfe der einsam gelegenen Hütte sein, denen die allgemeine Geißel zugeschrieben wurde. Während nun die Andern so dachten, war aber das Elend unter den Wehrwölfen noch größer geworden. Der um die Hütte verbreitete Brodem, aus den Sümpfen aufsteigend und durch Unreinlichkeit vermehrt, war der Krankheit ein willkommener Herd geworden, sich hier so eigentlich recht festzusetzen. Wenn jetzt die Leute das Hüttchen auf weitem Umkreis flohen, war wol ein gewichtiger Grund dazu vorhanden. Der schon alternde Vater erkrankte zuerst, dann sein Weib. Wüthete schon die Krankheit unaufhaltsam, wo Pflege und Hülfe zur Hand war, wie nun erst hier, wo es an Allem gebrach, was ihrer zerstörenden Macht Einhalt zu thun vermochte. Mit hohlen Augen und lechzender Zunge lagen die von hitzigen Schmerzen Gefolterten auf dem bloßen Boden da, keine Hülfe als vom Himmel erwartend, und die jammernden Kinder knieten um die Hinsterbenden und wußten sich weder zu rathen noch zu helfen. Aller Trost war fern; weder Arzt noch Beichtvater erschien, die letzte Stunde kam leise heran und brachte Befreiung. Da lagen nun die Leichen der Eltern und ein schon herangewachsener Sohn nebst zwei kleinern Schwestern waren übrig. Mit Thränen suchten sie unter alten Lumpen die reinlichsten zusammen, um ihre todten Eltern damit zu bekleiden. Die kleinen Mädchen halfen ihrem Bruder unbewußt bei diesem trüben Geschäft. Er selbst mußte auch daran denken, die Leichen zu bestatten. Mit einbrechendem

Abend ſchleicht er hinaus vor die Hütte und gräbt eine Grube; dann wartet er, bis der Mond aufgegangen iſt, lädt eine Leiche nach der andern ſich auf die Schulter und legt ſie hinein in das ſelbſtgemachte Grab, ruft ſeine Schweſtern und mit den Händen ſchaufeln ſie die Erde auf die Leichen, bis die Oeffnung gefüllt iſt. Es traf ſich, daß ein paar Bauern, junge Burſche, vom nahen Markt etwas angetrunken heimkehrend, Herz genug beſaßen, das trübſelige Geſchäft der Kinder in der Nähe anzuſehen und zu fragen, was ſie da thaten. Unter Schluchzen ward ihnen die Antwort: „Wir begraben unſere Eltern.“ Und zufrieden mit dieſer Antwort zogen die Burſche unter dem üblichen Bekreuzen heimwärts. Die Nachricht, die ſich noch an demſelben Abende im Dorfe verbreitete, erregte große Freudigkeit. Niemand begehrte das Nähere und Wahre an der Sache zu ergründen. Man wollte in der erſten freudigen Regung, die der Tod der Alten verurſachte, mit den Glocken läuten und Dankgebete halten laſſen; dann ging man darüber ernſtlich zu Rathe, wie man die Jungen aus ihrem Eigenthum vertreiben ſollte, und ſo trank man die ganze Nacht hindurch, bis daß der Morgen graute und man ſich an Ort und Stelle begab, um mit einiger Beruhigung das friſche Grab im Moorgrund hinter der Hütte in Augenſchein zu nehmen. Es ſchien, als wenn der Tod der Alten einen großen Theil der Angſt von den Einwohnern hinweggehoben habe, und daß ſie glaubten, mit der jungen Wehrwolfsbrut leichter fertig zu werden.

Und in der That kam ihnen der Tod als treuer Bundesgenoſſe dabei zu Hülfe. Der Hauch der Krankheit ſchwebte noch in dem engen dumpfen Raume und legte ſich an die ſchwächere Beſchaffenheit der kleinen Mädchen. Nur wenige Tage durften ſie leiden, dann waren auch ſie ge-

brochen. Jetzt war der Sohn ganz allein geblieben. Seit Jahresfrist war die alte Schwester des Vaters, der Bruder der Mutter, Vater und Mutter selbst und seine beiden kleinen Schwestern eine Beute des Todes geworden. Das riesenhafte Unglück lastete nun allein auf ihm. Alle, die es mit ihm getragen hatten, waren dahingegangen. Wie ist es doch schon dem Glücklichen so schwer, allein zu sein, und nun erst dem Unglücklichen, von allen seinen Mitmenschen Verlassenen — Geflohenen! Der junge Mensch weinte und klagte nicht; ein dumpfer Schmerz erfüllte ihn ganz und, als er nun seine beiden kleinen Schwestern hinausgetragen hatte und sie, die ihm noch vor wenigen Tagen beim Graben und Schaufeln mit ihren kleinen Händchen geholfen hatten, nun neben einander in dem Grabe vor ihm lagen, da wollte er sich im ersten Augenblicke zu ihnen legen, wenn eine mildthätige Hand es übernommen hätte, Erde auf sie zu werfen. So mußte er nun schon selbst den Dienst des Todtengräbers vollenden, dann kehrte er still in die ganz verödete Hütte zurück.

Drei Tage nahm er selbst von der karg zugemessenen Nahrung nichts zu sich, aber während drei Nächte ging er hinaus, um auf den Gräbern zu weinen.

2.

Es war ein harter Winter über die Erde gekommen. Nur Greise und Kranke mußten daheim bleiben, um ihres Leibes zu pflegen; nur Wohlhabende konnten es ihnen nachthun; wo aber waren die in unserm kleinen Dörfchen? Da Niemand im Sommer aufspeichern konnte, um in har-

ten Wintertagen davon zu zehren, so galt es jetzt, rüstig Hand anzulegen, um sich einen Erwerb zu schaffen und nicht verhungern und erfrieren zu dürfen.

Der Trieb der Selbsterhaltung ist ein mächtiger in uns. Auch in dem unglücklichen Simon — so war der Arme getauft worden — erwachte er. Er raffte sich empor aus seiner Erstarrung und sah, daß seine Kleider in Lumpen zerfielen, und fühlte, daß er hungere.

„Ich will hinaus ins Dorf," dachte er bei sich; „ich will den Mitleidigsten bitten, mir in meine Hütte zu folgen und mein Elend zu betrachten. Ich will ihm zeigen, wie ja nun Alle todt sind, die unschuldig Verleumdeten, die Gefürchteten. Er soll sehen, welch' ein trauriges Leben wir führten; wie trotz aller Zauberkräfte, die wir besitzen sollen, wir doch so an Allem Mangel litten. Ich will ihm zeigen, wie hülflos ich bin, und will ihn um etwas Arbeit bitten — ja um große Arbeit — wie er sie nur meinen kräftigen Schultern aufbürden will, um meine elenden Tage zu fristen."

So verließ er die Hütte. Er zog die Thüre nicht hinter sich zu, denn hier war nichts zu stehlen. Mit scheuem Schritte naht er sich dem Dorf. Kinder, die einen Schneemann machten, liefen heulend vor ihm davon. Aus dem ersten Hause trat ein Mann, durch das Geheul der Kinder aufmerksam gemacht, und verzog finster das Gesicht, als er des Simon gewahrte. Der nahte sich mit flehender Geberde und trug in kurzen rührenden Worten sein Anliegen vor. Barsch war die Antwort des Bauern; doch war es eine Antwort. Daß er ihm Rede stand, ermuthigte ihn.

„Seht," sprach Simon zu dem Manne, „Ihr habt da einen so schönen Holzvorrath, der noch nicht geordnet ist; gewiß habt Ihr noch mehr im Walde. Ich will Euch das

Holz herbeitragen auf meinem Rücken, wo es auch liegen mag, durch tiefen Schnee den jähesten Abhang hinunter. Ihr sollt Euern Gaul schonen und mit ihm derweil zum Markte fahren. Dann will ich Euch Alles aufarbeiten, so sorgfältig, daß kein überflüssiger Spahn zu Boden fallen soll, und so klein, als Ihr nur mögt. Und Ihr sollt mir nichts dafür bezahlen. Gebt mir nur täglich etwas Warmes und ein Stückchen Brot."

Da verzog der Bauer noch mehr sein Gesicht, auf dem deutlich zu lesen stand: „Wessen erfrecht Ihr Euch?" Dann schritt er schnell zur Thür seiner Hütte, stellte sich davor, als wollte er sich vorerst den Rücken decken, hob einen Stein vom Boden und warf ihn nach dem Unglücklichen, der nur durch die schnellste Wendung dem Wurfe entging und zerknirscht von dannen eilte.

Sein Muth war plötzlich sehr gesunken. An vielen Häusern ging er vorüber und hatte nicht das Herz anzupochen. Da stand er endlich vor dem Hause des wohlhabendsten Einwohners, des Schulzen. Alles war hier so glatt und blank, so sicher und wohlverwahrt, die doppelten Fensterchen waren dicht geschlossen, der Schornstein rauchte, auf dem Herde flackerte ein freundliches Feuer, ein Duft wie von frisch gebackenem Brote zog aus dem Innern in die frische Morgenluft und übte auf den Magen des armen Simon, der lange kein wohlthuendes Frühmahl genossen, einen wundersamen Eindruck. Unwiderstehlich trieb es ihn zu der Thüre. Er hob mit bebender Hand den Klöpfel und erschrak fast, als er ihn fallen ließ. Er überdachte rasch bei sich, wie er in wenigen wirksamen Worten sein Gesuch vorbringen sollte; denn er wußte wol, daß man sich auch hier nicht in langes Gespräch einlassen würde. Es war daher nöthig, so seinen Antrag zu stellen, daß der

wohlhabende Schulze ſich einen Vortheil von ihm verſprechen konnte, weniger durfte er daran denken, ſein hartes Herz zu rühren.

Auf den klappernden Ton an der Thüre ſchob ein Mann in einer weiß und roth geſtreiften Schlafmütze einen Theil des kleinen Fenſters bei Seite; dies war der Schulze ſelbſt. Kaum hatte er aber Simon erblickt, als er ſogleich wieder den Kopf zurückzog und das Fenſter ſchloß.

„Eure Tenne iſt voll, Herr Schulze,“ ſchrie Simon verzweifelnd, „laßt mich dreſchen, ich will Euch mehr arbeiten, als zwei von Euern Knechten, laßt mich doch nicht verhungern, Ihr grauſamer Mann!“

Da hörte er von innen eine rauhe Stimme den Hunden rufen und ſeitwärts aus dem offenen Stalle ſprangen zwei wüthende Thiere auf ihn zu, denen er nicht mehr entrinnen konnte. Sie fielen ihn wüthend an und verbiſſen ſich zum Glück in ſeine Jacke. Ein tüchtiger Ruck befreite ihn aus ihren Rachen, und er kam davon, indem er ein Stück ſeines morſchen Gewandes zurückließ. Es ſchien vom Himmel beſchloſſen, ihn Hungers ſterben zu laſſen oder den Gedanken an verzweifelte Thaten in ihm zu gebären. Mit einem finſtern Blick gen Himmel biß er die Zähne zuſammen und beſchloß die Wanderung durchs Dorf zu vollenden.

Wenn ihn nicht Elend und Entbehrung ſo ausgezehrt hätten, wäre er der Schönſte im Dorfe geweſen. Er war bei ſeiner Jugend hoch gewachſen und überaus kräftig; ſeine Züge waren edel und ſanft; aus ſeinem Blicke ſtrahlte ein reines Feuer; ſeine Stimme war mild und ſeine Ausſprache rein. Von wo ſtammten ihm dieſe Vorzüge? Wie mochte der Himmel Den ſo ausſtatten, dem er ein ſolches unverſchuldetes Loos ſchon vor der Geburt beſtimmt hatte?

Waren vielleicht diese Vorzüge Ursache, daß die Jüngern im Dorfe, denen die Sage von den Wehrwölfen als ein albernes Mährchen erschien, ihn haßten und verfolgten? War es vielleicht Neid und Eifersucht, was sie antrieb, den Haß der Aelteren gegen ihn stets neu aufzureizen? Denn in der That, die Weiber theilten die Gefühle des Hasses nicht mit den Männern. Trotz aller Furcht und Scheu, die er ihnen einflößte, bemitleideten sie im Stillen den jungen Wehrwolf. Es laut zu äußern, wagten sie jedoch nicht.

Simon, so unglücklich er war, hatte dies doch schon bemerkt. Wenn er, als seine Eltern noch lebten, Abends durch das Dorf ging, so waren es die Weiber, die ihm verstohlen ein Almosen oder etwas zu essen in die Hand drückten. Die Dreistesten hörten ihn auch wol an, wenn er seine Klagen vorbrachte. Sie sahen ihn dabei gerührt an, er konnte Mitgefühl in ihrem Auge lesen. Bei seiner jetzigen trostlosen Wanderung durch das Dorf war er nicht so glücklich, eine von seinen frühern Freundinnen zu gewahren. Die strenge Jahreszeit gab ihnen andere Beschäftigung im Innern der Häuser; sie hatten vor den Thüren nichts zu schaffen. Ueberall hin schickte er seine Blicke; nirgend ein befreundetes Gesicht; er war der einzige Wanderer auf der Straße; kein Knecht, kein Kind ließ sich sehen; es schien, als habe sich Alles aus dem Staube gemacht bei seiner Annäherung.

Dort wohnte der Metzger. Unter dem breiten Vordach im reinlichen Laden hinter dem Tische saß, das Kohlenbecken unter den Füßen, die hübsche junge Frau des Metzgers, im wärmenden, eng zugenesteten Pelze, das bauschige Sammthäubchen das zierliche rothe Gesichtchen umschließend. Er hatte sich ihr oft schon genähert und sie war nicht vor

ihm geflohen. Die Frau fürchtete keinen Wehrwolf, wie es schien; ob die Handtierung ihres Mannes, das blutige Fleisch, die großen Hunde, von denen sie stets umgeben war, ihr eine abgehärtete Gewohnheit zu Theil werden, oder ob ein weiches Gemüth sie über alle Schrecken hinwegsehen ließ, um in dem schönen Wehrwolfe nur den unglücklichen Jüngling zu erblicken, wer weiß es? Auch diesmal schaute sie mitleidig nach ihm hin, als er in einiger Entfernung von ihrem Laden dastand und nicht näher zu treten wagte. Ein Wink von ihr löste plötzlich seine Blödigkeit. Sie wickelte schnell ein gutes Stück Fleisch in reinliches Papier und hielt es ihm hin. Indem er es nahm, fühlte er, daß sie ihm die Hand drückte.

Wer wollte beschreiben, wie dieser Druck eines schönen, gefühlvollen Wesens auf den armen Simon wirkte! Er stammelte einige Worte, ohne zu wissen, was er sagte; wie fest gebannt stand er an der Klappe des Ladentisches und sah starr in die schönen schwarzen Augen der Frau, bis diese ihm ein Zeichen gab, daß er sich entfernen möchte, weil sie den Ueberfall ihres Mannes fürchtete.

Schneller als er gekommen war, trat er mit seiner glücklichen Beute den Rückweg an. Es war ihm, als wenn es plötzlich Licht in seiner Nacht geworden wäre. Wodurch hatte er die Theilnahme dieser Frau erregt? Was trieb sie dazu, sich über das Gerücht wegzusetzen und ihm so hold und freundlich zu sein? Diese Gedanken beschäftigten ihn mehr, als die Stillung des nagenden Hungers, die ihm früher als das dringendste Bedürfniß erschienen war. Und er saß, in seine Hütte zurückgekommen, noch lange sinnend da, ohne daran zu denken, sich von dem Mitgebrachten ein kräftigendes Mahl zu bereiten.

3.

Es war später Abend. Durch die kalte Winterluft hallt mancherlei Getön scharf hinüber in seine Einsamkeit. Vom Kirchthurm summt die Glocke neunmal. Der Wind pfeift durch die Ritzen der baufälligen Hütte; das Röhricht klappert im Sumpfe, dazwischen tönt ein schriller Laut irgend eines verspäteten Thiers und das Bellen ferner Hunde.

Mit dem Lichte des Tages sind ihm alle schönen Träume wieder entschwunden. Er fühlt sich wieder einsam und unglücklich; er schaudert vor Kälte und der Hunger plagt ihn auf's Neue. Das wenige Reisig, das er in einem Winkel der Hütte angezündet hatte, ist nur noch ein Aschenhäufchen und hie und da verglimmende Glut, in die er verzweifelnd stiert. So sitzt er da. Da zieht ein Blitz des Lächelns über seine verfallenen Züge; er denkt seiner Liebe.

Ja, seiner Liebe! denn dies Gefühl war es, was wie bewußtlos in ihm entstanden war, als er den Druck der Hand am Morgen verspürt hatte. Mit diesem Gefühle war aber auch eine Erhebung, ein Muth über ihn gekommen, von dem er früher keine Ahnung gehabt hatte. Liebe und Haß keimten nun auf einmal in seiner Brust mächtig empor; für Mitgefühl — Mitgefühl, für Vernichtung — Vernichtung, das wollte er.

„Wär' ich ein Wehrwolf," rief es in ihm, „ich wollte sie quälen, wie sie mich! Warum raubte mir der Himmel den Zauber, wenn er mir seine unheilbringenden Folgen dennoch aufladen wollte? Konnten meine Väter nächtlich als Wölfe umherwandeln, warum nicht ich? Ich würde dann nicht sterben und vergehen müssen und würde doch mindestens Rache üben können an meinen Peinigern!"

Die Glut verlöschte; es kam ein seltsames Grauen über

ihn im Finstern. Er hatte kein Holz mehr und fühlte das Bedürfniß mehr als je, nicht so allein zu sein. Das Feuer, das freundliche Element, gewährt seltene Tröstung und ist dem Unglücklichen stets ein belebender Gesellschafter. Finsterniß raubt dem Beklommenen vollends den Athem; Feuer führt neue Lebensluft herbei; den Trauernden zerstreuen auf angenehme Weise die lebendigen Gestaltungen, die züngelnden, leckenden Flammen, das rege Farbenspiel, das Einstürzen der Asche, wodurch sich immer neues Ueberraschendes auf dem Tummelplatze der Glut entwickelt. Auch Simon mußte vor Allem Feuer haben, sollten seine finstern Gedanken seinen guten Geist nicht vollends übermannen.

Er trappte im Dunkeln nach einer kleinen Leiter, die zu einem engen Winkel unter dem Dache führte, wo das Verjährte, Abgelegte, der Kehricht dieses jämmerlichen Hausraths seit langen Jahren aufbewahrt wurde. Ein Chaos der unscheinbarsten, schlechtesten Gegenstände, ein Erbtheil, das vom Vater auf den Sohn kam, ohne daß es diesem der Mühe werth scheinen konnte, es nur in Augenschein zu nehmen. Simon dachte hier verbrennbaren Stoff zu finden, da er kein Holz mehr hatte. Unter alten zerrissenen Kleidern, Schuhen findet er endlich ein paar Bretter und will schon die Leiter damit hinab, um das Feuer in dem Winkel zu entzünden, als er an einen größern Gegenstand stößt, den er nach dem Betasten im Dunkeln als eine mit Leder beschlagene Kiste erkennt, von deren Dasein er früher keine Kunde gehabt hatte. Er entzündet schnell das Feuer und eilt mit einem flackernden Spahne hinauf, um seinen Fund näher zu untersuchen. Die Leuchte in eine Mauerritze gesteckt, beugt er sich über die Kiste, deren verrostetes Schloß offen ist. Erwartungsvoll hebt er den Deckel und zieht, von innerem Schauder ergriffen, etwas Seltsames aus der

Kiste hervor. Es ist ein großes Fell irgend eines reißenden Thieres mit Schweif und Klauen und einer furchtbaren Larve daran, in deren weitgeöffneten Rachen ein gelbes Pferdsgebiß eingesetzt ist. Erstarrt blickt er auf diese Gegenstände. Es scheint ihm ein Wink des Himmels oder der Hölle zu sein; der letzte Wunsch, den er ausgesprochen, soll in Erfüllung gehen.

Er muß sich setzen; seine Knie wanken, so stark ist er ergriffen. Er erinnert sich jetzt dunkel einer entsetzlichen Geschichte, die ihm sein Großvater erzählt, der er lächelnd zuhörte als Kind, das kaum die Thatsachen begriff, während seine Mutter still in sich hinein weinte. Dieses unglückselige Geschenk, irgend eines geheimnißvollen Zaubers voll, zu nächtlichen Unthaten verführend und anreizend, hatte den Fluch über sein Geschlecht gebracht. In dieser Verkleidung hatten seine Vorfahren Greuelthaten verübt, die sich jetzt an ihrem unschuldigen Nachkommen bis ins letzte Glied so fürchterlich rächten. Darum hatte seine arme Mutter geweint, wenn der Großvater dieser Geschichte gedachte.

Simon setzte, nachdem er wieder einige Fassung erlangt, die Untersuchung dieses verbrecherischen Erbtheils fort. Ein fürchterlicher Kampf begann in seinem Innern; es erwachen kühne Gedanken in ihm. Von Minute zu Minute erhitzt sich seine Einbildungskraft mehr und verliert sich bald in die tollsten Combinationen. Fast besinnungslos schlägt er das Fell um seine Glieder; seine Hand fährt in die mit Krallen bewaffneten Tatzen, die fürchterliche Larve fügt sich wie von selbst an sein Gesicht und schließt.

„Soll ich denn wirklich hungern und verzweifeln?“ schreit er auf.

Er sieht nur Blut um sich; seine Zähne spüren eine unbezwingliche Lust, zu zerfleischen; er muß laufen; ins

Freie hinaus; er heult. — Schwindel hat ihn ergriffen, seine ganze Natur ist verwandelt. Er hat keine Erinnerung an das Vergangene. Der fürchterlichste Zauber hat sich seiner bemächtigt.

Er stürzt aus dem Hause, in die vom Sturmwind glatt gefegten Felder; er läuft wie ein Gespenst durch Moor und Sumpf. Wenn ihm jetzt die Besinnung zurückgekehrt wäre, er müßte vor sich selbst erschrocken sein.

So lief er eine lange Strecke von seiner Wohnung allein durch die Winternacht. Niemand begegnete ihm.

4.

Nach langer Zeit — es mochten vielleicht einige Stunden gewesen sein — sank Simon, der Wehrwolf, erschöpft auf einen Steinhaufen nieder. Die fieberhafte Aufregung, die ihn so plötzlich erfaßt hatte, war dahingeschwunden und als natürliche Folge war Erschlaffung eingetreten. Da lag nun das entsetzliche Gespenst am Wege und Niemand war da, der sich vor ihm fürchten wollte, und selbst war es so hülfsbedürftig, von Hunger und inneren Schmerzen gefoltert. Er wollte sich rächen an der Menschheit, die ihn verstoßen und mit dem Bannfluch belegt hatte, und in diesem Augenblicke hätte ihm sein ärgster Feind entgegentreten können, ohne daß er ihm ein Leides zugefügt haben würde. Statt des Hasses gegen die Andern fühlte er Mitleid und Bedauern mit sich selbst; stille Wehmuth war in sein Herz getreten und stumme Thränen in sein Auge.

Er gedachte wieder seiner Liebe. Ein seliges Gefühl glimmte auf unter der fürchterlichen Hülle, die ihn umklei-

dete. Das Bild der schönen mitleidigen Frau schwebte vor ihm. Er dachte sich, wie glücklich er sein könnte, wenn die Menschen ihn auch in ihre Gemeinschaft aufgenommen hätten und er ein solches Weib sein nennen könnte. Dann trat ihm die freche übermüthige Figur des Metzgers vor Augen, der ihn oft schon gekränkt und der es so wenig verdiente, ein schönes und gutes Weib zu besitzen. Seltsame Gedanken, wie er sie nie gedacht, kamen ihm in den Sinn, wie er so dasitzt auf dem Steinhaufen nächtlich am Wege.

„Und was wär's denn weiter, wenn ich mir ein Glück erränge, mit Gewalt nähme, was sie mir rauben wollen? Wer berechtigt sie dazu? Was habe ich an ihnen verbrochen, daß sie mich ausstoßen wie ein unreines böses Thier aus ihrer Gemeinschaft? Kümmern mich ihre Gesetze? Genieße ich nicht ihre Wohlthaten, warum soll ich mich ihnen beugen? Was kümmern mich die Gebote des Himmels? Wurde mir von ihm ein besonderes Loos geworfen, so darf ich auch mich nicht darnach richten, was den Andern auferlegt ist. Nur an mir ist es, meine Lage zu verbessern. War ich bis jetzt beklagenswerth, so lag es in meiner Aengstlichkeit, welche die Geschichten und Lehren erzeugten, die ich von meiner Mutter gehört. Warum erzählte sie mir das Alles? Warum vererbte sie nicht vielmehr auf mich jene Zauberkräfte, die unseren Vorfahren die Genugthuung der Rache und den Ruf der Furchtbaren verschafften — — —?"

Dies waren ungefähr seine Gedanken. Bis hieher war er gekommen, als ein fernes Geräusch seine Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung hin zog.

Fliehende Wolken warfen bald Schatten, bald falbe Streiflichter über das Blachfeld. Der Steinhaufen mit dem

Wehrwolf bildete eine einzige dunkle Masse, aus der die großen Pferdszähne wie ein glänzender Streif hervorragten. Die Erscheinung hatte etwas furchtbar Bewältigendes, wie sie so regungslos dasaß und mit gespanntester Aufmerksamkeit dem näherkommenden Geräusche entgegenhorchte. Man unterschied jetzt deutlich Wagengerassel.

Simon's Herz schlug hörbar. Ein entscheidender Augenblick nahte sich ihm. Er weiß nicht, ob er ihm Stand halten oder entfliehen soll. Scheu blickt er um sich, um die Gegend zu erkennen, wo er sich befindet. Er war die vielen Stunden im Kreis herum gelaufen und befand sich auf wohlbekanntem Boden. Es ist nicht so dunkel, daß er nicht den Kirchthurm seines Dörfchens in einiger Entfernung erkennen sollte. Keine große Straße führte hier vorüber, das wußte er. Der Wagen mußte daher einem Einwohner seines Dorfes gehören. Wer konnte es sein? Er stand so fern von aller Berührung mit seinen Nachbarn, daß er von ihren Geschäften und Hantierungen nichts erfahren und also auch nicht wußte, wen sein Weg bei so später Nachtzeit hier vorüberführte.

Nachdem er seinen Thurm erkannt, blickt er schärfer um sich und sieht, daß er in einem alten Steinbruche sitzt, der im Munde des Volks der Hexentanz genannt wird. Eine unheimliche Stelle, von der schauerliche Sagen im Schwange sind. Das alte Kreuz am Wege deutet die Stelle an, wo man den Bettler mit zerschelltem Hirne gefunden, den — wie die Leute berichteten — die Hexen im wilden Wirbel mit fortgerissen hatten, und ihn dann, vom Schwindel ergriffen, auf die spitzigen Steine fallen ließen. Alles Plötzliche, Unvorhergesehene konnte an diesem Orte den Vorüberziehenden auf den Tod erschrecken. Ein fallender Stein, ein huschendes Thier, ein Windstoß wuchs leicht zur riesen-

haften gespenstischen Erscheinung an solchem Orte. Wie viel mehr mußte diese Umgebung dem Schrecken hinzufügen, den der Wehrwolf verbreitete?

Die nächste Aussicht säumte ein dunkles Gesträuch, das jetzt blätterlos im Winter die sich nahenden Gegenstände nur halb den Augen entzog. Simon besaß ein scharfes Gesicht und, wie er so hinblickte mit aller Anspannung seiner Sinne nach jener Gegend, aus der das Geräusch kam, da sah er den kleinen einspännigen Karren des Metzgers und dessen runde Gestalt darauf mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, der einen kleinen Hügel hinan auf holprigem Wege das Pferd unter lautem Fluchen antrieb. Es war in der That der Metzger, der nach dem Fasttage noch in der Nacht frisches Fleisch für die Herren ins Kloster brachte, um bei frühem Morgen wieder zurück zu sein, damit er auf dem Markte des nahen Städtchens nicht fehle.

Mit Blitzesschnelle flogen zwei Gedanken durch Simon's Kopf. Der Metzger ist aus, war der eine, und die Frau allein. In weniger als einer Viertelstunde konnte er bei ihr sein und sich die Bedeutung ihres Händedrucks erklären lassen. Der andere war, an Ort und Stelle, seinem früheren Vorsatze getreu, Rache zu nehmen an seinem ärgsten Feinde. An körperliche Stärke, an Waffen durfte er nicht denken; sein Aussehen, sein Name, die Scene, auf der er sich befand, alles Dieses machte jede Gegenwehr zunichte und entwaffnete den Stärksten und Muthigsten. Zugleich war es der wüthende Hunger, der ihn peinigte und der ihn morgen ebenso peinigen wird, und immer fort, ohne daß er ihm abhelfen könnte. Hier bot sich ihm nun eine gute Gelegenheit, sich mit Fleisch zu versehen, und war es ihm diesmal gelungen, so durfte er hoffen, die Gelegenheit wiederkehren zu sehen. So darf man denn wol sagen, daß

der Hunger, der mächtigste Tyrann, den Sieg über die Liebe davon trug. Simon schlich nicht zur Metzgerin, sondern blieb und erwartete den Metzger.

Dieses hatte Simon so schnell überdacht, das der Entschluß bereits gefaßt war, als der von dem Abhange herabrollende Wagen seinen Steinsitz erreicht hatte. Da erhob er sich mit klagendem Geheul, seine Klaue streckte sich aus und fiel dem scheuenden Pferde in die Zügel.

„Ich habe Hunger," heulte er dumpf, „gebt mir zwei Pfund blutiges Fleisch!"

Der entsetzte Metzger ließ den Zügel fahren und schlug bebend ein Kreuz.

„Bist Du Simon, der Wehrwolf?" stammelte er, „o so laß mich ruhig meines Weges ziehen; ich will Dir Alles geben, was Du wünschest."

Simon packte jetzt mit beiden Händen den Karren und beschnüffelte das blutige Fleisch darin, um seine Rolle besser zu spielen. Der Metzger aber rief zitternd alle Heiligen an und warf ihm das schönste Stück von seinem Vorrath auf die Straße. Die Klosterherren verloren bei dieser Gelegenheit ihr bestes Tafelstück. Eine gerechte Strafe, denn sie hätten längst den Aberglauben in ihrem Sprengel ausrotten sollen.

5.

Während der Wehrwolf mit seiner leichten Beute eiligst nach Hause trabte, setzte der Metzger über Stein und Stock seinen Weg ins Kloster fort. Es war noch nicht die gewohnte Stunde, als er dort anlangte, so übereilt hatte er

den Weg zurückgelegt. Er mußte den Pförtner wach klingeln und that dies mit so ungestümer Hast, daß dieser sich vom Lager aufraffte, in der Meinung, das Kloster stehe in Flammen. Er entsetzte sich, nachdem er geöffnet und den todtbleichen Mann vor sich stehen sah, der kaum sein „Gelobt sei Jesus Christus!" hervorzubringen vermochte.

Der Metzger trat in die Zelle des Pförtners und mußte sich einige stärkende Tropfen erbitten, um seine Hinfälligkeit zu bemeistern, während der Küchenmeister herbeigerufen wurde, um das Fleisch in Empfang zu nehmen.

Bei genauer Besichtigung der Stücke sah dieser alsbald, daß das vorzüglichste fehlte und daß dem Metzger die Lieferung für das Kloster unter solchen Umständen genommen werden würde, da es der Bewerber genug gab, die ihm den guten Handel zu entreißen trachteten. Auf solche Drohung konnte der doppelt Geplagte nichts Anderes thun, als sein Abenteuer zu gestehen. Die Sache war von solcher Wichtigkeit, daß der Prior davon in Kenntniß gesetzt werden mußte. Bei so früher Tagesstunde den dicken Herrn zu wecken, war jedoch unmöglich. Der Metzger mußte sich also darein fügen und seinen Markt versäumen, um das Erwachen des klösterlichen Oberhirten abzuwarten.

Der Prior saß bei einem reichlichen Frühmahle, als der Metzger zu ihm eingeführt wurde, dessen Gesicht noch alle Spuren des nächtlichen Schreckens an sich trug. Der geistliche Herr hörte die Erzählung aufmerksam an. War es Nachlässigkeit des Metzgers, der das Stück vielleicht zu Hause gelassen; war es Treulosigkeit von ihm, die ihn antrieb, aus schnöder Gewinnsucht das Stück einem Andern theurer zu verkaufen; oder war es endlich ein frecher Dieb, der in irgend einer schrecklichen Maske dem abergläubischen Manne das Stück geraubt hatte? Gleichviel — unter jeder

Bedingung war die Küche und mit ihr der Magen der geistlichen Herrn bedroht. Dies erforderte Bedenken, reifliche Erwägung.

Der gute Metzger war der Meinung gewesen, das ganze Kloster würde sogleich, mit seinen heiligen Schutzwaffen versehen, mit Fähnlein, Kreuzen und Wedel, hinausziehen zur Stelle des Hexentanzes und den Ort fürder säubern von dem unheimlichen Spuk, damit er in Zukunft ruhig seine Straße ziehen könne; allein daran war nicht zu denken. Nach einer langen nachdenklichen Pause legte ihm der heilige Mund des Priors die Buße auf, zu fasten und eine gewisse Anzahl bezeichneter Gebete zu sprechen; dann aber wurde ihm zugleich eröffnet, das nächste Mal eine doppelte Ration aufzuladen, um das Gelüsten des hungrigen Wehrwolfs nach blutigem Fleisch zu stillen, ohne den Bedarf des Klosters zu beeinträchtigen, dabei aber das beliebte saftige Tafelstück sorglichst in Acht zu nehmen, damit es nicht in die Klauen des gespenstischen Ungethüms, sondern allein in die seiner Bereitung wohl kundigen Hände des Bruder Küchenmeisters gelange, bei Androhung, die Klosterlieferung für immer zu verlieren, wenn jemals der heutige Fall sich wieder ereignen sollte. Mit diesem Bescheide wurde der Metzger barsch entlassen.

Traurig langte er in seinem Dorfe an. Der geldgierige Mann war doppelt bedroht, von dem Gespenst, wie von den Klosterherren; dabei hatte er einen doppelten Verlust erlitten, das Stück Fleisch, das er dem Wehrwolf hatte geben müssen, und der Verlust des Wochenmarktes, wo er einen guten Schnitt zu machen pflegte. Sein Aussehen und seine trübe Laune fallen seiner Frau auf; allein er ist verschlossen bei ihren Fragen und theilt ihr von seinem Begegniß nichts mit. Ein Tag nach dem andern vergeht

und sein Kummer wächst gleichwie die Theilnahme seiner Frau, die noch einen geheimen Grund hat, sich um seine trübe Stimmung zu bekümmern. War es vielleicht Eifersucht, die ihn plagte? Sie fühlte sich nicht rein von aller Schuld und darum fürchtete sie.

Der Freitag war wieder gekommen und der Metzger sorgte für frisches Fleisch zur Stärkung nach dem Fasttage und zu guten Braten auf den Sonntag. Er ließ die Gesellen handtiren und stand zerstreut und wie abwesend dabei, den Schweiß auf der Stirn und mit rollenden Blicken. Da konnte sich die Frau nicht länger halten. Sie zog ihn ins Zimmer und beschwor ihn bei allen Heiligen, ihr zu sagen, was ihm fehle. Da widersteht er nicht länger und gesteht ihr Alles. Als die Frau die Ursache seines Grames vernommen, konnte sie ein heimliches Lachen nicht unterdrücken.

„Simon ist kein Wehrwolf," rief sie, „Du bist ein Narr und wurdest bestohlen von einem listigen Diebe, der sich Deine Furcht zu Nutze machte und Deinen Argwohn auf den armen Simon wälzte."

Dergleichen Reden führte sie mehr, aber wie konnte sie ihren Mann, dessen Angst mit jedem Augenblicke wuchs, dadurch wol besänftigen? Seinen baldigen Tod sieht er vor Augen, und nichts wird ihn zu retten vermögen, so denkt er.

Indeß naht der Abend heran, das Fleisch wird auf den Karren geladen, um diesmal früher und wo möglich noch vor Einbruch der Nacht die gefahrvolle Stelle zu passiren. Doch der Arbeit ist so viele und die Gesellen wollen nicht fertig werden; die Nacht ist zwar noch nicht da, aber der Abend dunkelt so tief, daß man keine Hand vor Augen

ſehen kann, und der Metzger iſt noch immer nicht abgefahren.

„So nimm doch Deinen beſten Knecht mit, den Joſt, der ſteht dem Stärkſten, und ſetze Dich dann dem Ungethüm zur Wehre, ſo kommſt Du der Sache am leichteſten auf den Grund," ſprach die Frau.

„Und wär' er der Stärkſte und würde ich zehn mit mir nehmen — was vermöchten ſie alle gegen der Hölle Gewalten," ſeufzte der Metzger. „Dann möchte ich es auch nicht laut werden laſſen, der Wehrwolf könnte ſich noch grimmiger an mir rächen."

„Nun gut," ſprach nach einigem Beſinnen die Frau, „ſo laſſe nur den Joſt und die Andern alle daheim. Ich will Dich begleiten; ich fürchte mich nicht und zum Ueberfluß ſtecke ich das Reliquienſäckchen meiner ſeligen Großmutter zu mir. Da können mir alle Wehrwölfe und Hexen der Welt nichts anhaben."

Der Metzger blickte ſcharf nach ſeiner Frau hin und ſchien ihren Antrag zu billigen. Nicht etwa, daß er an die Galanterie der Wehrwölfe glaubte, er wußte ſelbſt ja zu wenig davon, ſondern der Gedanke mochte ihm einleuchten, die Gefahr zu gleicher Zeit auf ſeine Ehehälfte übertragen zu ſehen, nach dem gemeinen Ausdrucke, „mit gefangen, mit gehangen."

Sie zog ſich warm an und er ſtopfte ſeine Pfeife. Dann ſchickten ſich Beide nicht ohne ſtarke innere Bewegung zur Abfahrt an. Als ſie den Karren, mit den blutigen Fleiſchſtücken beladen, beſtiegen, dröhnte es dumpf Mitternacht vom alten Thurme des Dörfchens.

6.

Mühsam keuchte das Pferd den Abhang hinauf, ängstlich hob sich die Brust des Metzgers und selbst die muthige Frau, die ihm auf dem kurzen Wege mit Scherzen die Sache aus dem Sinne zu reden trachtete, fängt jetzt an, bange und fragend nach ihm hinzublicken.

„Hörst Du es heulen?" wisperte der Mann und hielt das Pferd mit einem kräftigen Rucke an, sodaß der Wagen eine Strecke zurückrollte.

„Es ist nichts," erwiderte die Frau mit einem Tone, der ihre Ruhe ausdrücken sollte, allein das Gegentheil verrieth — „es ist nichts, es kommt nur aus dem Walde dort — der Wind hat sich in der Schlucht verfangen."

Das Pferd wurde darauf wieder auf's Neue angetrieben.

„Die arme Lise," brummte der Metzger dazwischen — „es hat sich ihr was in den Weg gelegt — sie kann nicht weiter. Gott sei unserer Seele gnädig! Wenn wir nur schon beim Hexentanz — Gott sei bei uns! — vorüber wären."

„Peitsch' nur recht die Lise und mach', daß wir vorüber kommen," bat die Frau.

Jetzt waren sie oben. Rechts am Wege lagen die unförmlichen Massen des verrufenen Hexentanzes. Der Metzger hielt an und Beide blickten scharf hin. Die graue Nacht erlaubte nicht, die Gegenstände deutlich wahrzunehmen. Etwas Dunkles schien freilich auf einem der Steinhaufen regungslos dazusitzen.

„Das ist der Wehrwolf," flüsterte der Metzger seiner Frau zu. „Siehst Du's, das Ungethüm?"

„Ach ja wol," versetzte zaghaft die Frau.

Ein langgedehntes Heulen ſchlug an ihr Ohr. Sie zitterten Beide vor Froſt.

„In Gottes und der Heiligen Namen zugefahren!“ flehte die Frau und mit dem Rufe: „Heiliger Johann von Troſt, bitt für uns!“ wollte der Metzger vorüber.

Aber die entſetzliche Geſtalt des Wehrwolfs erhob ſich jetzt mit der Schnelligkeit eines Tigers von den Steinen und ſtand mitten im Wege, den Wagen des Metzgers erwartend. Mit ſtarker Tatze packte er das ſcheuende Pferd und donnerte: „Halt! oder Du biſt des Todes!“

Was war da zu machen, — als dem Befehle Folge zu leiſten?

„Wer ſitzt bei Dir im Wagen?“ fragte das Geſpenſt. „Warum kommſt Du nicht allein?“

Der Metzger wußte zu ſeiner Entſchuldigung nichts Anders vorzubringen, als daß die Frau bei einem der Kloſterherren beichten wolle und ihn deshalb gebeten habe, ihn begleiten zu dürfen. Zugleich machte er ſich über die Fleiſchſtücke her, um dem Wehrwolf ſeine gut gemeſſene Ration zu überreichen.

„Ich will Dein Fleiſch nicht haben,“ rief Simon der Wehrwolf, und eine fremdartige Bewegung wurde in ſeinem Tone bemerkbar. „Behalte Dein Fleiſch, aber gib mir Dein Weib, ſonſt mußt Du ſterben.“

Die Frau, die anfänglich von innerer Angſt gerüttelt und geſchüttelt worden war, ſaß jetzt bei dieſem ſonderbaren Begehren des Wehrwolfs ſtarr und unbeweglich da und blickte mit ihren ſchönen Augen ſo ſcharf nach ihm hin, als wollte ſie mit ihren Blicken die furchtbare Maske durchſchauen, als wollte ſie in den Augen leſen, die wie Sterne aus den Höhlen des ungethümlichen Kopfes hervorglänzten. Der Metzger ſtieß ſie an und flüſterte ihr zu:

Hörst Du denn, was er begehrt? Dich will er ja haben."

Aber sie antwortete nicht mehr und blieb starr und stumm an seiner Seite sitzen. Das arme Weib ist verzaubert, dachte der Metzger bei sich, die ist schon in den Krallen des Satans und für mich doch verloren.

„Wird's bald, oder ich erwürge Dich!" schrie der Wehrwolf, und sein langes Heulen begann wieder gar fürchterlich zu ertönen.

Was sollte der Metzger nun thun? Er packte seine noch immer starr und bewegungslos an seiner Seite sitzende Frau, um sie, gleich wie ein Stück Fleisch, dem Wehrwolf zuzuwerfen; allein dieser streckt die Arme aus, um darin das schöne Weib zu empfangen, die lautlos ohne Klage Alles mit sich geschehen läßt.

Dies überrascht den Metzger so, daß er voll Entsetzen ganz betäubt rücklings in den Karren zurückfällt. Der Wolfsschweif fährt ihm über das Gesicht und fegt ihm Sand in die Augen; der arme Mann liegt lange und geblendet in halber Ohnmacht da.

Wie lange dieser Zustand gedauert hat, ist nicht zu bestimmen. Wie er aber wieder zu sich selbst kommt, ist es noch Nacht um ihn und er findet sich in seinem langsam dahin rollenden Wagen auf dem gewohnten Wege zum Kloster, den sein kluges Thier auch ohne ihn eingeschlagen hatte.

Nachdem er vollkommen zur Besinnung gekommen, hält er das Pferd an und horcht lang und scharf. Allein still ist die Nacht rings umher und weder das Geschrei seiner Frau, noch das Heulen des Wolfs dringt in sein Ohr.

Verstörter als je erscheint er im Kloster. Man war daran gewöhnt, den Mann nun schon seit mehren Wochen

ſo zu ſehen, und ſchob dieſen Zuſtand auf häuslichen Kummer, wie ihn ein alternder Mann, der ein junges Weib freit, wol zu Zeiten erfahren kann. Man fragte ihn deshalb um nichts und da ihn ſeine Ungeduld mächtig trieb, ſo war er bald wieder auf dem Wege nach ſeinem Dörfchen.

Der Morgen hatte lange ſchon zu grauen begonnen, als der Metzger vor ſeinem Hauſe hielt. Er ließ das Pferd nicht ausſpannen und gab ſeinem erſten Knechte den Befehl, auf den Markt zu fahren, weil er ſich erkältet habe und zu Haus bleiben wollte. Die Unruhe, das Schickſal ſeiner Frau zu erfahren, ließ ihm keine Ruhe; er fragte nicht nach ihr, denn er wußte ja doch, daß ihm Niemand Auskunft geben könnte. Er wollte ruhig abwarten, bis der Wehrwolf ſie ihm zurückſchicken würde. Wenn dies aber nie erfolgte? Wie ſollte er die Anzeige den Gerichten machen? Würden dieſe ſeiner Ausſage Glauben ſchenken? Würden ſie nicht vielmehr ihn eines Verbrechens ſchuldig halten, als habe er aus Eiferſucht oder im Jähzorne ſein armes Weib ermordet? Und welche Rache durfte der Wehrwolf an ihm nehmen, wenn er von ſeinem nächtlichen Abenteuer mit ihm den Gerichten Mittheilung machte? — Dieſe Gedanken folterten ihn ſchon während des Rückwegs und hatten den höchſten Grad von Seelenſchmerz in ihm erregt, als er ſeine Schwelle betrat. Er ſteckte zwiſchen zwei Feuern und war ein verlorener Mann, das ſah er wol ein.

Schon ſtreckte er die Hand nach der Klinke aus, als ihm plötzlich durch den Kopf fuhr, den Wehrwolf in ſeiner Hütte aufzuſuchen und ihn um Gnade anzuflehen. Er wollte ſeinen Wohlſtand mit ihm theilen, damit er in die Welt ziehen könne, um ſich einen andern Wohnſitz zu ſuchen

und dort ein glücklicheres Leben zu beginnen, wo man sein finsteres Treiben noch nicht kannte. Schon hatte er die Hausthür erreicht, da besann er sich wieder und verschob den Besuch bis zum Abend, um den Leuten keine Veranlassung zu geben, irgend einen Argwohn daraus zu schöpfen. Er ermannte sich daher und schritt schnell mit dem Stoßseufzer: „Wie Gott will!“ wieder auf seine Stube zu. Er riß die Thüre auf und trat ein. Hier aber ward er plötzlich zu Stein, denn vor sich, mit dem weißen Häubchen auf dem Kopfe, als hätte sie die ganze Nacht sanft und ruhig geschlafen, sah er seine Frau im Bette liegen.

Er war nicht im Stande die gehörige Fassung zu gewinnen, den Morgengruß, den sie ihm mit etwas angegriffener Stimme, sonst aber freundlich bot, zu erwidern. Still näherte er sich dem Lager und besah sich die Frau, so weit dies möglich war, mit ängstlicher Besorgniß. Sie streckte ihm erst die eine, dann die andere Hand entgegen. Weder diese noch der schöne entblößte Arm, weder das Gesicht noch der Hals und Busen zeigte nirgend ein Fehl, eine Verwundung; sie war weder gebissen, noch gekratzt; des Wolfes Tatzen mußten sich in Sammetpfötchen verwandelt, sein furchtbares Gebiß sich mit weichen Lippen umzogen haben. Nur etwas bleicher als sonst war die gute Frau.

Nachdem das erste Staunen des Mannes vorüber war, wagte sich eine Frage über seine Lippen, dann die zweite, hierauf die dritte. Die Frau wußte auf keine eine Auskunft zu geben. Besinnungslos hatte sie der Wehrwolf fortgeschleppt und sie vermag nicht zu sagen, wie sie nach Hause gekommen ist. So viel indeß versichert sie, daß sie außer der Ermattung kein Uebel verspüre.

Dieser Zustand der Dinge, weit entfernt, den Metzger zu beruhigen, nahm vielmehr seine ganze Seele in Anspruch.

Die Sache war zu räthſelhaft, als daß ihm der glückliche Ausgang des Abenteuers beſondere Freude hätte machen ſollen. Die Frau verſuchte ſeine Grillen — wie ſie es nannte — zu zerſtreuen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Der Mann ging nachdenklich in ſeinem Garten ſpazieren und wälzte Plane und Vorſätze in ſeinem Kopfe umher. Sich von den läſtigen, wenngleich — wie er jetzt wol einſah — nicht gefährlichen Anfällen des Wehrwolfs für immer zu befreien, ohne ſein Leben und Gut der Zaubermacht deſſelben preis zu geben, dies mit Glück zu löſen, war die Aufgabe. Niemand konnte ihm beſſeren Rath hierin ertheilen, als ein Mann, der mit dem Göttlichen verkehrte, der dem Himmel näher ſtand, als er, ein Geiſtlicher. Im Kloſter wagte er es nicht, anzufragen. Aufrichtig geſagt, erſchienen ihm die Herren nicht heilig genug. Seine Gedanken richteten ſich daher auf den alten Pfarrer eines benachbarten Dorfes, der, wie er wußte, ſich viel mit tiefen Forſchungen abgegeben, Heilkunde trieb und darin faſt Wunderartiges bewirkt, wie auch die geheimſten Kräfte der Natur kannte, und, wie ſich aus dieſem von ſelbſt verſteht, nicht zu den ſogenannten Aufgeklärten gehörte. Dieſer Mann ſchien ihm geeignet, ihn aus ſeiner Bedrängniß zu ziehen. War dieſer es nicht im Stande, ſo mußte er harren, dulden und untergehen; dies ſtand feſt bei ihm. Noch denſelben Nachmittag machte er ſich auf den Weg, um den alten Pfarrer aufzuſuchen.

Mit ruhiger, etwas ſarkaſtiſcher Miene hörte der gelehrte Mann der Erzählung zu; er hatte die Art und Weiſe aller geſcheidten Leute, den Erzähler ausreden zu laſſen, der es nicht an Erörterungen und Aufklärungen der räthſelhaften Thatſachen fehlen ließ, und es nicht verhehlte, daß er es zwar nicht wagte, ſich an Simon zu rächen,

wol aber, daß er im Sinne habe, ihm einen derben Poſſen zu ſpielen.

Der gelehrte Pfarrer war nicht gleich mit ſeinem Rathe zur Hand. Er bat ſeinen Gaſt, bei ihm zu verweilen, und ſetzte ihm Wein und Brot vor, während er ſich anſchickte, in einigen alten Folianten zu blättern, um, wie er ſagte, etwas Angefangenes zu Ende zu bringen. Der Metzger war der Meinung, er befrage geheimnißvolle Bücher über ſein Anliegen, und dies erfüllte ihn mit Ehrfurcht; in der That aber ſchützte der Pfarrer wol nur das Geſchäft vor, um im Stillen und ungeſtört von dem Dareinreden des Metzgers über den Fall nachzudenken.

Nach einer guten Weile erhebt ſich endlich der Pfarrer aus ſeinem Stuhle und legt langſam Brille und Foliant bei Seite.

„Ich habe nunmehr meine Arbeit vollendet und will Euch einen Rath ertheilen," fing er an. „Die Natur der Wehrwölfe iſt eigener Art. Tödten darf man ſie nicht. Es iſt mit ihnen wie mit den Vampyren. Sie beleben ſich zu gewiſſen Zeiten und wandeln dann nur als ärgere Plage der Menſchen umher. Verwundet man ſie hingegen, verſtümmelt man ſie an irgend einem empfindlichen Theile ihres Körpers, ſo ſind ſie gezwungen, den Ort zu verlaſſen, wo ihr Blut gefloſſen; dürfen nie mehr dahin zurückkehren und müſſen ſich einen andern Wohnſitz ſuchen. Iſt Euer Nachbar Simon wirklich ein Wehrwolf, oder treibt er mit Eurer Furcht nur einen abſcheulichen Frevel, um ſeine ſchändlichen Zwecke zu verfolgen — was bis jetzt noch nicht klar zu ermitteln iſt — ſo werdet Ihr auf jeden Fall Euern Zweck erreichen, wenn Ihr nach meiner Vorſchrift handelt. Der Wehrwolf Simon muß Eure Nähe meiden und Euch fortan in Ruhe laſſen, der Betrüger Simon wird durch

seine Verstümmlung Eure Anklage wider ihn selbst unterstützen und dem Rechte verfallen. Handelt daher muthig und besonnen. Wenn er Euch wieder auf Eurer nächtlichen Fahrt entgegentritt, so versehet Euch mit einer scharfen Waffe und sucht ihm das Gesicht zu zeichnen, oder haut ihm die Tatze ab. Führt den Hieb aber gut; Blut muß fließen, sonst seid Ihr verloren."

Mit diesem Bescheide sehen wir den Metzger ziemlich zufrieden von dannen ziehen.

7.

Wenn die Familie des Wehrwolfs durch frühere Frevel, Verbrechen, Zauberkünste oder Täuschungen ihrer Vorältern in das namenloseste Elend gestürzt worden war; wenn der zuletzt übrig gebliebene Sproß dieser Unglücklichen ein unverschuldetes hartes Loos zu tragen hatte, aus dem er sich, vom Zufall begünstigt, durch gewaltthätige Handlungen nunmehr zu befreien strebte; so war es hingegen der Metzger im Dorfe, der, von unbescholtenen Eltern stammend, des besten Leumunds genießend, Thaten verübt hatte, die — wären sie an das Licht der Sonne gekommen — ihn dem Arme der Gerechtigkeit sicher überantwortet haben würden. Es war nicht nur das Blut des Schlachtviehes, das er vergossen hatte. In seiner Jugend in böse Händel verstrickt, auf der Wanderschaft im fernen Ungarn bei den Lieferungen für fremde Heere hatte er ein zügelloses Leben verbracht und die Tage eines Nebenmenschen schwebten auf der Spitze seines breiten Schlachtmessers und wogen nicht schwer auf seinem Gewissen. Durch List und den Wohl-

ſtand, den er ſeinen armen Schwiegeraltern gegenüber in die Schaale zu legen vermochte, war es dem bejahrten unſchönen Manne gelungen, das ſchönſte Mädchen aus dem Nachbardorfe heimzuführen, deren Liebe ihm nie zu Theil geworden war. Es war eine Ehe zum Verzweifeln; ein Bündniß, das keines war, als vor den Augen der Welt. Die arme Frau führte ein recht jämmerliches Leben und hätte ihre Schönheit den alten Gatten nicht oft bezwungen, hätte ihre Klugheit ihn nicht oft durch Nachgeben zur rechten Zeit oder durch feine Erfindungen überliſtet und ſeine Schroffheit erweicht, ſo wäre ihres Bleibens im ehelichen Hausſtande wahrlich nicht geweſen.

Dieſer Zuſtand ließ nicht ab, den Mann zu peinigen, und als ſich nun mit den Jahren die körperlichen Strafen für frühere Ausſchweifungen gar grimmig zu melden begannen, ſo fing er auch an, mitunter Gedanken über die ſpäteren Strafen zu hegen, die auf dieſes Leben folgen könnten. Er hatte keinen guten Schlaf mehr; die angeſtrengteſte Arbeit konnte ſeine Eßluſt nicht rege erhalten. Mürriſch und in ſich gekehrt, wie er ſtets geweſen, war er jetzt oft von einer Laune beſeſſen, die ihn geradezu unausſtehlich machte. Ein Ereigniß, wie das mit dem Wehrwolf, mußte daher auf ſein zerrüttetes Gemüth einen Einfluß üben, dem die ganze Maſchine keinen Widerſtand zu leiſten im Stande war. Die Hölle ragte nun ſichtbar in ſein Leben hinein und die finſtere Macht ſchien ihm eine Perſpective von Dem zu eröffnen, was ihn erwartete. Er zehrte zuſehends ab und die tollſten Hirngeſpinnſte fingen an, jeden vernünftigen Gedanken zu durchkreuzen, den er noch in guten Stunden zu erhaſchen die Fähigkeit beſaß.

Der Rath, den ihm der Geiſtliche gegeben, erleichterte

seine bedrängte Brust und zeigte ihm einen Hoffnungsschimmer.

In der Nacht zum nächsten Freitag, nachdem er seinen Karren wieder mit blutigen Fleischstücken beladen, tritt er vor seine Frau und reicht ihr die Hand zum Abschied. Obgleich es schon spät war, so saß sie dennoch angekleidet da, wie es schien mit Rechnungen beschäftigt.

„Du willst allein fahren?" fragte sie mit überwachtem Gesichte ihn anstarrend.

„Ich möchte Dich nicht noch einmal einer Gefahr aussetzen," gibt er ihr zur Antwort. „Diesmal fürchte ich mich nicht. Ein frommer Mann hat mir ein unschuldiges Mittel gesagt, den Angriff des Wehrwolfs unschädlich zu machen. Heute wird's freilich noch ein Stück Fleisch kosten," setzte er dann mit boshafter Betonung hinzu," dann aber wird's damit zu Ende sein, wie ich mit Sicherheit vorhersagen kann. Du lege Dich aber zu Bette und schlage Dir den Wehrwolf aus dem Sinn. Unsere Knechte dürfen von der ganzen Geschichte ohnehin nichts wissen."

Damit verließ er die Frau schnell, ohne weitern Gruß, und ging eben so schnell hinaus in die Fleischbank, wo ein blank geschliffenes Beil an der Wand lehnte, das er mit sich nahm.

Die Frau war mit der Auskunft, die sie erhalten, nicht zufrieden. Es lag ein geheimer Sinn darin, das fühlte sie wohl; die Sicherheit, mit der ihr Mann sich äußerte, erschreckte sie; die Bosheit, die aus seinen Blicken und Reden blitzte, konnte ihr auch nicht verborgen geblieben sein. Sie sah Gefahr; sie wußte sich nicht zu rathen; sie fühlte, daß auch sie etwas Schlimmes treffen könne; sie betete inbrünstig, aber unbestimmt. Für wen sie betete, wußte sie fast selbst kaum.

Der Metzger näherte sich bereits dem Hexentanz und trieb sein Pferd den schon bekannten Abhang hinan. Die Nacht war sehr finster. Die Wolken schienen fast die Erde zu berühren und Wald und Gebüsche standen wie schwarze Mauern da; kein Laut, kein Wind regte sich; es war Alles so beengend und drückend.

Im Steinbruche harrte Simon der Wehrwolf mit klopfendem Herzen. Sein Feind hatte ihm schon einmal das Köstlichste überlassen und ihn zum Glücklichsten gemacht. Seit jenem Augenblick war alles Elend für ihn verschwunden; er hatte sich die Woche mehrmals in das Dorf gewagt, auf die Gefahr hin, verspottet und mishandelt zu werden; er war vor das Haus des Metzgers gegangen, hatte sich vor den Laden gestellt, die schöne Frau darin angeblickt und ihre Blicke dafür eingetauscht. Ein so zarter Handel, wie wol noch nie an diesem Orte einer geschlossen worden war. Wenn er Abends einsam in seiner Hütte saß und seine frühere Lage mit seiner jetzigen verglich, wie fühlte er sich da so glücklich. Hunger und Noth waren für ihn verschwunden, sobald er ihrer gedachte.

Ob sie der Metzger wieder zur nächtlichen Fahrt mitgebracht haben wird? Dies regte ihn stärker als gewöhnlich auf.

Da rollt der Karren den Abhang hinab und in heftiger Bewegung rafft er sich von den Steinen empor, um seine Rolle noch einmal zu spielen. Noch einmal — noch unentwirrt liegt in ihm der Vorsatz, was er nach diesem einen Mal beginnen soll. Es drängt ihn zur Flucht; er hofft seine Beute zu entführen.

Dumpf heulend wie sonst springt er auf das Pferd zu, allein der Ton bricht, die Stimme zittert; der alte Schrecken, den er sonst verbreitet, ist nicht mehr in seinem Gefolge;

der Metzger reißt das Pferd zurück, als wollt' er es von selbst aufhalten, ohne Zwang, und als sei er darauf gerichtet, den Wehrwolf zu empfangen. Betroffen steht dieser da, als er seinen Feind allein sieht.

„Alle guten Geister!" ruft der Metzger in hergebrachter Art, „laß mich ziehen, Simon, Du sollst haben, was Du begehrst. Her mit der Pfote, heut kriegst Du ein doppelt Stück!"

Obgleich es dem Wehrwolf diesmal um das beste Stück des ganzen Karrens nicht zu thun war, so mußte er doch seiner Rolle getreu das Fleisch in Empfang nehmen. Aber wie er nun die Tatze in den Wagen steckt, haut der Metzger mit dem bereit gehaltenen Beil sie ihm mit geübtem Schwunge ab. Simon brüllt vor Schmerz und verschwindet in der Finsterniß, während der Metzger, nun auch einer Beute theilhaftig, seinen Weg zum Kloster fortsetzt.

Die Ungeduld ließ ihn sein Geschäft im Kloster beschleunigen. Er rechnete nicht ab, ließ sein Geld bis zum nächsten Male stehen und eilte in trüber Hastigkeit, nachdem er das Fleisch übergeben, seinem Heimatdorfe zu.

Noch graute kaum der Tag, als er die Schwelle seiner Kammer überschritt. Da lag sein Weib, die erst spät eingeschlummert war, noch im tiefen Schlafe. Er trat zu ihrem Bette und, indem er sie lustig und grinsend anredete, legte er eine sorgsam zusammengewickelte Serviette auf ihre Decke. Sie schreckte plötzlich in die Höhe.

„Sieh da, was ich Dir mitbringe!" spricht er, „das senden Dir die frommen Herren im Kloster."

Nichts Böses ahnend, schlägt sie das Tuch auseinander und erblickt eine frisch blutende Menschenhand, die in ein Stück Wolfsfell gewickelt ist. Was geschehen, wird ihr nun alsbald klar. Schreiend und weinend springt sie aus

dem Bette und wirft ſich in die Kleider. Während ihr Mann aber, ſeine wilde Freude nicht bemeiſternd, ihr Thun außer Acht läßt, eilt ſie zur Thüre hinaus.

„Dem frommen Pfarrer ſei Dank für ſeine Weisheit!“ ruft der Metzger triumphirend, „den Wehrwolf hab' ich gezeichnet, ſein Blut iſt gefloſſen und weder ich noch ein Anderer hier im Dorfe hat ihn jemals wieder zu fürchten!“

Aber die Frau lief ängſtlich fort im fröſtelnden Morgennebel.

8.

In der Hütte des armen Simon war es dunkel und ſtille. In einem Winkel auf ſeinem ärmlichen Lager ruhte er halb ohnmächtig von dem ſtarken Blutverluſte. Unter dem Lager verſteckt liegt die Haut des Wehrwolfs, die ihm zu der verhängnißvollen Verkleidung gedient, durch die er der ſchönſten Dörferin Liebe errungen und durch die er nun ſo harte Schmerzen empfand. Seine Augen roth geweint, vergoſſen noch immer reichliche Thränen; Schmerzen der Seele geſellten ſich zu den Schmerzen des Körpers, um ſeine Folter endlos zu machen.

„Wie kurz war mein Traum von Glück! Wie ſelig hätte mich ſeine Fortdauer gemacht! Ausgeſtoßen von der Welt, verabſcheut von den Menſchen, konnte mich ja Das nicht erfreuen, was ſie Glück benennen. Meines mußte anderer Art ſein. Und ich fühlte es in meiner Bedrängniß, daß ich es gefunden. Was aber ſoll ich nun beginnen? Der boshafte Mann, wird er nicht meine abgehauene Hand wie ein Siegeszeichen überall umhertragen? Wird er nicht

ſprechen: ſeht da den Beweis, daß Simon der Wehrwolf iſt! Jetzt iſt es nicht zu bezweifeln, daß er die ſchändliche Teufelsmacht von ſeinen Eltern, den alten Wehrwölfen, geerbt hat. Ich aber hab' ihn gezeichnet; er wird Keinem mehr ſchaden! — Und bin ich denn nicht wirklich ein Wehrwolf? Verleiht die Hölle die Macht, ſein eigen Haut und Bein umzugeſtalten, oder borgt ſie uns nur zur Vermummung das Gewand, mit dem uns der Wille und die Macht, unſeren Nebenmenſchen Böſes zuzufügen, zugetheilt wird? Wurde ich denn nicht zum Wehrwolf, zu einem heulenden, nächtigen, blutdürſtigem Ungethüm, als ich an jenem verhängnißvollen Abend das fürchterliche Gewand gefunden, in dem meine Väter gewiß ſchon ſehr viele Greuel verübt hatten? Von dem Augenblick, als ich es anlegte, war ich der Hölle verfallen. Ja, das fürchterliche Erbtheil iſt auf mich übergegangen. Ich bin ein Scheuſal, ein Nachtgeſpenſt, das gute Menſchen fliehen müſſen, und Alles, was ich in meiner Unſchuld hab' erdulden müſſen, war die Vorſtrafe meiner nun folgenden entſetzlichen Thaten!"

Seine Gedanken waren durch dieſes innere Selbſtgeſpräch ſo erſchöpft, daß ſie ſich für einen Augenblick verwirrten und ihr irrer Lauf bald den Phantaſien des Wundfiebers Platz machen mußte, welches den Unglücklichen, der ohne alle Pflege ſeiner bedeutenden Verwundung dalag, nun plötzlich ergriff. Dazwiſchen leuchtete ihm wie ein heller Streif durch ein kräuſelndes ſchwarzes Wolkenmeer die Gewißheit: der Stumpf deines Armes wird ſich ergänzen, deine Hand wird dir wieder wachſen, ſchön mit ihren fünf Fingern, und du wirſt Rache nehmen können an Dem, der dir die Schmerzen verurſacht hat; du wirſt nicht fliehen müſſen deine Heimat, wo du ſo viel ſchon erduldet und wo dir noch glückliche Tage erblühen werden. Dann

wieder schrillte es mit Tönen wie gellende Pfeifen in sein Ohr, heiseres wildes Lachen tönte dazwischen und er verstand die Worte: dies aber ist der Lohn der Hölle, deren Dienst du dich fortan weihen mußt, und die ihr Wohlgefallen an dir hat.

Halb betäubt lag er da; da öffnet sich leise die angelegte Thür und herein stürzt mit scheuem Blicke die weinende Frau des Metzgers. Das Elend, das sie vor sich sieht, erschüttert sie noch tiefer. In diesem feuchten dumfen Raume liegt Der, den sie liebt, auf Stroh bleich und entstellt. Sein gebrochenes Auge ist auf sie gerichtet, die eintritt, aber es scheint sie nicht zu erkennen. Alle Scheu der Zurückhaltung ist von ihr gewichen; sie fürchtet keine Zaubermacht, keinen Zorn des beleidigten Gatten; ein wahrhaft liebendes Weib schwingt sich über die beengenden Schranken hinweg; ihre Liebe kennt kein Hemmniß, und sie fühlte es, daß dieser Mann trotz seines Elends, seiner Armuth ihrer Aufopferung würdig sei. Sie warf sich zu ihm auf die Erde nieder, umschlingt ihn, ruft ihn mit den süßesten Namen ins Leben zurück, verwünscht ihren Mann, der die grausame That verübt, ergreift den blutigen Stumpfen und bedeckt ihn mit ihren Zähren und Küssen.

Dieser Balsam würde jede Wunde des unglücklichen Simon schnell geheilt haben, wäre er im Stande gewesen, zu empfinden. Allein die Ohnmacht hielt seine Sinne noch stets umfangen und er träumte nur etwas ruhiger, und statt der schrillen Töne der Hölle begannen nunmehr Harfen der Engel um ihn zu säuseln.

Da hörte man starke Schritte sich der Hütte nahen. Die am Lager kniende Frau horcht auf. Wer kann der Hütte Simon's des Wehrwolfs sich nahen? denkt sie bei

ſich. Sie ſpringt eiligſt auf und guckt durch die Ritzen der Thüre.

„Mein Mann!“ ruft ſie entſetzt, und ein ſchneller Blick, den ſie in die Runde wirft, zeigt ihr nur einen einzigen Ort, wo ſie ſich vor ihm verbergen könne. Es iſt kein Entrinnen möglich. Sie flieht von der Thüre und verbirgt ſich.

Der Metzger, vermeinend, die Thüre ſei geſchloſſen, klopft mächtig mit ſeinem Knüppel daran, doch ſchon beim erſten Schlage ſpringt ſie auf und er ſteht vor dem Lager ſeines Feindes. Unter dem Arme hält er etwas, in eine Serviette gewickelt, die ſorglich zugeknüpft iſt. Das Ausſehen des Verwundeten erfüllt ihn mit hämiſcher Freude, die ſich in ſeinen Blicken malt, die er lange, gleichſam forſchend und wühlend, auf ihm ruhen läßt, als wolle er die Macht und Größe der von ihm zugefügten Schmerzen und Qualen ermeſſen und ihnen bis zu ihrem Quell nachſpüren.

„He, Simon, wacht auf!“ ruft er endlich mit ſtarker Stimme, „was faullenzt Ihr da, wenn ich zu Euch komme, um Euch Geld verdienen zu laſſen? Keine Antwort! So ſchlaft Ihr denn? Ihr werdet doch wol nicht gar geſtorben ſein? Gebt mir Antwort! Steht auf, Siebenſchläfer!“

Und als noch immer keine Antwort erfolgte, ſtieß er mit dem Fuß an das Lager, und als Simon ſich immer noch nicht regte, ſann der Metzger auf ein Mittel, ihn zu ſich zu bringen, und da gewahrte er Waſſer in einem Eimer und, ſchnell die zugeknüpfte Serviette auf die Decke werfend, ſchöpfte er mit beiden Händen von dem Waſſer und ſchüttete es zu wiederholten Malen dem Ohnmächtigen in das Geſicht. Dies hatte den gewünſchten Erfolg. Simon erſchrak heftig, eine convulſiviſche Bewegung durchzitterte ſeinen ganzen Körper, die Spannkraft der Muskeln

belebte ſich wieder und, wie aus ſeinem Traume plötzlich erwachend, ſetzte er ſich jäh im Bette auf.

„Ei, da ſeid Ihr ja wieder wach und munter!“ warf der Metzger wie ſcherzend hin. „Ihr ſchlieft ſo ſanft, als ich eintrat, daß Ihr nichts ſaht und hörtet. Ich komme als Freund zu Euch, um Euch einen annehmbaren Vorſchlag zu thun. Ihr wißt, daß ich zu Euren Feinden niemals gehört habe, und daß wir in der letzten Zeit ſogar ziemlich vertraut geworden ſind und unſere Geheimniſſe für uns haben.“

Sei es, daß dieſe Worte Simon wieder zur vollen Beſinnung brachten, ſeine Lage mit einem Male zu überſchauen, oder daß eine Schwäche ihn wieder anwandelte — genug, er ſank auf ſein Lager zurück und zog mit ſeiner geſunden Hand die Decke bis zum Halſe empor.

„Es fehlt an Arbeitern bei jetziger Zeit, die Sonne eilt dem Frühling voran; wir müſſen die ſchönen Tage benutzen. Ein Jeder, der Grund und Boden hat, iſt draußen und müht ſich in ſeinem Eigenthum ab. Ich und meine Knechte haben mit dem Vieh und Schlachten vollauf zu thun; Tagelöhner aber ſind ſelten bei uns. Seht nun, Simon, ich ſetz' mich über alles wunderliche Gerede hinweg — Kommt! Ihr ſollt auf meinem Acker arbeiten. Ihr ſeid kräftig und habt ja Eure geſunden Arme. Mehr brauchts nicht.“

Simon knirſchte mit den Zähnen, als er den Metzger ſo ſprechen hörte, und ſein Auge ſuchte nach einer Waffe. Hätte er in dieſem Augenblick ſeine geſunden Arme gehabt, wer weiß, ob der Feind die Hütte wieder verlaſſen hätte. Nach einer Pauſe, in der er ſich gefaßt, ſprach er leiſe: „Ich bin krank und will und kann Euern Antrag nicht annehmen.“

„Ihr ſeid krank? und geſtern ſah man Euch noch aus-

gehen, und dieſe Nacht — — Ach, was da! her mit der Hand! ich will Euch den Puls fühlen!"

„Was wollt Ihr mit Euern Scherzen," ſprach Simon, „Ihr ſeid ja kein Arzt. Laßt mich in Ruhe und zieht Eures Weges."

„Was wißt Ihr von meinen Kenntniſſen und Fähigkeiten? Ich bin ein erfahrener Mann! Ich diente im Felde, und da erlernt man Manches. Drum ſeid doch nicht ſo eigenſinnig. Laßt mich immerhin Euern Puls fühlen und ſeid gewiß, ich werde Euch helfen."

Der Kranke in ſeiner Hülfsloſigkeit wußte nichts Anderes, um den Ueberläſtigen los zu werden, als ihm die Hand hinzuhalten, die er mühſam unter der Decke hervorſtreckte.

„Ei, was iſt denn das?" ſchrie jener, „Ihr gebt mir ja die Linke! Wißt Ihr denn nicht, daß man den Puls an der Rechten fühlen muß? Nun wird's bald? Ihr thut ja, als wenn Ihr einhändig wäret! Habt Ihr Eure Hand etwa verloren? Soll ich ſie Euch etwa geben?"

Als der Kranke die Augen ſchloß und keine Antwort gab, beugte ſich der Metzger zu ihm nieder und, die Hand mit wildem Grimme packend, ſchrie er unter plumpen Verhöhnungen: „Alſo immer nur dieſe eine Hand? Soll ich ſie Euch denn abhauen, Herr Wolf? Zaudert nicht länger, zeigt mir Eure Rechte, ich will Eure rechte Hand ſehen!"

Da tönte es dumpf und gezogen: „Hier!"

Die Stimme ſchien keinem Sterblichen anzugehören und ein weißer Arm und eine geſunde Hand daran ſtreckte ſich dem entſetzten Metzger entgegen.

Vernichtet ſinkt er auf die Knie, ſich kreuzigend und betend, dann ſtammelt er verworrene Worte, rafft ſich auf und läuft davon.

Das, was er in der Serviette mitgebracht hatte, blieb auf dem Lager des Verwundeten liegen.

9.

Ohne seine Schwelle zu betreten, ergriffen von den Schrecken des Todes, eilte er zu dem Geistlichen, der ihm den Rath ertheilt hatte, dem Wehrwolf die Hand abzuhauen.

„Ei, was seht Ihr doch so bleich, Meister!" rief ihm der Pfarrherr entgegen.

Darauf erzählte er ihm Alles, was er erlebt und wie er selbst dem Wehrwolf die abgehauene Hand aufs Lager gelegt, dieser aber sie ihm doch unter der Decke hervorgestreckt und ihm bewiesen, daß er seine beiden gesunden Hände besitze.

Der Geistliche schüttelte mit Ernst und Würde den Kopf und sah lange vor sich hin; dann sprach er bedenklich: „Mein lieber Meister, Ihr habt Euch da in einen schlimmen Handel eingelassen —"

„Und habt Ihr mir nicht dazu gerathen!" rief aufs Höchste entsetzt der Metzger. „Spracht Ihr nicht, ich sollte den Wehrwolf zeichnen, damit sein Blut fließe und er gezwungen werde, unser Dorf zu fliehen?"

„Dazu rieth ich Euch wol, Meister," versetzte der fromme Mann; „allein dann hättet Ihr auch gewiß sein müssen, daß Ihr's mit dem Wehrwolf zu thun habet und nicht mit des Wehrwolfs Vetter, dem Gott sei bei uns!"

Er kreuzigte sich. Der Metzger that desgleichen und stand ihm erwartungsvoll, die großen kalten Schweißtropfen auf der Stirne, gegenüber.

„Saht Ihr denn Niemand neben dem Wehrwolf sitzen? fuhr der fromme Mann fort.

Der Metzger machte große Augen.

„War der Wehrwolf stets allein, wenn er Euch anfiel?“ fügte der Andere hinzu. „Wisset denn, Ihr habt dem Teufel die Hand abgehauen, nicht dem Wehrwolf; dem Teufel, der sich bald wieder eine Hand oder Kralle wachsen lassen kann, wenns ihm beliebt. Und der Wehrwolf zieht sich frisch und heil aus dem Spiele. Glaubt mir, Meister, diese Hand des Teufels wird Euch noch böse Streiche spielen.“

Der Metzger war außer sich. Er flehte, ihm ein Mittel zu sagen, sich vor den bösen Folgen seiner That zu schirmen. Wie nun aber Aerzte ihre Kranken durch Palliative und sogenannte Reinigungen hinhalten, bis sie dieselben in ein entferntes Bad schicken, um ihrer los zu werden, so auch dieser Seelenarzt, der seinem Patienten einstweilen Buße und Gebet auferlegte und ihn dann bis zu einer Wallfahrt vertröstete, die in der schönen Jahreszeit statt zu haben pflegte und der er sich anschließen sollte, um sich vollkommene Ruhe und Seelenfrieden wieder zu erringen.

Mit diesem tröstlichen Ausspruche verließ er den frommen Mann. Wie aber sollte der Metzger zu einem solchen Glücke wieder gelangen? Das eifrigste Gebet, mit ängstlicher Hast zum Himmel emporgeschickt, gleichsam Vergebung der Sünden im Sturm zu erringen, träufelt nicht wie mildernder Balsam Ruhe bringend in das Herz des Menschen; durch Buße und Kasteiung sich Gnade von oben gleichsam ertrotzen wollen, beseligt nicht, sondern entfernt immer weiter von dem Zustand der Gnade. Dem Metzger, dem alten Bösewicht, war durch die spukhaften Erscheinungen, die ihm

aufgestoßen, das Gewissen nun einmal aufgeregt. Die Qualen der Hölle zeigten sich ihm deutlicher, rückten ihm näher, als ob er Vorzeichen seines nahen Todes verspürt hätte; die rothe Glut, die er bis jetzt nur von Ferne gesehen, schickte züngelnde Flammen nach ihm aus, die ihn berührten.

Er kehrte ungetröstet in sein Haus zurück und, als seine Frau ihm hier entgegen trat und den Schauder, der sie in der Nacht von seiner Seite getrieben, überwunden zu haben schien, da wich er ihr aus, ohne selbst zu wissen warum, und ging in den einsamsten Winkel seines Gartens, um dort allein über sein Schicksal nachzudenken.

So kam der Abend herbei und die Nacht; aber kein lindernder Schlummer wollte sich auf des Metzgers brennende Augen niedersenken.

10.

Von diesem Augenblick an war das Haus des Metzgers der Tummelplatz böser Geister geworden, die, von allen Andern unbemerkt, nur ihn zur Verzweiflung brachten.

Als er am andern Morgen aufstand und, um sich zu zerstreuen von den wüsten Bildern der Nacht, in den Laden trat, da gewahrte er zu seinem Schrecken mitten unter dem frischen Fleische die abgehauene Hand. Entsetzt ergreift er sie und entfernt sich so schnell als möglich, um sie unbemerkt in den tiefen Brunnen zu werfen, den er in einem Winkel seines Hofes vor Kurzem hatte graben lassen.

Ein Stein fällt ihm vom Herzen, als er den plumpen Sturz der Hand vernimmt, und er kehrt etwas beruhigter

in seinen Laden zurück, obgleich ihn weder das Geschwätz der Kunden, noch andere Ereignisse des Tages zu zerstreuen vermögen.

Der Tag vergeht, und je näher der Abend heranrückt, um desto größer wird seine Unruhe.

Nach einer sorgenvoll unter Beängstigung hingebrachten Nacht tritt er am andern Morgen früher als gewöhnlich in seinen Laden, wo Alles reinlich und aufgeräumt ist. Da erblickt er mit Schrecken von Neuem die abgehauene Hand auf der Metzgerbank. Er will seinen Augen nicht trauen; allein sie ist es; er greift sie, er hält sie und eilt ebenso, wie das erste Mal, schnell fort, um sich ihrer, wie er hofft, für immer zu entledigen. In dem finstern Winkel seines Gartens gräbt er ein tiefes Loch, wirft sie hinein und schüttet dann Erde darauf, die er mit beiden Füßen feststampft. Hierauf kehrt er in sein Haus zurück, nicht beruhigt von seinem Beginnen, da eine höhere unerklärliche Macht im Spiele ist, eine grauenvolle Macht, die ihm der fromme Geistliche bezeichnete, und an deren Vorhandensein in seiner unmittelbarsten Nähe er nicht denken mag.

Der Tag vergeht wie der vorige; die Nacht verstreicht wie die vorige; schon bilden Angst und Schrecken tiefe Furchen auf dem Antlitze des Metzgers; er sieht schon jetzt einem Bösewichte ähnlich, der sein Verbrechen gestanden und den Ausspruch des Richters erwartet So tritt er am nächsten Morgen wieder in seinen Laden.

Welch' ein abscheulicher Dunst hat sich aber hier verbreitet? Das ist Fäulniß und Verwesung und kann dem Ruf des Metzgers den größten Schaden bringen. Er blickt umher; überall nur frisches Fleisch; überall die gewohnte Reinlichkeit zu sehen und zu spüren. Aber dort in jener Ecke auf dem appetitlichen Braten sieht er — o Schrecken!

die abgehauene Hand, schon im Zustande der Verwesung, aufgedunsen und grünlich. Ein ekelerregender Anblick.

Den Ekel überwinden, sie ergreifen und sorglich eingewickelt mit ihr davon eilen, war die Sache eines Augenblicks. Wie im Wahnsinn eilt er mit ihr in die Kammer auf dem Boden und hier verschließt er sie, bis daß der Abend kommt, in einen alten Schrein.

Und als nun der Abend gekommen war, steigt er langsam und ächzend die finstre Stiege hinan, öffnet den Schrein, nimmt die Hand heraus und schleicht mit seiner gräßlichen Last zum Dorfe hinaus.

Es war tiefer Abend, als er auf dem Hügel seitwärts vom Dorfe ein schwarzes Gitter erreicht, vor dessen geöffnetem Thor ihn ein kleines graues Männchen erwartet. Es ist hier der Kirchhof und der mit ihm spricht, ist der Todtengräber. Durch ein Goldstück hatte der Meister sich das Schweigen seines Gevatters erworben, der die verhängnißvolle Hand in geweihter Erde begraben sollte. Dies wird, dies muß ihn für immer von ihrer Wiederkehr befreien. Dies hofft er mit Zuversicht. Das Werk ist vollbracht und diesmal beruhigter als je, schreitet er seiner Wohnung zu.

Mit ängstlicher Scheu geht er am andern Morgen frühzeitig in seinen Laden. Er späht und forscht, er durchsucht alle Winkel; allein die Hand ist nicht wiedergekommen und ein längst entbehrtes Gefühl zieht wieder durch sein Inneres.

So vergehen einige Tage, ohne daß das Wunder sich erneuert, und die Zuversicht des Metzgers ist im Wachsen.

Als ihn plötzlich eines Morgens, da er sich, sorgloser, wie er wieder geworden war, noch in seinem Bette streckt,

ein lautes Geschrei an's Fenster zieht, erblickt er unten vor der Thüre einige Nachbarn, die voll Verwunderung sein Haus betrachten und, wie sie ihn sehen, einen großen Lärm erheben.

Ein glühendes Schwert fährt dem Metzger in diesem Augenblicke durch die Brust. Er eilt hinab, das Schrecklichste befürchtend. Da steht er nun unten und sieht die fürchterliche, in Fäulniß übergegangene Hand an seine Thür genagelt. Wahnsinn packt ihn. Schäumend, mit wildem Geschrei reißt er sie herab und, ehe noch die von Schreck erstarrten Nachbarn sein Beginnen ahnen können, ist er fort, wie der Sturmwind, und sie sehen aus der Ferne, wie er sich in den Brunnen stürzt.

Auch er kam wieder. Nach wenigen Stunden hatte man ihn herausgezogen und er lag da in seinem Hofe auf dem Rasen, zerschellt vom Sturze, angeschwollen von dem verschluckten Wasser, und in seiner krampfhaft zusammengeballten Hand hielt er die abgehauene, die man ihm nur stückweise entreißen konnte, da man sie nicht mit ihm begraben wollte wegen ihrer Unheiligkeit.

Auf den Rath erfahrener Männer wurde sie mit einem glühenden Pflock durchstoßen und hierauf verbrannt. Jetzt kehrte sie nicht mehr wieder.

Und auch der Metzger spukte nicht. Als aber das Trauerjahr vorüber war, freite der einhändige Simon, von Allen im Dorfe längst als Wehrwolf anerkannt und geflohen, die schöne Witwe. Er war aber vorher mit ihr in ein anderes, weit entferntes Dorf gezogen.

Der Bandit.

1.

Einige Miglien von Florenz lebte der junge Graf Carlo F. auf seinem Schlosse in Gesellschaft seiner blühend schönen Gemahlin. Sie war die Tochter eines französischen Emigranten, der in Livorno ein Handelshaus errichtet hatte. Obgleich von altem Adel, hatte die Noth ihn gezwungen, sich den Geschäften zu ergeben, und dieses war es, was ungeachtet der Vorzüge, die Geschlecht und Rang in der Gesellschaft ertheilen, die Verbindung mit dem Grafen F. dennoch in den Augen der vornehmen Welt als eine Misheirath erscheinen ließ. Aus diesem Grunde wurde es denn auch von beiden Seiten vorgezogen, dem freundlichen Schloß am Abhange des Apennins vor dem Palaste in der Hauptstadt den Vorzug zu geben.

Zwei Jahre lebten die beiden Eheleute jetzt in ihrer holden Abgeschiedenheit. Sie liebten sich mit jener ehrlichen, aufrichtigen Neigung, die ihren stillen, ruhigen Gang geht, mit jener lauen Liebe, die stets das wahre Glück der Ehe bilden soll, oft aber nur der ruhigen Oberfläche gleicht, die in ihrem Schoße wilde Wogen verbirgt, welche vom leisesten Winde aufgerüttelt werden und dann die Ufer überfluten.

Blanche — oder wie man jetzt die junge Gräfin in ihrem neuen Vaterlande nannte — Bianca war durch eine Erzieherin aus der französischen Schweiz gebildet worden. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihr Leben Stunde für Stunde zu regeln, und glaubte, daß die erfüllte Pflicht die größte Freude der Welt sei, ohne daran zu denken, sie zu verschönern oder zu erhöhen. So wandelte sie durch's Leben in steter Beobachtung alles Dessen, was sie that, gleichsam als befände sie sich beständig in einem glänzenden Salon, von hundert Augen beguckt oder im steifen Sonntagsstaate auf der Promenade einer kleinen Stadt, wo dasselbe stattfindet.

Ihre Gouvernante hatte ihr oft die Gefahren vorgestellt, der ersten Eingebung zu folgen; sie war bemüht gewesen, ihr für alle Fälle des Lebens, die vorauszusehen waren, neben den Lehren der Weisheit und der Erfahrung auch jene Phrasen einzulernen, die in solchen Fällen gut zu benutzen sind. Ihr ganzes Leben war ihr auf solche Weise vorgezeichnet worden — mit einem Worte — sie hatte leben gelernt, sowie man tanzen, sticken und sich ankleiden lernen kann. Sie hatte die Hand des jungen Grafen angenommen, ohne ihn zu kennen; sie hatte nicht einmal geglaubt, daß es nöthig sei, sich von der Aufrichtigkeit seiner Neigung zu ihr zu überzeugen. Der Graf war mehrmals auf kurze Zeit in Livorno gewesen und dort in das Haus ihrer Eltern gekommen, ohne daß Bianca seine Anwesenheit besonders bemerkt hätte. So schüchtern war sie. Die herrschende Sitte legte dem jungen Manne übrigens die Pflicht auf, sich mehr mit seiner zukünftigen Schwiegermutter, als mit seiner Braut zu beschäftigen. Bianca fühlte mithin für ihren zukünftigen Gatten nicht mehr und nicht weniger, als was sie für jeden Andern empfunden haben würde,

und als er nun wirklich ihr Gatte geworden war und von ihr begehrte, ihm in die Einsamkeit des Bergschlosses zu folgen, so gehorchte sie ohne Bedauern, wie ohne Lust. Sie betrachtete es als eine Prüfung, als die Erfüllung einer Mission, zu welcher sie sich lange vorbereitet hatte. Die Gouvernante hatte ihr ja gesagt, daß sie dazu bestimmt sei, die Gattin eines Mannes zu werden; wer dieser Gatte sein würde, das war ihr gleich.

Der Graf Carlo F. war eine jener exaltirten Naturen, die sich das Leben stets anders träumen und ausmalen, als es sich in der Wirklichkeit gestaltet. Er konnte sich seine einstige Gattin nur als seine Herrin, als seine Geliebte denken. Der Aufenthalt in der großartigen, wilden und einsamen Natur hatte seine Gefühle gesteigert und seine Empfänglichkeit für das Außerordentliche und Ungewöhnliche nur mehr entwickelt. Alles, was ihn in dem Wohnsitz seiner Voreltern umgab, wirkte mächtig auf seine geistige wie körperliche Kraft. Eine durchaus ritterliche Erziehung verlieh ihm eine Kraft, die sich in Allem, was er that, aussprach. Sein Stand, der ihn über die Bedürfnisse des Lebens erhob, überließ ihn einer glücklichen Unthätigkeit, welche nur durch häufiges Lesen romanhafter Schriften unterbrochen wurde. Er träumte von einer höheren Liebe.... von Leidenschaft.... von zu überwindenden Schwierigkeiten. Zu diesen Träumen gesellten sich bald Wünsche und Hoffnungen; allein ein edles Zartgefühl hemmte diesen Hang zum Abenteuerlichen und er wollte sein Glück nur in der Ehe suchen. Seine Gattin sollte ihm dereinst alle Wünsche erfüllen, ihm Alles sein.

Seine bejahrten Eltern in ihrem adeligen Palaste zu Florenz ließen dem geliebten Sohne, dessen Sinn und Gemüth sie kannten, freie Wahl. Als Carlo die Tochter des

Kaufmanns in Livorno gewählt hatte, waren sie es zufrieden, wenn er vorläufig den Hof meiden wollte. Carlo wünschte nichts mehr, als der Etikette überhoben zu sein. Er stellte seine schöne Gattin den ehrwürdigen Eltern vor und entführte sie dann eilig auf sein Schloß im Gebirge, um mit ihr allein sein Leben zu theilen und von ihr allein nur alle Freuden desselben zu empfangen.

Allein Carlo war noch jung; was er begehrte, begehrte er mit Glut, und diese verzehrte oftmals den gewünschten Erfolg, noch ehe er einmal selbst erreicht war. In den ersten Tagen schon heftete er sich an seine Frau mit der ganzen Leidenschaft seines Alters, mit der ganzen Gewalt eines lange unterdrückten Wunsches, der jetzt mit einem Mal erfüllt wird. Bianca war ihm zum ersten Mal als Diejenige erschienen, welche alle jene erhabenen und erhebenden Eigenschaften in sich vereinigte, die seine Einbildungskraft in solcher Vollendung kaum zu träumen gewagt hatte. Und dieses Geschöpf war nun sein; er betete es an.

Da Bianca's Gouvernante ihr so ziemlich Alles vorausgesagt hatte, so überraschte sie nichts; sie ließ sich ruhig lieben, ohne zu wissen noch zu begreifen, wie groß das Glück sei; sie hatte keinen Wunsch, und mehr unterwürfig als glücklich, empfing sie die Zärtlichkeiten ihres jungen, schönen Gatten.

Carlo's glühende Leidenschaft verhinderte anfänglich, die Kälte seiner Gattin zu bemerken; später hoffte er, daß seine Zärtlichkeit ihr etwas mehr Mitgefühl abgewinnen würde. So verging die Zeit. Seine Bestrebungen blieben fruchtlos und an einem Tage erkannte er deutlich, daß alle seine Bemühungen bei dieser schönen, reinen und edlen Frau verloren seien und daß seine Liebe gegen ihre Marmorkälte vergebens ankämpfte. Zwei Jahre waren bereits seit ihrer

Verheirathung verflossen und er hatte von ihr noch kein Zeichen inniger Zuneigung empfangen.

2.

Es war Frühling, jene himmlische Jahreszeit, die an den südlichen Apennin-Abhängen ihren holdesten Reiz entfaltet. Die Eltern Carlo's waren auf kurzen Besuch im Schlosse, man hatte sich im großen Saale des Erdgeschosses versammelt, der eine zwar seltsame, doch wohlthuende Mischung von Altem und Neuem enthielt. Zu der Pracht der aus Gemälden großer Meister bestehenden Wanddecoration, zu den goldenen Möbeln des vorigen Jahrhunderts gesellten sich auch weiche, bequeme Armsessel, Arbeitstischchen mit den verschiedenartigsten Mappen und Albums belegt, Stehspiegel und Etagèren, wie sie ein neuerer Luxus bedingt, welche den größten Theil des inneren Raumes anfüllten. Zu diesem paßten die Menschen, die der Saal versammelt hatte, vollkommen. Carlo's Eltern, die alten toscanischen Edelleute, mit dem aristokratischen Gepräge ihrer Zeit, der junge Graf, im glühendsten Colorit der Gegenwart, und Bianca, das schön gemeißelte Marmorbild.

Schon seit frühem Morgen saß Bianca über eine Stickerei gebückt, die sie mit vieler Kunstfertigkeit ausführte; Carlo's Mutter ging auf und ab, sah nach ihrer Uhr und ergriff dann ein altes Zeitungsblatt, um den Faden ihrer Lektüre, so gut es gehen konnte, wieder anzuknüpfen. Der alte Graf sah still und unverrückt ins Leere; seine Gedanken schweiften wahrscheinlich in die Vergangenheit. Carlo hatte sich in einen großen Lehnstuhl gestreckt und hielt ein

Buch in der Hand. Allein wie emsig er auch seine Augen auf die Zeilen heftete, so schienen seine Gedanken doch eine andere Richtung als der Autor zu nehmen. Seine Blicke erhoben sich; er richtete sie auf Bianca. Ihre unbewegliche Ruhe machte ihn traurig. Alles war gescheitert, was er versucht hatte, das Gefühl dieses Weibes zu beleben, zu entwickeln. Da saß sie, ein unbegreifliches Räthsel, das ein Tag wie der andere wiedersah. Bittere Reue schlich sich in Carlo's Gemüth und der Wunsch nach Glück wurde lebhafter in ihm. All sein Leben lag in Zärtlichkeit, in Liebe, in wechselseitiger Zuneigung! Sollt' es ihm denn stets unmöglich bleiben, diese Sehnsucht zu befriedigen?

In der Jugend kennt man das Wort „unmöglich" nicht. Carlo war noch jung. Aber durch welches Mittel durfte er hoffen, zum Ziele zu gelangen? Dieser Gedanke und nur dieser allein erfüllte ihn.

Er würde sich mit wahnsinniger Tollkühnheit jeder Gefahr entgegengeworfen haben, hätte er hoffen können, in seiner Gattin dadurch ein günstige Gemüthsbewegung zu erregen. Allein alle Versuche, die er mit diesem Galvanismus der Liebe unternommen hatte, waren ungünstig für ihn ausgefallen; die Seele seiner Gattin schien gleichsam durch Erziehung zusammengewickelt und gebunden; nur eine gewaltsame Krise konnte hier Luft schaffen. Wie aber sollte man diese Krise herbeiführen?

In solchen Gedanken versenkt, antwortete er nur einsilbig auf die von seiner Mutter an ihn gerichteten Fragen, die, ohne seine sorgenvolle Stimmung zu bemerken, ihn mit den gleichgültigsten Dingen quälte, vom Wetter oder von den Jagdhunden spricht und ihm Pflichten gegen die Nachbarschaft ins Gedächtniß rufen will.

Plötzlich scheint ein Gedanke in Carlo's Kopf zu ent-

ſtehen, der ſeinen Zügen einen wunderbaren Schein verleiht.

Die alte Gräfin wiſchte ihre Brille ab und legte die Zeitung bei Seite.

„Du wirſt ſchönes Wetter haben zu Deiner morgigen Reiſe, Bianca," ſagte ſie in gemeſſenem Tone.

„Und wann ſoll es fortgehen?" fragte Carlo.

Bianca zog langſam den Faden an der Nadel in die Höhe und erwiderte, ohne ihren Gatten anzublicken: „Wann es Dir gefällig iſt, Carlo."

„Es thut mir leid," ſagte Carlo aufſpringend und ans Fenſter tretend; „allein ich werde Dich nicht begleiten können, denn ich habe morgen ein kleines Geſchäft, das ich unmöglich aufſchieben kann."

„Ein kleines Geſchäft, das ſich dennoch nicht aufſchieben läßt?" fragte die alte Gräfin forſchend.

„Wären meine Eltern nicht von meiner Ankunft vorbereitet, ſo würde ich gern meine Abreiſe aufſchieben; ſo aber könnten ſie meinetwegen beſorgt ſein, wenn ich ausbliebe," ſprach Bianca.

„Du haſt recht, ich komme Dir nach. Du wirſt die kleine Reiſe ohne Abenteuer zurücklegen können," ſagte Carlo, indem er ſich zum Gehen wandte. „Wann reiſeſt Du ab?" fragte er noch ſchnell.

„Kannſt Du denn aber das Geſchäft nicht noch heute beendigen?" fiel die Mutter ein.

„Unmöglich! ich will die Befehle ertheilen, daß Alles bereit ſei. Wenn Du in den Frühſtunden aufbrichſt, ſo kannſt Du vor dem Ave Maria bei den Deinen ſein," ſagte Carlo.

Bianca nahm es hin mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit; ihr Gatte aber, deſſen Bewegung ihr entgangen war, verließ ſchnell das Zimmer.

„Was muß er für ein Geſchäft haben?“ fragte die alte Gräfin. „Weißt Du denn nichts davon, Bianca?“

„Nein, Mama; vielleicht mit den Pächtern,“ erwiderte dieſe und, ohne weiter darüber zu denken, vollendete ſie die Blume, die ſie angefangen hatte.

Am andern Morgen um zwei Uhr, als ein erfriſchender Wind durch die Baumwipfel zog, ſtand Carlo am Reiſewagen ſeiner Frau, um Alles ſelbſt zu überwachen. Nachdem er ſie in den Wagen gehoben, ließ er Lorenzo, ſeinen treuen bewährten Kammerdiener, zu dem Kutſcher ſetzen und ihr die Hand reichend, rief er ihr ein freundliches Lebewohl zu.

3.

Das Wetter war vortrefflich und der Wagen rollte bereits anderthalb Stunden. Die Frühlingstage wuchſen ſchon, allein ſie waren noch nicht lange; noch herrſchte Dämmerung.

Die Straßen in Toscana werden ihrer Sicherheit wegen vor allen andern in Italien hoch gerühmt; allein wer möchte dafür ſtehen, daß aus den benachbarten Staaten verſcheuchtes Geſindel ſich durch die Päſſe der Apenninen nicht auch bis hieher zöge. Der reiſenden Dame war indeß kein Gedanke daran gekommen. Ihre vollſtändige Sorgloſigkeit hatte ihr einen angenehmen Schlummer zu Wege gebracht, deſſen Freuden ſie genoß.

Der Weg zog ſich durch eine hohle Gaſſe, die von Gebüſchen begrenzt war. Weit und breit keine Wohnung. Der Ort war wie zu einem Ueberfall geſchaffen. Auch der

Kutscher mochte schlafen; die Pferde zogen langsamer. Plötzlich wird der Wagen von sechs vermummten Männern angehalten, in deren Gürtel Waffen blitzen. Der Kutscher erwacht, der Kammerdiener schreit, man hört ein paar Schüsse, die glücklicher Weise Niemand treffen. Bianca fragt ängstlich bebend, was dies Alles zu bedeuten habe? Da naht sich ihr der Hauptmann der Bande — ein wirklicher Räuberhauptmann, wenn es je einen gab — bei seinem Anblick wird Bianca ohnmächtig.

Wie sie zum Leben erwacht, war die Sonne noch immer nicht aufgegangen. Eine kühle Dämmerung ruhte auf allen Gegenständen. Sie lag auf dem Grase und hörte das Murmeln eines Bergbaches neben sich. Ein schöner hoher Mann kniete neben ihr. Aus allen seinen Bewegungen schien die regste Theilnahme für sie zu sprechen. Es war gewiß, daß er sich ihrer angenommen hatte, um sie wieder in das Leben zurückzurufen.

Er war glänzend gekleidet; lange Haare, ein großer Schnurrbart, stark gezeichnete Augenbraunen und ein mächtiger Bart verbargen fast seine Züge und fügten dem malerischen Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit einen bedeutenden Reiz hinzu. Bianca würde ihn mit Bewunderung angestaunt haben, wenn sie nicht in ihm den Räuberhauptmann erkannt hätte, der vor Kurzem ihren Wagen überfiel.

Mit einem durchdringenden Schrei bedeckte sie ihre Augen mit beiden Händen.

„Beruhigen Sie sich, Signora," sagte er leise, mit unbestimmtem Tone, „und fürchten Sie nichts von mir. Nur ich bin hier bedroht; denn Sie haben mich überwunden. Ja, ich hatte schreckliche Absichten auf Sie, allein eine mir unbekannte, höhere Macht hat Alles vereitelt. Indem ich Ihre edle schöne Gestalt so leblos vor mir da liegen sah,

regte sich etwas in mir, das ich nie gefühlt und das ich Besorgniß, Mitleid, Liebe nennen möchte, jedoch aus Scheu vor mir selbst nicht so zu nennen wage. Ich vergaß meine Vorsätze, meine Wünsche und dachte nur an Sie. Ich verabscheue in diesem Augenblicke Alles, was noch vor wenigen Minuten meine Seele glutvoll umfaßte. Ich begreife nun, was Liebe ist. Ich will Ihnen meine Achtung, meine Huldigung darbringen, als wenn Sie mir einst angehören könnten. Ja, ich will mir denken, daß es mir möglich sein würde, Sie zu verdienen. Als Sie noch ohnmächtig vor mir lagen, da gelobt' ich es, mich zu bessern, mich Ihrem Dienste zu weihen. Ich flehe, bestimmen Sie über mich, über mein Leben."

„Bianca, die kalte, unempfängliche Bianca, wußte nicht, was sie dem liebeglühenden Italiener antworten sollte. Ihre Ueberraschung hatte sie fassungslos gemacht. Sie ist nur im Stande, ihn zu bitten, sie ihre Reise fortsetzen zu lassen. Er willigt ein. Der Wagen steht unfern von dem Platze, wo sie sich befanden. Ein unbekannter Kutscher, ein unbekannter Bedienter ersetzen des Grafen Leute. Sie erinnert sich, Schüsse gehört zu haben; sie fürchtet für das Leben der Armen, allein sie wagt nicht, eine Frage an den fürchterlichen Räuberhauptmann zu richten, der mit großer Höflichkeit sie in den Wagen hebt.

„Wohin wünschen Sie geführt zu sein?"

Sie nennt ein Landhaus, das ihr Vater in der Gegend von Livorno besitzt.

„Versprechen Sie mir, Niemanden das Geheimniß zu enthüllen, das zwischen uns herrscht," sagt der Räuber. „Wenn Sie jemals mich verriethen, so schwöre ich es, daß meine Rache ohne Grenzen sein soll!"

Mit diesen Worten grüßt er sie voll Anstand, wirft

den Kutschenschlag zu, sagt dem Kutscher ein paar Worte und die Pferde rennen mit Windeseile davon.

Die herrlichste Sonne beschien ihren Weg. Der Wagen rollte durch die freundlichen, volkreichen Städte Toscanas. Allein Bianca, die ihre Angst nicht mehr los werden konnte, sah und hörte fast nichts. Die Pferde wurden mit Blitzesschnelle gewechselt, allein nirgends ward angehalten. So war der Tag schnell verstrichen, die Dunkelheit brach schon wieder herein und ihre Angst war im Wachsen. Welchen Glauben sollte sie den Versprechungen eines Banditen beimessen? Wohin führte man sie? Ihre Phantasie, die sonst so träge war, regte sich nun plötzlich mit Macht und tausend Vorstellungen, eine fürchterlicher als die andere, keimen in ihr empor. Sie fühlt ihre Seele tief im Innersten erschüttert; es ist zum ersten Mal, daß sie es fühlt. Sie erkennt es, welche Krise ihr bevorsteht. Allein, hülflos, auf gänzlich unbekannter Straße, dem Willen eines Banditen überlassen, aus dessen Gewalt sie nichts zu entreißen vermag, welche Lage! Sie kann weder entfliehen, noch sich Jemand anvertrauen. In der Angst ihres Herzens hatte sie gar nicht bemerkt, daß die vorsorgliche Hand des Räubers sie mit Wein und Lebensmitteln in ihrem dahin rollenden Gefängniß versehen hatte. Ihre Blicke fallen ängstlich durch die Fenster; die Gegend erscheint so öde, nur dann und wann sieht sie einige Bauern, welche die Zeichen, die sie ihnen macht, nicht verstehen. Der Wagen scheint im Kreise zu fahren, oft nimmt er seinen Weg quer durch Felder; die Rosse fliegen.

Bianca sucht vergebens die Gegend zu erkennen; wie oft sie auch schon sie gesehen, ihr von Angst und Besorgniß gequälter Geist vermag sich nicht zurechtzufinden.

Da plötzlich sieht sie Bäume und es wird lichter um

sie. Ja, das ist die Allee, die zum Landhause ihres Vaters führt; sie erkennt den Ton der Dorfglocke; sie erblickt das Dach des Hauses, dies ist keine Täuschung; sie ist gerettet. Der Wagen hält; der Räuber öffnet ihr den Schlag; er selbst hat sie begleitet.

Sie öffnet den Mund, allein er gibt ihr ein ernstes Zeichen, zu schweigen, drückt einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand und eilt mit Blitzesschnelle davon, die junge Gräfin, den Wagen, die Pferde vor dem Landhause zurücklassend.

Das Rollen des Wagens hatte die Bewohner herausgelockt und man war freudig erstaunt, Bianca zu sehen. denn Lorenzo der Kammerdiener war mit dem Kutscher bereits lange angekommen, um den gehabten Unfall zu berichten. Man hatte die bewaffnete Macht aufgeboten, um die Gegend zu durchstreifen.

Man umgibt sie; ein jeder will sie ausforschen; allein sie weiß nichts zu sagen, als daß sie ohnmächtig geworden war und durch die Bemühungen eines Räubers zu sich selbst gebracht, von ihm selbst hieher geführt wurde. Daß er jetzt entflohen sei und daß sie selbst nicht wisse, wie sich dies Alles so plötzlich und räthselhaft zugetragen.

Der Zustand der schönen Reisenden verlangte Ruhe und sie wurde alsbald auf ein Zimmer gebracht. Ihre Sinne waren jedoch so heftig aufgereizt, daß sie die ganze Nacht schlaflos zubrachte. Das Bild des jungen Räubers kam nicht aus ihrer Seele.

4.

Am andern Morgen erſchien Carlo. Mit großer Theilnahme läßt er ſich von ſeiner Gattin alle Umſtände der ſchrecklichen Begebenheit mittheilen. Sie ſagt ihm Alles, bis auf die Scene am Bache. Bianca hatte ja dem Räuber Verſchwiegenheit gelobt.

Das Gefühl des Schreckens erſetzte nunmehr die Freude, Bianca nach überſtandener Gefahr gerettet zu ſehen. Um die ſchöne junge Frau zu erheitern, nimmt man ſich vor, den ganzen Vorfall ſcherzend zu behandeln. Carlo ſelbſt gefällt ſich darin, dem Räuberhauptmann alle geiſtigen und körperlichen Vorzüge zu leihen, welche die alten Volksſagen den italieniſchen Banditen beizulegen pflegen. Carlo poetiſirt auf ſolche Weiſe auch Den, der ſeine Gattin überfallen. Bianca ſcheint dieſen Späßen mit Vergnügen zuzuhören.

„Du haſt den Menſchen unglücklich gemacht — Du haſt ihn verführt," ſpricht Carlo lachend zu ſeiner Frau.

„O nicht doch!" erwiderte ſie, in den Scherz eingehend, „er hat mich ja heimgeſchickt."

Beſuche drängen Beſuche und das Abenteuer mit den Räubern muß jeden Tag mehrmals wiederholt werden. Graf Carlo ſelbſt hatte ſich auf die Spähe begeben; der Räuberhauptmann iſt durch ſeinen Muth und ſein ausgezeichnetes Benehmen, ſowie durch die Mannszucht, die er in ſeiner Bande aufrecht erhält, hinlänglich bekannt. Es iſt ein epiſcher Charakter durch und durch. Carlo's lebhafte Einbildungskraft bemächtigt ſich dieſes romantiſchen Gegenſtandes. Er leiht Dem, was er hörte, Leben und gibt ihm Geſtaltung Es unterhält ihn, ihm Züge von Tapferkeit und Großmuth anzudichten und ſie zu erzählen. Bianca, obgleich ſcheinbar gleichgültig, hört doch mit Intereſſe zu.

Iſt ſie allein, ſo empfindet ſie ein beunruhigendes Gefühl, das nicht blos Neugier iſt. Der Menſch hat ſie magnetiſch berührt; ſein Bild herrſcht in Allem, was ſie empfindet; ſie kann ihn nicht vergeſſen. Sein Benehmen, ſeine tiefe, etwas dumpfe Stimme, der Ausdruck ſeines ganzen Weſens haben einen unauslöſchbaren Eindruck auf ſie gemacht. Nachts im Traum ſieht ſie den Räuber. Oft iſt er ſanft und zärtlich; dann aber erneuert ſich das Entſetzen, das ſein erſtes Erſcheinen begleitete; ſie träumt, daß er ſie überfalle, daß er ſie bedrohe, aber der wirre Traum läßt ihn dann wieder als ihren Retter erſcheinen, der kein Räuber mehr iſt.

Die heftigen Gemüthsbewegungen, die das Abenteuer in ihr erregt hat, erwecken zugleich tauſend geiſtige Kräfte und Fähigkeiten, die bisher von ihr ungekannt ſchlummerten. Ihre Gleichgültigkeit, ihre geſetzte Kälte ſind in Rührigkeit, in Neugier umgewandelt. Sie ahnet ein anderes Leben, als das einförmige, das ſie bis jetzt geführt hat. Sie fühlt, daß es etwas Reizenderes gebe, als die gleichförmige Erfüllung ſogenannter Pflichten. Die großartigen Gefühle der Angſt und des Schreckens, die eine plötzlich hereinbrechende Gefahr in ihr zum Ausbruch kommen ließen, verkünden ihr das Daſein einer Seele, von dem ſie früher keine Ahnung hatte.

Dies neue Leben mit ſeinen Freuden und Leiden und ſeinen Anforderungen erfüllte die junge Frau ganz und ihr Geiſt war begierig geworden, dieſen Zuſtand zu erforſchen. Eine neue Welt lag vor ihrem Blicke enthüllt da; ſie wollte ſie kennen lernen. Allein von einem Inſtinkt geleitet, verbirgt ſie vor aller Welt ihre Wünſche; ſie begnügt ſich, im Stillen zu beobachten und darüber nachzudenken.

Dieſe geheimnißvolle Neigung macht ihr die Einſamkeit werth. Sie hatte nie noch ihren Reiz ſo empfunden.

Nach dem Abendsegen, wenn Carlo sich zurückgezogen hat, liebt sie es, auf den schönen Terrassen des Gartens zu spazieren. Dort allein mit der Natur sucht sie innigere Beziehungen mit derselben anzuknüpfen. Eine neue Sprache vernimmt sie in ihrer Seele; eine vertraute innige Poesie schaukelt sie sanft in eine unbestimmte grenzenlose Traumwelt hinüber. Dies Alles hat sie sonst nie gekannt.

Sie glaubt ihrem Gatten gefällig zu sein, wenn sie jene Bücher liest, die er ihr seit einiger Zeit öfter bringt, als ob er die geheime Stimmung ihres Wesens errieth. Sie fühlt, daß diese Bücher ihr ein Vergnügen verschaffen, das ihr früher gleichfalls unbekannt war. Wie kann sie sich jetzt für die Heldin einer Geschichte doch so warm interessiren? Sie begreift das Verbrechen und weiß die Macht der Leidenschaft zu würdigen.

5.

So waren Monate vergangen.

Graf Carlo erschien eines Tages, um mit seiner Gattin am andern Morgen nach seinem Gebirgsschlosse zurückzukehren. Bianca wollte noch diesen Abend auf ihrem einsamen Spaziergange alle jene Orte wiedersehen, wo sie den schönsten Träumereien ihres Lebens nachgehangen. Sie wollte ihnen ein Lebewohl sagen, ehe sie sie auf lange verließ.

Der Mond warf ein zweifelhaftes Licht durch dicke Wolkenschichten; die Luft war mild, fast heiß; es war die schönste Jahreszeit in dem glücklichen Lande. Hin und wieder schritt ein einzelner Mensch durch die hohen duftigen

Gänge des Parks. Die Fenster des Landhauses standen geöffnet und von Lichtern erhellt; man vernahm das verworrene Gemisch der Stimmen seiner Bewohner. Alles verkündete ein sich bewußtes Leben inmitten der Ruhe der Natur. Es war einer jener schönen Spätabende, die der Himmel manchmal den Menschen wie ein erhabenes Schauspiel zum Besten gibt. Bianca hatte noch niemals diese himmlische Gewalt so bewundert. Dies Gefühl trieb sie noch mehr der Einsamkeit zu. Sie entfernte sich aus der Nähe des Hauses und setzte sich in ein blühendes Gebüsch, das sie mit tiefem Schatten umgab. Ein leises Geräusch stört sie, sie wendet den Kopf, und ein Schrei will aus der Brust dringen, der jedoch bald erstickt wird.

Der Bandit liegt vor ihr auf den Knien und der ganze Ausdruck seines Wesens scheint sie zu bitten, ihn nicht zu verrathen.

„Habe Dank," stammelte er.

Sie wollte fliehen.

„Fürchten Sie nichts. Ich verlasse Sie," sagte er, indem er aufsprang. „Wie kann mein Anblick Ihnen Abscheu einflößen, da, ich ja nur Ihnen angehöre."

Als er sah, daß die junge Frau zitternd und in großer Verwirrung vor ihm dastand, wandte er sich lebhaft zum Gehen und sein Haupt senkte sich wie in tiefer Bekümmerniß.

Bianca sank auf die Bank im Gebüsche nieder. Tausend Betrachtungen zogen ihr durch den Kopf. Was sollte sie machen? Schreien? Um Hülfe rufen? Welche Schändlichkeit! Auch waren die Mittel zum Rückzuge wahrscheinlich für den Banditen gehörig vorbereitet. Man würde ihn nicht gefangen haben. Zugleich fühlte sie die ganze Wichtigkeit des Bekenntnisses, das man sie öffentlich abzulegen

nöthigen würde. Daher schwieg sie — und nahm sich vor, ihrem Gatten unter dem Siegel des Geheimnisses Alles zu sagen und ihn um seinen Rath zu bitten.

Als sie mit diesen Planen ein wenig im Reinen war, blickte sie auf; aber die Erscheinung des Räubers war ihr wie ein Traum verschwunden.

6.

Am andern Morgen, als sie mit vollem Herzen sich ihrem Gatten nahete, fand sie ihn so schlecht aufgelegt, daß sie es nicht wagte, ihren Plan auszuführen.

Graf Carlo sagte, daß man ihm gemeldet habe, das Haupt der Banditen streife in der Umgegend. Er war entschlossen, ihn nach der vollen Strenge der Gesetze verfolgen zu lassen, und hatte bereits das Gesuch an die Behörden gestellt. Bianca fühlte, wie bei dieser Eröffnung ihre vertrauensvolle Beichte ihr auf den Lippen erstarb.

Zwei Tage später befand sie sich bereits wieder auf dem Schlosse am Fuße der Apenninen, das ihrem Gatten gehörte. Am ersten Morgen, als sie zu ihrer Toilette trat, fand sie einen Zettel von fremder Hand geschrieben, der diese Worte enthielt:

„Fürchten Sie nichts, Signora; Sie stehen unter dem Schutze des edelsten Gefühls, das Sie einzuflößen wußten. Der Unglückliche, den Sie erhoben und geadelt haben, fordert nichts von Ihnen, als die Erlaubniß, Sie manchmal zu sehen. Ihr Anblick wird ihm Kraft und Muth verleihen. Er bedarf Ihrer, um auf dem Wege der Besserung zu beharren, den er eingeschlagen hat von dem Augenblicke

an, daß er Sie kennen lernte. Seine Gegenwart darf Sie nie erſchrecken; nur er hat zu fürchten! Sein Leben ſteht in Ihrer Hand. So oft er Ihren Blicken erſcheinen wird, kann ein Wort, ein Wink ihn den Schergen des Geſetzes ausliefern. Sehen Sie in dieſer Hartnäckigkeit nur den Ausdruck ſeiner Verehrung und entnehmen Sie daraus, wie glücklich er ſich fühlen muß, Ihnen etwas zu verdanken zu haben."

Im erſten Augenblick gedachte Bianca dieſes Schreiben ihrem Gatten einzuhändigen. Sie eilte in ſein Zimmer; allein der Kammerdiener benachrichtigte ſie, daß der Graf nach einer entfernten Meierei geritten ſei und dort übernachten würde.

Sie entfernte ſich beſorgt und nachdenklich, da ſie nicht wußte, wie ſie ſich aus der ſeltſamen Lage ziehen ſollte, in die ſie gerathen war. Sie fühlte, daß ſie ihrem Manne Alles geſtehen müſſe, daß er allein ihr natürlicher Vertrauter war und daß ſie Alles im entgegengeſetzten Falle von ſeiner Eiferſucht zu befürchten habe. Durch ſeine Abweſenheit gewann ſie Friſt, bis zum andern Morgen zu überlegen, und ſie tröſtete ſich endlich damit, daß die Zeit ihr hülfreich ſein würde, ein Mittel zu entdecken, um dieſer Verlegenheit zu entkommen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht dachte ſie darüber nach und der nächſte Morgen erſchien, ohne daß ſie etwas beſchloſſen hatte.

In heftiger Unruhe kleidete ſie ſich an, um zum Frühſtück zu gehen, als ſie — diesmal auf ihrem Schreibtiſche einen ähnlichen Zettel, wie den erſten, fand. Er enthielt neue Verſicherungen, daß ſie nichts zu fürchten habe, und Bitten, nichts zu verrathen. Allein man drohte ihr, daß, wenn ſie der Bitten ungeachtet dennoch das Geheimniß des Räubers verrathen würde, Graf Carlo als erſtes Opfer

der Rache fallen müsse. Wenn sie aber im Gegentheile das große Geheimniß verschwiege, so würde Derjenige, der sie liebte, über ihr Leben und das Leben der Ihrigen wachen.

Die Furcht, ihren Gatten der augenscheinlichsten Gefahr bloszustellen, bestimmte sie, das Geheimniß zu verschweigen, obgleich es bedeutend sich durch die Correspondenz complicirte, die der Unbekannte mit ihr anknüpfte, wenn sie auch ihm jede Antwort standhaft verweigert hatte.

Kein Tag verging, an dem sie nicht einen Brief gefunden hätte, ohne daß irgend Jemand im Hause davon Kunde erhielt. Jedes Schreiben enthielt neue Drohungen, wie neue Betheuerungen, und die Bekenntnisse eines leidenschaftlich liebenden Herzens.

Einige Male war ihr der Mensch wie im Fluge erschienen; manchmal ging er im Gebüsch vorüber, manchmal sah sie ihn in der Ferne, gleichsam sie erwartend, stehen und dann plötzlich wieder verschwinden. Es kam ihr vor, als wollte er sie an seinen Anblick gewöhnen, und in der That gelang ihm dieses in dem Grade, daß sie es recht sehr wünschte, einmal wieder mit ihm sich unterreden zu können, um sich gegen ihn ernstlich auszusprechen. Sie glaubte, daß es ihrer Ueberredungskraft gelingen würde, ihn für immer von sich zu entfernen. Aus diesem Grunde ging sie oft allein in den versteckteſten Gängen, an den äußersten Grenzen des Parks. Sie mußte diesem Zustande entfliehen, der sie wider Willen gänzlich in Anspruch nahm, das fühlte sie immer mehr.

Es war ein später Abend; sie hatte den Nachmittag die letzten spannenden Kapitel eines neuen Romans beendigt und war mit dem unbestimmten Verlangen, den Räuber zu treffen, in den Park hinabgestiegen. Die fliehenden

Wolken und der Wind, der durch die Wipfel sauste, kündigten ein Gewitter an, und der Gedanke an ihren Gatten, der seit dem frühen Morgen auf der Jagd war, hatte in dem Augenblicke jeden andern entfernt, als sie plötzlich durch den Anblick des Räuberhauptmanns überrascht wurde, der schöner, edler, aber auch unterwürfiger als je, sich an ihrer Seite befand. Wie oft hatte sie seine Gegenwart herbeigewünscht; wie oft hatte sie seine Briefe gelesen, die sie gewiß unerbrochen zurückgeschickt haben würde, wenn sie seine Adresse gewußt hätte, und die sie endlich aus Pflicht lesen zu müssen glaubte, um irgend einer Gefahr vorzubeugen, die ihrem Manne drohen könne. Alles Dieses hatte ihr nach der ersten Ueberraschung die nöthige Fassung verliehen, das Gespräch mit ihm zu unterhalten.

Zuerst suchte sie ihm zu erklären, daß sie es für Pflicht halte, jede Verbindung, und sei sie noch so unbedeutend, mit ihm abzubrechen. Aber der junge schöne Mann schildert ihr mit einer Glut der Leidenschaft und einer so meisterlichen Beredtsamkeit, die Bianca bis jetzt nur aus Romanen kannte, seine Zärtlichkeit, sein Unglück und seine edeln Vorsätze, daß sie davon gerührt wurde.

Nach einigem Kampfe jedoch war sie wieder fester als je entschlossen, von ihm zu fodern, daß er sie meiden solle. Sie sprach ernste Worte zu ihm; da hörte man nahende Schritte; sie wurden überrascht; der Räuber entfloh.

Ein Bedienter war es, welcher der jungen Gräfin die verspätete Ankunft einiger Verwandten meldete, die sie im Schlosse erwarteten.

7.

„Morgen!“ hatte der fliehende Räuber Bianca zugelispelt, und dies Wort tönte in ihrem Ohre wie in ihrem Herzen wieder. Wird sie morgen das Versprechen von ihm erhalten, das er ihr heute noch verweigert hatte? Sie wagte es fast nicht, daran zu glauben. Was sollte sie aber thun? Sie beschloß, am folgenden Abende sich nicht zum Stelldichein zu begeben, und blieb den ganzen Tag über unter dem Vorwande des Unwohlseins im Schlosse.

Als sie aber Abends ihr Schlafgemach betrat, fand sie ein Billet auf ihrem Tische, das folgende Worte enthielt:

„Sie kamen nicht und beraubten mich des Vergnügens, Sie zu sprechen. Ich werde Alles erfüllen, was Sie von mir verlangen. Ich werde nie wieder an Sie schreiben. Nur das Einzige versprechen Sie mir, mich morgen noch einmal zu sehen. Was fürchten Sie? Sind Sie nicht meine Gottheit, und ist Ihre Macht wol kleiner, als die Macht Gottes über den Menschen?“

Die Hoffnung, endlich Das von ihm zu erhalten, was sie wünschte — Ruhe vor seinen Nachstellungen — und ein nicht eingestandener Zug des Gefühls ließen Bianca dem Wunsche des Banditen nachgeben. Mit anbrechendem Abende durchstrich sie die schattigsten Gänge des Parks; doch blieb sie diesmal dem Schlosse etwas näher, damit sie etwas weniger ängstlich sein dürfte.

Sie fand den schönen Räuber schon dort.

„Sie haben mich besiegt,“ sagte er; „ich werde nicht wieder schreiben; denn ich bin Ihr Sklave für ewig und was Sie wollen, geschieht. Nur eine Bedingung erlaube ich mir zu stellen: Ich will Sie sehen. Ich schwöre es bei dem Heiligsten, bei Ihnen, ein Wort, ein Blick,

wird mir genügen. Nur manchmal, hier, an dieſer Stelle will ich Ihnen ſagen dürfen: Bianca! ich bin noch immer ein edler Mann, ich beharre im Guten, das Sie mich gelehrt! Die Liebe, die Sie mir einflößten, hat meine Seele ganz erfüllt. Machen Sie aus mir, was Sie wollen, einen Karthäuſer, einen Helden, einen Märtyrer, einen Gott, Sie vermögen Alles. Allein, wiſſen Sie auch, daß an dem Tage, wo mich dieſe Liebe verlaſſen wird, wo ich genöthigt ſein werde, ihr zu fluchen, ich wieder ſo elend ſein werde, ſo verworfen, als ich war, ehe ich Sie kannte? Ich werde meinen Haß auf Alles werfen, was Ihnen theuer iſt, ja auf Sie ſelbſt. Und wenn ich dann eine ſchreckliche Rache vollzogen haben werde, dann ſoll unmittelbar mein Tod dem Ihrigen folgen."

Die letzten Worte, die er dumpf und nach einer bemeſſenen Pauſe vorbrachte, ſchienen das ganze Weſen des jungen Mannes verändert zu haben. So viel es die Dunkelheit geſtattete, hatte ſein Ausdruck etwas Entſetzliches angenommen; Bianca erkannte in ihm den Räuber wieder, der ihren Wagen im Hohlweg überfiel; ſie vergaß mit einem Male, daß der Mann vor ihr ſtand, zu dem ſie ſich in ſtillen Augenblicken auf ſeltſame Weiſe hingezogen gefühlt hatte. Jetzt war es wieder der Ausgeſtoßene, der Bandit, der vor ihr ſtand.

Entſetzt floh ſie aus dem Park dem Schloſſe zu.

Ehe ſie in die Halle trat, blieb ſie ſtehen, da ſie beſorgte, daß ihre Aufregung bemerkt werden könnte. Um ſich zu erholen, ging ſie die Terraſſe einige Male auf und ab. Sie hörte die Stimme ihres Gatten und bald darauf trat er ihr mit den Worten entgegen:

„Biſt Du noch ſo ſpät im Freien?"

Er ergriff ihre Hand und, ihr Beben fühlend, setzte er hinzu:

„Dich friert! Ei, was hast Du? Du scheinst mir so bewegt. Man sollte sagen, Du hättest wieder einmal Deinen Banditen gesehen.“

Dieser Scherz erregte der jungen Gräfin einen leisen Schauder. Carlo schien es nicht zu bemerken.

Der letzte Auftritt mit dem Räuber hatte auf Bianca einen so furchtbaren Eindruck gemacht, daß sie es vermied, wieder allein in den Park zu gehen. Wenn die Stunde des Stelldicheins kam, so verließ sie ihren Gatten nicht mehr und, obgleich sie nicht im Stande war, den räthselhaften Banditen aus ihren Gedanken zu verscheuchen, so sah sie ihn doch wenigstens nicht mehr, und das erschien ihr als genügend, um ihr erwachtes Pflichtgefühl zu beschwichtigen.

So waren einige Tage vergangen. Das sonst so ruhige Leben der jungen Frau war gänzlich verändert. Die stürmischen Gemüthsbewegungen hatten in ihr eine tiefe Reizbarkeit erweckt, die fortwährend ihr Dasein durchströmte.

In einer Nacht erweckten sie holde, leise gehauchte Töne unter ihrem Fenster. Die zärtlichsten Worte, die rührendsten Vorwürfe strömten, von einer schönen Melodie getragen, zu ihr hinauf, aber nur leise — ganz leise. Sie wußte wohl, wer so sich an sie wandte, und ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Der Schlaf war hin für diese Nacht und noch für viele andere.

8.

Am Morgen wollte Niemand im Schloſſe etwas gehört haben. Bianca hatte nun wol begriffen, daß die Muſik ihr nur allein gegolten. Der Mann, der ſo zart den Ruf und das Glück einer Frau, die er innig und heiß liebte, zu ſchonen wußte, fing nun an, ihr Vertrauen zu erwecken. Sie bedauerte es faſt, ihn nicht mehr wiederzuſehen.

Solche heftige Gemüthsbewegungen erſchütterten aber ihre Geſundheit. Eine Krankheit überfiel ſie und feſſelte ſie an das Bett. In den Träumen des Fiebers ſah ſie den Räuber wieder, der ſich ihres ganzen Weſens ſo wunderbar bemächtigt hatte.

Endlich erſchien der Tag der Geneſung. Sie hatte nach langer Zeit wieder einmal ihre ſchönen Augen dem Leben, dem Lichte geöffnet. Ein wohlthätiger Schlummer war ſoeben von ihr gewichen. Mit dem tröſtlichen Gefühl wiedergewonnener Geſundheit blickte ſie um ſich. Wie wurde ihr aber da, als ſie an ihrem Bette den Mann knien ſah, der ſelbſt in den Phantaſien der Krankheit ihr erſchienen war.

Kaum traute ſie ihren Augen; die halbverhängten Fenſter verbannten das grelle Sonnenlicht aus dem Zimmer und ließen ein geheimnißvolles Dunkel darin walten. Allein es war keine Täuſchung möglich! Er war es ſelbſt, der auf unbegreifliche Weiſe hieher gekommen war. Die Worte, die er ſprach, ſollten jeden Zweifel löſen.

„Befehlen Sie mir, daß ich mich entferne, und ich werde gehorchen," ſprach er in ſeinem gewohnten tiefen Tone, „aber wiſſen Sie vorerſt, daß ich ſelbſt mit Gefahr meines Lebens mich überzeugen wollte, ob Sie ſich denn wirklich jetzt außer Gefahr befinden, wie die Leute ſagen. Niemand weiß, daß ich hier bin; denn ich bin hier durch Mittel, die

nur dem Handwerke, das ich treibe, bekannt ſein können. Fordern Sie es von mir, ſo entfliehe ich, noch ehe Sie den Wunſch ganz ausgeſprochen haben — dann aber ſei es mir vergönnt, ein Pfand mit mir zu nehmen, ein Geſchenk, um das ich flehe. Eine Haarlocke ſei mein Troſt, meine Hoffnung, mein Leben!"

Bei dieſen Worten erhob er ſich und, ohne auf die Erlaubniß zu warten, ſchnitt er mit dem ſcharfen Stilet, das er bei ſich trug, einige Haare ab, die Bianca im Schlafe weit hin über die Kiſſen verſtreut hatte.

Sie würde vergebens Widerſtand geleiſtet haben. Alles war ſo überraſchend ſchnell gekommen und der Bandit war wieder verſchwunden, ehe ſie ſich noch von ihrem Erſtaunen vollkommen erholen konnte, in das ſie ſeine Erſcheinung verſetzt hatte.

Auf ihrem Bette lag ein reiches Medaillon, welches der Räuber vergeſſen zu haben ſchien. Ihr eigener Namenszug mit einem andern, den ſie nicht kannte, blitzte ihr entgegen. Eine ſchwarze Haarlocke, die ſie aber ſogleich erkannte, war darin verſchloſſen.

Dieſe Liebe, dieſe Ergebenheit, dieſe Beharrlichkeit konnten endlich den günſtigſten Eindruck auf das Herz der jungen Frau nicht verfehlen. Sie verſuchte es, ſich ſelbſt dieſes Gefühl zu verbergen — allein umſonſt. Es war ihr ſo neu, ſo mächtig, ſie gehörte ihm ganz. Schon war ſie dem furchtbaren Fremden zur Beute geworden, als ſie noch gegen ihn anzukämpfen wähnte. Jetzt war es nicht mehr die Furcht vor ſeinen Drohungen, die Beſorgniß vor ſeiner Rache, die ihr Schweigen auferlegten. Nein, es war die Angſt, ihn ſelbſt zu verlieren auf ewig, die Gerichte auf ſeine Spur zu lenken und ſich auf eine feige Weiſe von einem ſo edler Gefühle fähigen Manne zu trennen. Sie

entschuldigte ihr Schweigen gegen sich selbst mit den triftigsten Gründen, sodaß sie sich endlich selbst überredet hatte, daß es die Ehre von ihr fordre zu schweigen, während es doch nur eine tiefe Leidenschaft war, die sie dazu antrieb und die sich ihrer mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt hatte.

Der Zwang, den ihr die Verstellung gegen ihre Umgebung auflegte, machte ihr sowol die Familie ihres Mannes, als auch ihre gewöhnlichen Besuche, die sie sonst gleichgültig kommen und gehen sah, unausstehlich, deshalb schützte sie länger ihre Schwäche vor und erholte sich nur langsam, um das Recht dadurch zu behalten, ungestört allein zu sein. Graf Carlo, der wegen seiner Geschäfte oft abwesend war, mochte gegen diese Laune seiner Gattin keinen Einwand erheben.

Oft, wenn sie Abends sich von Niemand belauscht wußte, öffnete sie ein geheimes Fach ihres Schreibtisches und zog daraus die Briefe und das Medaillon hervor, die sie zu entfernen nicht den Muth gehabt hatte. Dann suchte sie in jeder Wendung, in jedem Worte den Charakter dieses seltsamen Menschen zu entziffern und jedesmal mußte sie sich bekennen, daß er edel und groß in Allem ihr erschienen war. Wie konnte er aber bei solcher Gesinnung den Ausgestoßenen sich beigesellen? Welche Verkettung von Umständen mochte ihn dahin geführt haben? Oder war es erst ihre Bekanntschaft, die das Innere des Verworfenen plötzlich wie durch einen Blitzstrahl erhellte und ihm den Weg zeigte, den er fortan wandeln sollte?

Eine heimlich traute Stimme erklang manchmal leise und überraschte sie bei ihrer nächtlichen Beschäftigung. Sie erkannte sie beim ersten Tone für die seinige. Dann überließ sie sich ganz dem süßen Zauber, den diese Stimme und

die Erinnerung um ſie woben und ſie gedachte nicht der Hinderniſſe und Abgründe, welche ſich zwiſchen ihr und dem Banditen zeigten.

Jetzt, da er ſich, ihrem Gebote zufolge, entfernt hielt, keimten Wünſche in ihr, die ſeine Gegenwart betrafen. Sie machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie ſo grauſam gegen ihn ſein konnte, ihn aus ihrem Angeſichte zu verbannen. Es waren jene Illuſionen, welche die Unerfahrenheit undd ie ſich in ihrem Innern entwickelnden, bisher völlig unbekannten Gefühle entſtehen ließen. Solche Wünſche kehrten nach und nach häufiger wieder; bald füllten ſie jeden Augenblick ihres unbelauſchten Alleinſeins aus.

Eines Abends hatte ſie ſich, in ſolchen Gefühlen gewiegt, eben zu Bette begeben, als ſie die Erſcheinung zu haben glaubte. Ihr Vorhang barg ſie noch zur Hälfte; jetzt bewegt er ſich leiſe — er wird zurückgeſchoben und ſie erblickt bei dem matten Schimmer ihrer Nachtlampe den Banditen zu ihren Füßen auf den Knieen liegen.

In Haſt bringt er ihr in Erinnerung, welche Gefahr ihm drohe, wenn ſie ihren Schreck nicht zu bezähmen im Stande wäre und ein lautes Wort ihren Lippen entführe. Zugleich ſchwört er auf's Neue, daß es nur eines Winkes von ihr bedürfe, um ihn ſogleich aus ihrer Nähe zu bannen; allein die geringe Kraft, die ſie etwa noch hiezu beſäße, nimmt ſogleich die Schilderung ſeiner Qual und ſeiner Leidenſchaft gefangen, die er mit bezaubernden Farben entwirft. Welche Opfer bringt er ihr nicht; welche gigantiſche Anſtrengung, welchen außerordentlichen Kampf erheiſcht nicht jeder Schritt, in ihre Nähe zu gelangen!

Bianca horcht aufmerkſam zu; ſie hört mit ganzer Seele.

Der Bandit ſchildert ihr hierauf ſein abenteuerliches

Leben mit allen seinen Umständlichkeiten. Er malt ihr die Kämpfe, die Gefahren seiner frühern, nunmehr verlassenen Laufbahn. Bianca schaudert bei dieser Mittheilung! Allein der Furchtbare liegt auf den Knieen vor ihr und spricht so leise, sein Ton ist so milde.... nach und nach vergißt sie es, wer zu ihr spricht.... sie läßt es zu, daß der Räuber ihre herabhängende Hand mit Küssen bedeckt.

Die Locken der jungen Frau, die sich immer mehr dem Munde des Räubers nähert, um nichts von den leise gehauchten Bekenntnissen zu verlieren, berühren schon die Wangen desselben; Beider Athem vermischt sich. — —

Sie ist auf dem Punkte, Alles um sich her zu vergessen; da erweckt sie ein glühender Kuß und bringt sie plötzlich wieder zu sich. Entsetzt rafft sie sich empor; sie will rufen, klingeln; aber der Räuber liegt vor ihr auf den Knieen, unbeweglich und starr!

„Thun Sie, was Sie wollen," spricht er dumpf, „überliefern Sie mich dem sichern Tode, dies ist mein Geschick! Es ist mir erwünscht, wenn es mich durch Sie, wenn es mich schneller ereilt. Rufen Sie Leute herbei — lassen Sie mich dem Gericht ausliefern!"

Bei diesen Worten erkennt sie die ganze Gefahr, die ihn bedroht. Sie vergißt ihre eigene Lage und sieht nur Blut und Schaffot für ihn.

„Nein! nie! nie! durch mich nicht!" ruft sie mit unterdrückter Stimme. „Aber, mein Gott, man kommt! Retten Sie sich, Unglücklicher!"

„Es ist zu spät!" spricht er kalt und entschlossen.

„Zu spät! ach, mein Himmel!" ruft sie in unsäglicher Angst. „Nun dann, so will ich Sie retten! Nicht ich kann Sie den Händen Ihrer Verfolger überliefern. Hieher, mein Freund, verbergen Sie sich hinter diesen Vorhängen! Ver-

laſſen Sie ſich auf mich! ſpäter — wenn ſie wieder fort ſind, können Sie leicht entkommen! Aber, da ſind ſie ſchon! Vergebens — Alles!"

Mit der Geiſtesgegenwart, welche ſtets aus einer ſtarken Leidenſchaft entſpringt, geht Bianca den Eindringenden entgegen. Sie hält ſie auf. Das laute Rufen erklärt ſie ihnen als die Folge eines unruhigen Schlummers; ſie habe einen ſchweren Traum gehabt: die guten Leute mögen ſich nicht weiter bemühen; ſie dankt für ihre Theilnahme. Graf Carlo erblickt ſie nicht. Sie bittet, daß man ihn nicht wecke; Jeder gehe ruhig ſchlafen.

Damit verabſchiedet die junge Frau ſcheinbar beruhigt die Leute.

Allein mit der Entfernung der augenſcheinlichen Gefahr wächſt auch ihre Unruhe wieder. Sie eilt in ihr Schlafgemach zurück, mit dem feſten Entſchluß, dem Manne, den ſie eben ſo großmüthig gerettet, für immer den Zutritt zu verbieten.

„Entfliehen Sie jetzt auf der Stelle," ruft ſie ihm zu, verlaſſen Sie mich — ich ſehe Sie nie wieder!"

Allein welches Erſtaunen, welche Ueberraſchung, welches Glück bemächtigt ſich ihrer! Der Bandit, der Auswurf der Geſellſchaft, der furchtbarſte Menſch der Schöpfung, der Unbekannte, den ſie auf ewig aus ihrer Nähe verbannt wiſſen will und für den ſie heimlich doch ſo viel Theilnahme und mehr noch empfindet — ſteht als Carlo — als ihr Gatte vor ihr! — —

Abgeworfen hat er die fremde, ihn verhüllende Tracht, den Bart, die Perücke; es iſt wieder der helle Ton ſeiner Stimme; der volle Glanz der von ihm angezündeten Kerzen beleuchtet wieder die längſt vertraute Geſtalt. Das Räthſel iſt gelöſt; das Herz Bianca's mit ihm.

Carlo ſteht vor ihr nicht mehr als jener Gatte, den die Pflicht ihr gegeben; ſondern als Geliebter, den ihr Herz ſich erkor.

Carlo hatte durch dieſen kühnen, abenteuerlichen Streich die ſchlafenden Gefühle ſeiner geliebten Bianca erweckt. Das Ganze war gewagt, denn eine ſolche plötzliche und gewaltſame Belebung ſtarker Naturkräfte führt oft zu bedenklichen Ausbrüchen. Ob das Verhältniß für die Dauer ein glückliches wurde, melden unſere Quellen nicht. Der erſte Moment des Erwachens war ein ſehr glücklicher.

Der Sohn der Nacht.

Eine milde Sternennacht hatte ſich über das geräuſchvolle Paris ausgebreitet.

Die ungeheure Weltſtadt hat aber auch ihre ſtillen, friedlichen Plätze, die bei Nacht noch ſtiller und friedlicher werden, wo man den Schritt des einſamen Wanderers vernimmt, wo kein Wagenraſſeln den Schlummer ſtört und die Lichter früh gelöſcht werden. Die Champs-Elyſées haben ſtille grünende Winkel, wo anmuthige Häuschen ſtehen, zu deren ſchattigem Obdach kein Lärm dringt.

Wir ſtehen jetzt vor einem ſolchen; ein zierliches Haus aus rothen Backſteinen, mit weißen Verzierungen, halb im holländiſchen Geſchmack und die Wohlhabenheit der Bewohner verkündend, liegt vor uns, umgeben von einem ſchönen Raſenplatze, mit Blumen umhegt.

Die Fenſter des Unterſtocks ſind geöffnet und wir blicken in ein Zimmer, welches von einem Halbdunkel beherrſcht wird, das der grüne Schirm einer Lampe verbreitet. Ruhe und Stille rings umher. Eine junge Frau ſucht in einer geöffneten Schublade Häubchen und Linnenzeug von feinem Battiſt, mit Spitzen verbrämt — zur Nachtkleidung eines Kindes. Ihre Haltung war anmuthig und zierlich und

im Hin- und Hergehen entfalteten ſich unwillkürlich die Reize eines ſchönen Wuchſes. Jetzt nahm ſie ein kleines Mädchen in ihre Arme, ein Miniaturbildchen, das kaum ein Jahr haben mochte und das ſo leicht war, um ihren graziöſen Bewegungen nicht im mindeſten Zwang aufzulegen. Die ſchöne Mutter ſchien ſich damit ſchmücken zu wollen und trug das Kind wie eine zarte Blume an ihrem Buſen.

Sie ſetzte ſich, das Kind auf dem Schoße, und entkleidete es, um es ins Bett zu legen; allein das Kleine machte noch einige Umſtände, wie ſolche junge Geſchöpfe immer thun, die erſt ſeit kurzem ſich des Tageslichts erfreuen, und daher gar nicht Luſt haben, wieder zum Schlummer zurückzukehren. So auch hier. Sobald die Mutter dem lieblichen Weſen das Nachthäubchen aufgeſetzt hatte, ſo riß es daſſelbe mit beiden Händchen herunter und warf es in die Luft, um es mit ſeinen Füßchen wieder aufzufangen, von einem Lächeln begleitet, das keine Feder zu beſchreiben im Stande wäre. So müſſen die Engel im Himmel lächeln; ſo denkt man ſich's; wer aber hat es geſehen? Umſonſt war die Mutter bemüht, mit der Kleinen zu Ende zu kommen, und ſelbſt da vermochte ſie's nicht, als ſich ein kleiner Schleier von Ernſt über die Glück verkündende Heiterkeit ſenkte, die in allen Zügen ihres ſchönen Geſichtes ſpielte.

Dies war der Moment, als ſie im Vorzimmer ein leiſes Schreiten auf dem kniſternden Parket vernahm. Ueberraſcht wandte ſie den Kopf.

„Biſt Du's, Caroline?" fragte ſie, weil ſie glaubte, ihr Kammermädchen, das einen ſpäten Ausgang hatte, ſei zurückgekehrt.

Keine Antwort.

Jetzt fiel es der jungen Frau ein, daß sie allein war; es wurde ihr mit einem Mal so unheimlich im Zimmer und sie fühlte ein ängstliches Pressen auf der Brust.

„Aber so antworte doch, Caroline", sagte sie wieder mit einer zitternden Ungeduld. „Warum bleibst Du so lange aus?"

Dasselbe Stillschweigen; sie fühlte sich überrieselt; ihr Athem stockte und Schweiß trat auf ihre Stirn. So saß sie noch einen Augenblick, das Auge auf die Thür gerichtet; sie wollte um Hülfe rufen, aber ihre Stimme war erstickt und ihr Körper keiner Bewegung mächtig. Ein verlarvter Mann trat ein.

Da drückte sie ihr Kind an die Brust, allein nicht möglich war es ihr zu fliehen; sie konnte nur den Schrecklichen anschauen, erstarrt und lautlos.

Der Mensch war ganz gewöhnlich gekleidet; ein Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, dazu ein runder Hut; seine ganze Gestalt zeigte durchaus nichts Fremdartiges, als die Larve, unter welcher er sein Gesicht verbarg.

„In jenem Schreibtische," sprach er mit dumpfer Stimme, „liegen hunderttausend Franken in Bankbillets, die gestern empfangen wurden, um morgen in den öffentlichen Schatz getragen zu werden. Die will ich haben."

Der Schrecken der jungen Dame wuchs nach diesen Worten, die das Vorhaben des Fremden sogleich ins klarste Licht setzten; dennoch aber kam ihr die Sprache wieder, sie hörte ja eine menschliche Stimme, sie stand nicht mehr dem Unbekannten, dem Räthselhaften gegenüber. Es war ein Dieb, kein Phantom, kein Spuk. Die erste Bewegung, der sie sich wieder überlassen konnte, war natürlich die, aus dem Zimmer zu entfliehen. Allein der Fremde vertrat ihr den Weg, und der matte Schein der Lampe ließ sie bei

einer Wendung die Mündung einer Piſtole gewahren. Unwillkürlich trat ſie einen Schritt zurück und ſank von neuem erſtarrt in ihren Seſſel.

„Den Schlüſſel zum Schreibtiſch her!“ ſprach der Fremde feſt und dringend, indem er die Hand ausſtreckend auf jenes Möbel deutete.

Sie verneinte mit dem Kopfe.

Er ſuchte überall umher, in den Kryſtall- und Bronze-Gefäßen, die auf dem Kamin, auf den Tiſchen umherſtanden, ohne auf die kleinen Gegenſtände von Werth zu achten, die er darin fand und die er alle verächtlich auf den Boden warf. Hierauf ſtellte er ſich wieder vor die Dame hin und ſagte mit beſtimmtem Ausdruck, den Blick auf einen bunten Foulard geheftet, den ſie als Schürze trug:

„Der Schlüſſel befindet ſich in der Taſche Eurer Schürze.“

Sie kreuzte entſetzt beide kleine Hände über das Täſchchen.

„Gebt mir den Schlüſſel freiwillig oder Ihr zwingt mich, Euch zu durchſuchen,“ ſprach der Entſetzliche.

Es zog mit Eiſeskälte durch ihre Adern; tiefer Abſcheu ergriff ſie und ſie zog den Schlüſſel hervor und warf ihn auf das Parket. Der Menſch hob ihn auf, öffnete damit den Schreibtiſch und ergriff die Brieftaſche mit den hunderttauſend Franken, indem er ſich damit aus dem Staube machen wollte. In dieſem Augenblicke jedoch — wer könnte ſich ſolche Fügung erklären! — bleibt er auf der Schwelle ſtehen, und ſein Blick haftet eine Minute lang auf dem verzweiflungsvollen Weibe, das ſich, kaum im Stande zu athmen, auf die Rücklehne ihres Seſſels ſtützt. Ihr Kopf neigte ſich auf ihre Schulter und die langen Locken ihres braunen Haares umwallten ihr Geſicht, das eine Marmorweiße zeigte. Das kleine Kind hatte beim

erſten Erſcheinen der verlarvten Geſtalt ein wenig geſchrien, jetzt aber von der anſcheinenden Ruhe des Vorgangs beſchwichtigt, war es am Buſen ſeiner Mutter eingeſchlafen und ſein aufwärts gekehrtes mildes Geſichtchen zeigte ſich roſig und lächelnd.

Eine Minute betrachtete der Fremde dieſe Gruppe, dann war er fort.

Der Menſch, den wir hier auf ſo kecke, beſtimmte Weiſe ſein verbrecheriſches Handwerk üben ſahen, war der Sohn einer berüchtigten Diebsfamilie. Die Eltern, ein finſteres, verſtocktes Geſindel, hatten die ſonderbare Laune, ihr Kind zu behalten, ſtatt, wie es ſolches Volk gewöhnlich zu treiben pflegt, es auszuſetzen und ſo einem beſſern Looſe zuzuführen. Richard, wie ſie den Sohn des Verbrechens nannten, wuchs auf unter dem Schutze ſeiner Eltern und ihrer würdigen Gefährten. Er war ſeit ſeiner früheſten Kindheit mit geſtohlenem Brot ernährt worden, lernte frühzeitig die Sitten der Spitzbuben und war alſo ſeit ſeiner Geburt eingeweiht in dieſen ſchändlichen Nachdruck der Geſellſchaft.

Kein friſcher Hauch von außen war in dieſen erſtickenden Dunſtkreis gedrungen, als er aber ſpäter die wirkliche Welt kennen lernte, ſo war ſie ihm wie ein Feind erſchienen, den man durch Liſt bezwingen müſſe; er hatte ſie von keinem andern Geſichtspunkte aus kennen gelernt. Die Außendinge hatten ſeinen Sinn berührt, allein die Seele des Ganzen konnte er nicht erfaſſen. Er hatte die Welt geſchaut, aber nicht verſtanden.

Seine Eltern waren ſorgfältig bemüht geweſen ihn

für ſein Handwerk zu erziehen und man mußte geſtehen, daß ſeine Eltern gewandte Leute waren; denn ſeit zwanzig Jahren lebten ſie ſchon vom Diebſtahl und Raub und hatten noch keine einzige Verurtheilung erfahren. Als Richard noch ein ganz kleiner Junge war, mußte er, ſchön wie ein Engel, die Rolle des Amors bei der Proceſſion des Faſtnachtochſen ſpielen, der jedesmal die große Treppe der Tuilerien hinaufſteigt, um das Geſchenk aus den Händen des Königs zu erhalten. Als er größer geworden, gab man ihn bei einem Kaminfeger in die Lehre, weil dies die einzige Hantierung iſt, die in die Gemächer der Reichen und Vornehmen dringen darf. Als dieſe Lehrzeit vorüber war, wurde Richard zu einem Maler gegeben, der die Schilder der Kaufleute malt, der in das Innere der Magazine geführt wird und dort ſein Atelier aufſchlägt, um alle Gegenſtände des Verkaufs mit ſprechender Aehnlichkeit wiedergeben zu können.

So war er, ſchon jung, gleichſam in das Herz der bürgerlichen Wohnungen eingeführt und kannte die Lokalitäten der großen Stadt. Die Folge war, daß Richard, ſowie er in ein Haus trat, ſogleich zu beurtheilen wußte, welcher Theil der Wohnung am beſten gegen die Blicke des Portiers geſchützt war oder welches Fenſter in das Boudoir führte, wo der Schmuck der Dame aufbewahrt wurde, oder in das Geſchäftszimmer, wo die Kaſſe ſtand. Befand er ſich zum erſten Mal in einem fremden Zimmer, ſo fühlte er gleich, wie aus einem magnetiſchen Inſtinkt, wo Geld, wo Kleinodien lagen, und war im Stande, geraden Wegs darauf loszugehen. Er war mit jenen ſeltenen Naturen zu vergleichen, welche geheime Schätze in der Erde wittern; denn ſo leuchteten auch eingeſchloſſenes Gold und Diamanten ſei-

nem innern Auge, wenn das äußere sie noch nicht erblickt hatte.

Zum Erklimmen der Mauern, so wie jeder andern Unternehmung, die Kraft und Geschicklichkeit erforderte, hatte ihn die Natur reichlich ausgestattet. Seine Spießgesellen nannten ihn der ungeheuren Gelenkigkeit wegen nur den schönen Vogel. Auch verdiente er wol diesen Namen wegen der Lebendigkeit seines großen blauen Auges, der halbblonden Locken und der frischen Farbe seiner Wangen. Dieser schöne Vogel hatte wirklich ein reizendes Gefieder und in der That durfte ein solcher Dieb, der über alle Hindernisse hinwegfliegt, um sich seines Zieles zu bemächtigen, wol mit einigem Rechte den Bewohnern der Lüfte verglichen werden. Im Französischen ist bekanntlich dasselbe Wort, um stehlen und fliegen zu bezeichnen, was wol auch auf das hier Gesagte hindeuten mag.

So lebte Richard seine Tage dahin. Alles, was er raubte, brachte er seinen Eltern, ohne sich weiter darum zu kümmern. Er hatte auch nicht ein einziges Mal über seine Lebensweise nachgedacht.

Eines Tages sprach sein Vater zu ihm:

„Richard, in einem einsamen Hause der elysäischen Felder wohnt eine junge Witwe, die heute hunderttausend Franken empfängt. Dies ist das Vermögen ihres Gatten, das sie bis zur Großjährigkeit ihres Kindes verwalten soll. Morgen wird das Geld auf den Schatz getragen, und es ist daher nöthig, sich noch heute den Besitz desselben zu verschaffen. Jeden Abend um neun Uhr geht das Kammermädchen fort, um Milch für das Kind zu holen; die Dame bleibt dann für einige Zeit allein. Hier ist der Schlüssel zur Hausthüre, der nach einem genauen Abdrucke des Schlosses gemacht wurde. Jetzt gehe, mein lieber Sohn,

arbeite ein wenig und, wenn Du zurückkommſt, erwartet Dich ein Glas Punſch, das ich Dir ſelbſt als Herzſtärkung bereiten will."

Und am Abend überbrachte Richard die hunderttauſend Franken ſeinem Vater.

Nur die Brieftaſche, in dem die Bankzettel gelegen hatten, behielt er für ſich. Sie war von Leder, an allen Ecken mit Gold beſetzt. Ein ſüßer Duft entſtieg daraus und er empfand zum erſten Male den Reiz des Wohlgeruchs. Der Duft zauberte ihn, er wußte ſelbſt nicht wie, in das Zimmer zurück, wo er das ſchöne, bleiche Weib verlaſſen hatte, das ihr von ihm zu Grunde gerichtetes Kind an den Buſen drückte — das Kind, das ihr von all' ihrem Glücke nur allein übrig geblieben war.

Auf dem Schilde der Brieftaſche las er die Buchſtaben F. S. Er betrachtete ſie lange und ein ſeltſamer Gedanke kam ihm in den Sinn.

„Ich habe keinen Grund," ſagte er zu ſich ſelbſt, „die arme Frau auch dieſes Gegenſtandes zu berauben, den ſie wahrſcheinlich hochhält. Wenn ich ihr das Geld genommen habe, ſo kann ich ihr doch wenigſtens dieſes hier zurückgeben, das für mich ohne Werth iſt."

Dies war der erſte gute Gedanke, der in dieſem wilden Kopfe aufloderte. Allein, ehe er ihn ausführte, wollte Richard ſich den Wohlgeruch verſchaffen, der ihn ſo mächtig anregte, indem er ihm das Bild und die Umgebung der jungen Frau aufs Neue vergegenwärtigte Es war aber nichts Anders als das bekannte Patchouli; der erſte beſte Laden lieferte ihm dieſen für ihn ſo herrlichen Gegenſtand, und nun trug er ihn in ſeine Kammer, barg ihn in ſeinem Lager und wollte alle Luft damit durchwürzen, die er von nun an einathmen würde.

Ein neues Leben war in Richard's Bruſt erwacht. Es war nicht der rege Trieb zu ſeinen verbrecheriſchen Unternehmungen, es war nicht der wilde Ehrgeiz mehr, der nach den Lobſprüchen und Erhebungen ſeiner Eltern und Kameraden trachtete, ſondern ein Gefühl wie Sehnſucht nach etwas Unbekanntem ſchien ſich in ſeinem Innerſten zu regen. Das Bild, das ihn fortwährend beſchäftigte, der anreizende Geruch, der ihn fortwährend umgab, dies wiegte ihn in ein Traumleben, welches ſein Innerſtes mit einer freundlich erwärmenden Flamme erfüllte.

Er wollte gleich nach dem begangenen Diebſtahl das Haus der Witwe wieder aufſuchen, allein ihm fehlte der Muth dazu. Er, der ſonſt ſo leichtſinnig neue Frevel auf Frevel häufte, wagte hier nicht einmal den Ort wiederzuſehen, wo er den erſten begangen und den er mit beſſeren Geſinnungen betreten wollte. Er ſpiegelte ſich vor, daß die ſchöne Bewohnerin nicht mehr in ihrem Hauſe anzutreffen ſein würde; denn — dachte er — wenn ſie nichts weiter beſeſſen hat, als das Einkommen der von mir geraubten Summe, ſo wird ſie in jenem eleganten Hauſe nicht mehr wohnen können. So kämpfte er in Gedanken durch Betrachtungen aller Art, die mehr oder weniger feſten Grund hatten, den Wunſch nieder, der ihn verzehrte.

Endlich ſiegte der Zufall. Er war durch verſchiedene Seitenwege in die Nähe des Hauſes gelangt und konnte nun nicht mehr widerſtehen, einen Blick wenigſtens ſeitwärts durch das Gitterthor in den Garten zu werfen. Madame S. ſtand am Rande eines kleinen geſchorenen Raſenplatzes, auf dem ihr Kind ſpielend umherkroch. Richard blieb mit angehaltenem Athem wie angewurzelt auf ſeiner Stelle ſtehen.

Er betrachtete mit aufmerkſamem Forſchen die ſchöne

junge Frau. Nur wenige Tage hatten genügt, aus ihren Zügen den Eindruck jenes nächtlichen Schreckens zu verwischen. Der Verlust der Summe war allerdings ein Unglück für sie, allein keines von denen, die auf den Gesichtszügen der Menschen ihre unvertilgbaren Spuren zurücklassen.

Die junge Witwe stand in einem langen, fast schleppenden Gewande von schwarzer Wolle da; ihren Kopf zierte eine Haube von schwarzen Spitzen, die mit einem schleierartigen Behange versehen war, wie solches die tiefe Trauer den Frauen der besseren Gesellschaft vorschreibt. Diese dunkle, doch anmuthige Gestalt hob sich von dem grünen Grunde, der mit bunten Blumen durchzogen war, die soeben zu verwelken begannen. Es waren Rosen, Flieder, Geisblatt, zu deren reizendem Farbenspiel die Trauerkleidung der Witwe einen grellen, doch sinnigen Gegensatz bildete. Die Natur verwendet nie die schwarze Farbe für die glücklichen Pflanzen, für den Himmel und die Erde; sie läßt sie allein den unglücklichen Menschen, die sich damit bekleiden, wenn sie einen unersetzlichen Verlust erleiden. — Und ach, wie oft haben sie es nöthig!

Madame S., die in ihrem Trauerschleier gleich wie die sie umgebenden Blumen das Köpfchen hängen ließ, besaß einen unbeschreiblichen Reiz; sie gehörte zu jenen Schönheiten, die dem Denken Nahrung verleihen, die man nicht blos liebt, sondern von denen man auch gern träumt.

Als Richard sie so betrachtete, kam es zuerst wie Reue über ihn. Er verwünschte zum ersten Male eine That, wie er sie sonst, ohne daran zu denken, so oft verübt hatte. Er glaubte, daß Schönheit und Reichthum stets aufs engste verbunden sein sollten, und seine stumpfe Seele fühlte, daß es wol seine Pflicht gewesen wäre, dieser Frau einen größe-

ren Schatz zu bringen, als sie des kleinen zu berauben, den das Schicksal ihr vergönnt hatte. Hätte es ihm erst in den Sinn kommen können, daß er eine Mutter vor sich sah, welche er des Vermögens ihres Kindes beraubt hatte, um wie viel stärker würden seine Gewissensbisse gewesen sein. Allein so weit war der Dieb noch nicht.

Als Madame S. sich jetzt mit ihrem Kinde nach einer andern Seite des Gartens gewendet hatte, entschloß er sich plötzlich, seinen Vorsatz auszuführen. Er warf die Brieftasche in den Garten und machte sich eiligst davon. Er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als Nachrichten über die Besitzerin zu erhalten, und er wandte sich daher an ein Mädchen, die an dem Graben, der die Avenue Chabeaubriand begrenzt, einige Ziegen hütete, mit seiner Frage. Diese sagte ihm, daß Madame S. vor wenigen Tagen auf eine geheimnißvolle Weise bestohlen worden sei, die in der ganzen Gegend der Gegenstand des Gesprächs geworden war. Ein schwarzer Mensch sei nämlich, vom Nachtwinde getragen, in dem Hause erschienen, habe dort sogleich den Ort gewußt, wo das Vermögen der Witwe aufbewahrt wurde, habe sich dann desselben bemächtigt und sei ebenso unmerklich und schnell mit dem Raube verschwunden, wie er gekommen. Niemand wisse sich das näher zu erklären. Außer dem Schrecken hätte jedoch der Vorfall keinen nachtheiligen Einfluß auf die Wittwe gehabt; ihr Zustand sei dadurch nicht im geringsten verkümmert, da der reiche Oheim ihres Kindes sogleich aus seinen Mitteln den Betrag der Zinsen des geraubten Kapitals zu ersetzen versprochen habe.

Diese Worte erleichterten Richard's Brust. Er schritt rascher durch die Allee und begriff nicht sein verändertes Wesen. Welche neue Bewegung fühlte er in sich? Was wollte dieses Bild der schwarzgekleideten Frau von ihm,

das ihn ſtets verfolgte? Die Liebe, die ſich nun ſeiner wirklich bemächtigt, hatte er bisher nicht gekannt und wußte ſie nicht zu deuten.

Am andern Tage trieb es ihn von neuem unaufhaltſam zu dem Gartengitter, wo ſein Auge die liebliche Viſion gehabt hatte.

Madame S. ſaß unter einer Gruppe kleiner Bäume im Hintergrunde des Gartens. Sie war mit einer Stickerei beſchäftigt, während ihr Kind, anſtatt mit den hübſchen Sachen zu ſpielen, die es umgaben, die bunten Seidenknäuel der Mutter unbarmherzig hin und her und durcheinander warf, von der letzteren nicht einmal mit einem Blicke geſtraft. Es war lieblich zu ſehen, mit welcher himmliſchen Geduld ſie dieſe ſtets wieder vom Boden hob, aufwickelte und zurechtlegte.

Die Sonne war untergegangen und das Spiel, das Richard lange Zeit entzückt hatte, zu Ende; die Mutter packte ihre Arbeit zuſammen, nahm ihr Kind auf den Arm und ging langſam in das Haus zurück. Da fühlte der Räuber einen neuen Wunſch in ſich emporkeimen; er wollte auf dem Platze ſein, den ſie ſoeben verlaſſen hatte. Er wartete noch ein wenig. Jetzt wurden die Läden des Hauſes geſchloſſen; die Nacht ward dunkler und nichts Lebendes regte ſich weit und breit in den Laubgängen. In dieſem Augenblicke wollte er in den Garten ſteigen. Er zog aus ſeiner Taſche eine dicke ſeidene Schnur, auf künſtliche Weiſe ineinander geknüpft, deren Ende eine Schlinge bildete; dieſe warf er um eine Urne, welche einen der Pfeiler des Gitterthores ſchmückte; ſo half er ſich zur Höhe hinauf, warf dann die Schnur auf der andern Seite hinab und geleitete daran hinunter.

Wie eine Schlange huſchte er bis zu dem geliebten

Platze und warf sich mit unsäglichem Vergnügen auf den Rasen nieder, auf dem der Fuß der schönen Frau geruht hatte; er athmete mit einer heißen Gier die Luft, die sie gefächelt hatte; er erhob seine Blicke nach den Zweigen über ihm, die noch vor wenigen Minuten ein Dach für sie gebildet; er nahm mit bebenden Händen die Blumenblätter, die das Kind noch eben erst zerrissen, und küßte sie mit einem Gefühl von Glück, ohne zu wissen, woher es eigentlich entstand. So träumte er lange Zeit. Es war ein Zustand von Schlummer und Wachen.

Plötzlich erbebte sein Inneres, wie von einem elektrischen Schlage. Madame S. saß am Flügel und präludirte mit jenem warmen Gefühl, das sich von der Seele löst, wenn man sich ganz einsam und unbelauscht weiß. Der Laden war geschlossen und das Fenster geöffnet; Richard konnte jedem Hauche des Instruments folgen; der Zauber wuchs; er lag berauscht von Gefühlen da; seine Seele verband sich aufs innigste mit diesen Tönen und schwang sich mit ihnen in reinere Sphären empor.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß der Unglückliche, Verlorene ein Weib, ein Kind betrachtet hatte, daß er den Duft der Blumen einsog, daß er den Ton der Musik vernommen. Er hatte bis jetzt von dem Allen nichts gewußt; denn unsere Fähigkeiten entwickeln sich im Leben nicht durch sich selbst; sie werden durch Erziehung geweckt oder durch die Magie des Augenblicks. Richard war in gänzlicher Unwissenheit erzogen worden. Er kannte weder das Leben, noch das Gemüth.

Neben uns in der Gesellschaft besteht eine Welt von Barbaren, deren Sitten wir weniger kennen, als die Sitten der Südseeinsulaner. Wir haben nie unsern Fuß in ihre verpesteten Schlupfwinkel getragen. Der Gedanke an eine

Gemeinſchaft mit ihnen erfüllt uns mit Entſetzen, aber auch ſie wiſſen nichts von unſern verfeinerten Gefühlen, von unſerer Poeſie des Lebens, von unſerer Liebe.

Als beim erſten Grauen des Tages Richard nach der Stadt zurückging, gedachte er, ſeltſam überraſcht, Deſſen, was ſich mit ihm zugetragen hatte. Er fühlte in ſich eine ebenſo befremdliche als glückliche Umwandlung. Da es ihm nie an etwas gefehlt hatte, ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo fehlte es ihm an einem beſtimmten Maßſtab, Glück und Mangel zu unterſcheiden. Er hatte oft in dem Kreiſe ſeiner Spießgeſellen von dem Glück und dem Reichthum der bevorzugten Klaſſen gehört; man hatte ihn gelehrt, ſie ſich zu ertrotzen, da das Schickſal ſie ihm verweigert hatte; er wußte, daß die Seinigen ein ſteter Neid darnach verzehrte, und doch vermochte er ſich nicht zu erklären, was denn Glück und Reichthum ſeien. Jetzt glaubte er das Räthſel gelöſt. Das ſei Reichthum, dachte er, was er jetzt empfand; jene tiefen, berauſchenden Gefühle, deren Seligkeit ihn erfüllte. Er glaubte, reich ſein ſei immerfort lieben und empfinden.

So verging die Zeit. Richard mochte keine Nacht mehr anderswo als in dem kleinen Garten der Witwe zubringen, wenn nicht der helle Mondſchein ihn daraus verſcheuchte oder der Regen ſein Lager von Raſen und Blumen untauglich gemacht hatte. Wenn alle Spaziergänger die Champs-Elyſées verließen, ſo begab er ſich hin; ſein Leben begann, wenn das Leben anderer Menſchen zur Ruhe ging; er rechnete es nicht mehr nach Tagen, ſondern nach Nächten, wie ſeine Vorfahren, die alten Gallier, von denen er jedoch nichts wußte.

Faſt jeden Abend hörte er das Klavierſpiel der Witwe; manchmal auch ihre ſanfte Stimme, die in ſeltener Har-

monie mit der lauen ſanften Nachtluft ſtand, die ihn umgab. Zuweilen las die junge Frau auch ſchöne Verſe mit lauter Stimme, um an ihrem Wohlklang ſich zu erfreuen, der die Seele ebenſo rührt, wie der Ton der Saiten.

Wie durch ein Wunder war plötzlich der einfache Richard, das Kind der Unwiſſenheit und des Frevels, bisher faſt nur einem liſtigen Thiere zu vergleichen, mit einem offenen Sinne für die Schönheiten der Poeſie vertraut, die er mit klopfendem Herzen und halb geöffnetem Munde in ſich aufnahm. Kam er nach Hauſe, ſo konnte er ſich Einiges von den Verſen vorſagen, das er behalten hatte. Es war nicht mehr ſeine Stimme; die weichen Biegungen, die anmuthige Beweglichkeit des Tones der Witwe miſchten ſich in ſein männliches Organ und ſo wurde die edelſte Sprache daraus, die man ſich denken kann.

Es kam ihm in den Sinn, ſich die Bücher zu verſchaffen, in denen ſo ſchöne Dinge enthalten waren. Bis dahin hatten ihn Bücher nicht gereizt; die Intereſſen, welche die Welt bewegen, berührten ja ihn nicht, da er außer aller Verbindung mit ihr lebte und ihr den Krieg erklärt hatte. Nun war es anders. Er ergriff das erſte Buch und fühlte ſich von dem Gedanken des Schriftſtellers wunderbar ergriffen; wie wenn Stahl auf Stein geſchlagen wird, ſo ſprangen dadurch unzählige Funken aus ſeinem Hirne empor.

Dreißig Tage waren auf dieſe Weiſe verfloſſen oder vielmehr dreißig Nächte; denn Richard begann nur zu leben, wenn dunkler Schatten an der Stelle des Sonnenlichts zu herrſchen begann. Tags ſchlief er, wenn er ſchlafen konnte; er

träumte Musik, Liebe, Poesie, Verse, deren Wohllaut ihm ein unbekanntes Entzücken bereitete, und wenn die geliebte Nacht erschien, dann lenkte er die Schritte nach dem einsamen Häuschen und kreuzte gleichsam ganze Stunden vor der Allee, die zu demselben führte. Er umschlich sie von weitem und begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit im Vorübergehen die Thüre jenes Häuschens zu erblicken, das für ihn zu einem Tempel geworden war.

Nicht Vorsicht, nicht die Besorgniß, von Jemand bemerkt zu werden, hielten ihn so entfernt von jenen Mauern, die er für sein Leben gern mit Hand und Lippen berührt hätte; ein edleres, ein besseres Gefühl, ein lebhafter Instinkt, den man Zartsinn nennen konnte, beherrschte die Seele des jungen Diebes; er fühlte sich unwürdig; er war ja Der, welcher dies Heiligthum entweiht hatte. Neben dieser drückenden Empfindung war es auch das natürliche Verlangen, sein Glück so lange hinauszudehnen, als er es vermöchte, denn er fürchtete mit Recht, daß er es durch den ersten Schritt, sich seiner zu bemächtigen, auch plötzlich zerstören würde. Es genügte ihm, während einiger Stunden der Wohnung desjenigen Wesens nahe sein zu können, deren Zaubermacht ihn so umgewandelt hatte, eines Wesens, das ihm stets erschien gleich einer Gottheit in den Wolken bis zur Stunde der Mitternacht, die er zur Stunde seines höchsten Glückes geweiht hatte. Dann näherte er sich mit unbeschreiblichem Gefühle, unter Beben und Herzklopfen der Gartenmauer; dann schwang er sich mit der ihm eigenen Gelenkigkeit hinüber und sank voll seligen Glückes auf den duftenden Rasen, auf dem die schönen Füße der Witwe geruht hatten.

Diese endlosen Träumereien, diese wollüstige Schwär-

merei wurde manchmal von fürchterlichen Kämpfen unterbrochen, die der Unglückliche zu bestehen hatte.

Sein Vater sprach zu ihm: „Bursche, es gibt etwas zu thun in der oder jener Straße, in dem oder jenem Hause; Gewandtheit und Kühnheit sind nöthig; die Bande rechnet auf Dich!"

Und Richard, bebend an allen Gliedern, antwortete dann: „Es ist gut!"

Wenn aber die Nacht gekommen war, so ging er nicht an den von seinem Vater bezeichneten Ort, sondern man sah ihn nach den Champs-Elysées schwanken, sich unter den Bäumen verlieren, den Kopf zu Boden gesenkt, mit seinen Nägeln die Brust zerfleischend, in der gräßlichsten Aufregung aller Nerven. Und wenn er aus ihr erwachte, so sank er nieder, und die schönen Verse, die er gehört, kamen ihm in den Sinn, und er sagte einige davon her mit gebrochener, tonloser Stimme.

Am andern Morgen mußte er seinen Vater durch eine Lüge zufriedenstellen. Man war in dem Hause die ganze Nacht wach geblieben, die Hunde waren nicht angekettet worden, die Patrouillen umstreiften das Haus beständig. Dann zog der Vater und seine Gesellen die Brauen zusammen und es fehlte nicht an plumpem Spotte über die zierliche Weise Richard's, über seine Art, sich auszudrücken, und daß er das gebräuchliche Rothwelsch gänzlich dabei bei Seite setzte. Jetzt war der junge Mensch im Stande, die ganze Abscheulichkeit seiner Stellung zu erkennen und die tiefe Kluft zu messen, die ihn von der Gesellschaft trennte und ihn einer Gemeinschaft beigesellte, die ihn vernichtet hätte, wenn auch nur ein einziges Wort über die geheimen Gefühle, die ihn bewegten, zu ihr gedrungen wären. Man würde begriffen haben, daß er nicht auf der Schwelle eines

neuen Lebens stehen bleiben, daß er, von der Liebe fortgerissen, seine Gewissensbisse nicht verhehlen, zugleich die Bande verrathen könnte, und dies war genug, daß diese das Todesurtheil gegen ihn gesprochen und geheimnißvoll an ihm vollzogen hätte.

Sonst würde ihm eine solche Aussicht keine Schranken gesetzt haben; wie oft hatte er Ekel vor seinem Dasein empfunden; jetzt aber liebte er das Leben, wenn er gleich nicht wußte, wohin es ihn führte. Die Ungewißheit dieser namenlosen Existenz, der ewige Wechsel von wild zerreißenden Schmerzen und unaussprechlichen Freuden war ihm genug; er lebte nur ein Seelenleben; sein Körper fiel ab und schwand dahin, er merkte es nicht.

In einer Nacht stand er wieder vor dem Hause und war im Begriff, sich über die Mauer zu schwingen. Eine ungewöhnliche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. An diesem Abende war während der ganzen langen Zeit seines Harrens kein Fenster erleuchtet gewesen und dieser anscheinend so unbedeutende Umstand war ein bedeutungsvolles Ereigniß für Richard.

Madame S. war stets einem stillen, regelmäßigen Leben ergeben gewesen; nur die Sorge für ihr liebliches Kind erfüllte sie ganz; seit dem Diebstahl hatte sie keinen Abend außer dem Hause zugebracht. Richard hatte sie bald mit der Kleinen auf dem Rasen spielend belauscht, oder er hatte an der Zimmerdecke oder an den Vorhängen ihren angebeteten Schatten beim Scheine der Lampe flüchtig vorüberschweben sehen. An diesem Abende nichts von allem Dem.

Alles war finſter und ſtill. Was hatte ſich zugetragen? Richard's Herz war zuſammengeſchnürt; es ahnte ein Unglück.

Die Nacht war dunkel und die Champs-Elyſées waren noch einſamer als ſonſt. Nur Richard ging nach ſeiner Gewohnheit mit leiſen Schritten auf und ab vor dem Hauſe. Plötzlich hörte er den Hülferuf von Frauenſtimmen; er erwacht aus ſeinen Träumereien und blickt auf. Nicht hundert Schritte von ihm ſieht er zwei weibliche Geſtalten von Männern überfallen. „Dies iſt Madame S. und ihre Kammerfrau!" ruft es in ihm und er ſtürzt mit Blitzesſchnelle dem Orte zu. Er kommt zur rechten Zeit; denn zwei Männer ſind eben beſchäftigt, den halbohnmächtigen Frauen ihr Geſchmeide zu entreißen. Richard iſt ohne Waffen; er würde lange erröthet ſein, welche zu tragen. Allein er iſt mit einer ungewöhnlichen Kraft und Geſchicklichkeit begabt. Er ſieht eine Klinge in der Hand des einen Räubers blitzen und er packt deſſen Arm mit beiden Händen. Jetzt will der Menſch die Waffe mit der linken Hand nehmen, allein dies eben hatte Richard erwartet und kommt ihm zuvor. Bald iſt er im Beſitz der Waffe und nun droht er den Tod den Beiden, wenn ſie nicht zur Stelle die Flucht ergreifen. Verzweiflung und Wuth erfaßte die Räuber und ſie warfen ſich auf Richard, der ſie zwar in dem fürchterlichen Kampfe, der ſich nun entſpann, bedeutend verwundete, aber auch, von ihnen von einem Stich in der Bruſt getroffen, zur Erde ſank.

Durch den Hülferuf der Frauen und das Geräuſch dieſes nächtlichen Kampfes waren einige Leute aus den zunächſt liegenden Häuſern herbeigezogen worden; die beiden Räuber hatten die Flucht ergriffen und Madame S. wurde von ihren Nachbarn nach ihrem Hauſe geführt, während den auf der Erde liegenden Richard einige Menſchen mit

erſchreckten Mienen umgaben, die nicht wußten, welchen Beiſtand ſie ihm leiſten ſollten.

Nach einigem Ueberlegen ſchien es ihnen jedoch das Natürlichſte, den Verwundeten in das Haus derjenigen Perſon zu bringen, die er mit Gefahr ſeines eigenen Lebens aus den Händen der Böſewichte befreit hatte. Auch Madame S., nachdem ſie in ihrem Zimmer von ihrem Schrecken ſich etwas erholt, hatte daran gedacht, ihre Leute zum Beiſtande des jungen Menſchen fortzuſchicken. So wurde denn Richard in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes gebracht, wo ihm ſchnell ein Lager bereitet wurde, während man einen Arzt aus der Nachbarſchaft herbeiholte.

Obgleich Richard nicht ſprach, ſo war er doch bei vollkommenem Bewußtſein, das Meſſer war in der Wunde ſtecken geblieben, aus welcher das Blut in Strömen floß; Niemand wagte, es herauszuziehen, in der Hoffnung, daß ſich der Arzt nicht lange erwarten laſſen würde.

Welche Gefühle durchzogen aber des Kranken Herz! Richard, mit gaſtfreundlicher Sorgfalt umgeben in demſelben Hauſe, wo er einige Wochen früher als Räuber erſchienen war, aufgenommen von derſelben Frau, die er ihres ganzen Vermögens beraubt hatte. Er, der Dieb, der Sohn der Räuber, hörte jetzt nahe bei ſeinem Lager jene entzückende Stimme, die ihn ſeit jener erſten Bekanntſchaft ſchon aus der Ferne erbeben ließ; er ſah jetzt, hellbeleuchtet von allen Seiten in ſeiner nächſten Nähe, jene ſanften Züge, die er das erſte Mal ſo bleich und erſchreckt von ſeiner plötzlichen Erſcheinung geſehen hatte; er fühlte auf ſeiner heißen Stirne die kleine ängſtlich zitternde Hand, die jetzt wahrſcheinlich durch den von ihm begangenen Raub zu harter Arbeit verurtheilt war. Sein Blut kochte in den Adern; es ſtrömte mit Macht der offenen Wunde entgegen,

und es schien, als sollte es bis zum letzten Tropfen entströmen.

Der Arzt erschien. Es war ein erfahrener Mann, der Gelegenheit gehabt hatte, in den Spitälern der Hauptstadt jene furchtbaren Wunden zu behandeln, die mit den Messern gemacht worden, die das gemeine Volk zu seiner gewöhnlichen Waffe erkoren hat. Er zog die Klinge mit Geschicklichkeit heraus und bemerkte zur großen Beruhigung Aller, daß sie nur die Rippen gestreift hatte, mithin keines der wichtigen Lebensorgane verletzt worden sei und keine Gefahr das Leben des Patienten bedrohe.

Madame S. konnte sich eines freudigen Ausrufs nicht enthalten; sie beugte sie über Richard, der während der Operation keine Aeußerung des Schmerzes ausgestoßen hatte, und drückte ihm ihre Dankbarkeit und die Freude aus, die sie empfand, daß seine muthvolle Aufopferung keine gefährlichen Folgen für ihn haben würde.

Nachdem der Arzt die Wunde verbunden, entfernte er sich, indem er allen guten Trost gab. Wie erschrak er aber am andern Morgen, als er den Kranken von dem heftigsten Fieber ergriffen sah, das außer seiner Berechnung gelegen hatte. Die Frau, welche Nachts gewacht hatte, erzählte, daß der Kranke immerwährend phantasirt habe, daß er geweint, sich verflucht, sich selbst für den Räuber gehalten und die sonderbarsten Reden geführt habe. Als gegen Morgen Madame S. selbst erschienen war, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, verfiel er in einen Zustand von Ohnmacht und gab keinen Laut von sich.

Der Arzt sah nun wol ein, daß die Wunde nur eine Nebensache sein würde, und daß es sich hier hauptsächlich um eine hitzige Krankheit handle, die sich plötzlich erklärt habe.

Der Kranke wurde mit Sorgfalt und Liebe umgeben und Alles an ihm verschwendet, was sein Zustand erheischte. Er sprach nicht, und wenn Madame S. alle Tage kam, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen, so murmelte er ein unverständliches Wort, neigte den Kopf und eine lebhafte Röthe stieg ihm in die Wangen, und eine Thräne perlte in seinem Auge. Nur während der Nacht und der heftigsten Fieberanfälle sprach er. Dann führte er seltsamliche Reden, welche die Umstehenden nicht in Zweifel ließen, daß er den Verstand verloren habe. Er hielt sich dann selbst für den Räuber, statt für den Befreier der Dame, er klagte sich des schwärzesten Verbrechens an und wollte hinaus in die finstere Nacht und sprach von Tod und Verderben.

Nach und nach gelang es der Kunst des Arztes, diese fürchterlichen Phantasien zu dämpfen. Der Augenblick der Genesung rückte heran und der Augenblick der Aufklärung so manches Dunkeln in dieser Begebenheit durfte vorausgesetzt werden.

Während des stärksten Fiebers hatte man in Gegenwart der Witwe die Kleider des Verwundeten untersucht, um zu sehen, ob nicht ein Papier seinen Namen und seine Wohnung verrathen würde, und welcher Klasse der Gesellschaft er angehöre. Allein wie sehr war man erstaunt, nicht das Geringste zu finden. Seine Kleider zeugten von einem gewissen Wohlstande, ohne jedoch einen jungen Menschen nach der Mode zu bezeichnen. Seine Gesichtszüge hatten etwas Stolzes und Hohes, besonders wenn ein ruhiger Schlummer auf ihnen lagerte. Jedesmal, wenn Madam S. ihn mit Theilnahme gefragt hatte, ob sie nicht die qualvolle Ungewißheit seiner Aeltern oder Freunde mit einigen Worten beschwichtigen solle, hatte er den Kopf nach

der andern Seite gekehrt und durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er weder Aeltern noch Freunde besitze. Man schloß aus diesem Allen, daß Richard wol ein armer Student sein möge, der sich seiner traurigen Lage schäme.

Wie nun aber seine Gesundheit sich wieder immer mehr und mehr befestigte, wurden auch seine Gedanken wieder lichter und bestimmter. Er erkannte nun wohl, daß sich eine heftige Leidenschaft seiner bemächtigt hatte, und er fühlte, mehr noch als früher, welcher schmuzige Abgrund ihn von dem Gegenstande seiner Liebe trenne. Sein letztes Verbrechen hatte er selbst an derjenigen Person verübt, die er liebte, und dieses folterte ihn jeden Augenblick, und seine Lage wurde dadurch entsetzlich.

Eines Tages hörte er über sich die Töne eines Flügels. Es war die Witwe, deren Zimmer über dem seinigen gelegen war. Dieselbe Melodie schlug an sein Ohr, die er sonst gehört, wenn er, heimlich auf dem Rasen des Gartens liegend, sich an dem Duft der ihn umgebenden Blumen berauschte und an den Gegenstand seiner stillen Anbetung dachte.

Da ergriff es ihn plötzlich wie Wahnsinn und er recitirte mit lauter Stimme einige jener schönen Verse, die er früher gehört, wenn die Witwe in den heißen Augustnächten bei geöffnetem Fenster las, und sie zu ihm heruntergetragen wurden auf dem Fittig der balsamischen Nachtluft. Sie hatten sich seinem Gedächnisse eingeprägt. So war es auch jetzt wieder; die Fenster waren geöffnet; die balsamische Luft des Gartens strömte herein und die Sonne nahm soeben freundlichen Abschied von dem einsamen Hause in den Champs-Elysées.

Richard's Stimme wurde von Madame S. zugleich vernommen; die Verse kannte sie wohl, aber mehr noch war

es der Ton dieser Stimme, der sie auf befremdende Weise ergriff.

Der Genesende war aufgestanden und hatte sich zum ersten Male angekleidet. Madame S. konnte der Reizung einer unbestimmten Neugierde nicht widerstehen; es lag etwas Geheimes darin, über das sie sich selbst noch nicht Rechenschaft zu geben wußte; sie ging hinab zu ihrem Gaste.

In diesem Augenblicke verläßt Richard jede Ueberlegung, er befindet sich in einem Zustande der höchsten Exaltation, des berauschenden Glückes. Er spricht mit hinreißender Beredtsamkeit von seinem Danke, und seine leidenschaftliche Bewunderung wählt Ausdrücke, vor denen Madame S. erröthen muß.

Doch welch' ein Augenblick! Plötzlich erbleichen Beide; eine innere Stimme, eine übernatürliche Regung scheint sie ergriffen zu haben. Die Witwe hat die Stimme, die Gestalt, die Stellung des Menschen wiedererkannt, den sie einst in ihr Zimmer dringen sah in jener fürchterlichen Nacht, wo ihr das Geld geraubt wurde.

Das kleine Mädchen, das neben ihr saß, ergriff sie nun voll Hast, preßte es an ihren Busen und eilte voll Entsetzen nach der Thüre, bleich und kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten. Sie hatte kein Wort gesprochen, aber ihr Blick verrieth Alles.

„Ich bin's!" schrie Richard, indem er zu Boden stürzte; „ja, ich bin jenes Ungeheuer!"

„Das ganze Glück meines Kindes!" rief schmerzvoll Madame S.

„Beim Himmel! ich will's ersetzen und müßte ich's wo anders stehlen!" — dann fügte Richard leise hinzu: „Ich will es meinem Vater wieder nehmen."

Madame S. hatte das Zimmer verlassen, ohne diese

Worte zu hören. Sie eilte in ihr Schlafgemach und fiel dort ohnmächtig in einen Seſſel. Man umgab die arme Frau und war bemüht, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen. Es war ein ewiges Gehen und Kommen im Hauſe. Richard vernahm dieſe Unruhe, und wußte wohl, daß er die Urſache derſelben ſei, und finſtere Ahnungen ſtiegen in ihm auf.

„Laßt ihn entfliehen, o laßt ihn entfliehen!“ ſprach Madame S., als ſie wieder zu ſich gekommen war, aber Niemand verſtand den Sinn dieſer Worte.

Richard allein hätte ſie verſtanden. Er ſchlug mit dem Kopf heftig gegen den Boden und zerfleiſchte ſeine Bruſt mit den Nägeln gleich wie ehemals, wenn er im Schatten der Bäume das Haus umirrte. Plötzlich ermannt er ſich; er erhebt ſich vom Boden, ſpringt aus dem Fenſter und eilt durch den Garten mit der Schnelligkeit eines Pfeils.

Einige Minuten darauf hörte man von der Brücke einen ſchweren Körper ins Waſſer ſtürzen.

Leute in Kähnen eilten herbei und ſuchten nach dem Verunglückten. Als ſie den Körper des jungen Mannes herauszogen, hatt er bereits aufgehört zu leben.

Der Leichnam wurde in der Morgue ausgeſtellt; aber kein Theilnehmender wollte ſich melden. Er wurde darauf als Unbekannter verſcharrt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED

JUL 30 1986

AUG 13 1986

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED

JUL 30 1986 ILL

1695381

AUG 18 1986

Widener Library
3 2044 100 910 041